

BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

Gedruckt mit Förderung
der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz



BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

IM AUFTRAGE DES
BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

HERAUSGEGEBEN VON
BRAGE BEI DER WIEDEN

Der ganzen Reihe
Band 89

2008

SELBSTVERLAG DES BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

Das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte erscheint in der Regel jährlich.

Die Zusendung von Manuskripten erbitten wir an die Schriftleitung in:

38302 Wolfenbüttel, Forstweg 2, Telefon (0 53 31) 93 52 45

heike.kurde@nla.niedersachsen.de

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt,
werden an die gleiche Anschrift erbeten.

Über das Programm und die Aktivitäten informiert auch

www.geschichtsverein-bs.de

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 21,00 €, für Jugendliche in der Ausbildung 10,00 €.

Bankkonten: NORD/LB, Kontonr. 144 592, BLZ 250 500 00

Postbank Hannover, Kontonr. 95 047 306, BLZ 250 100 30

Schriftleitung:

Dr. Brage Bei der Wieden

Bibliographie:

Ewa Schmid M. A.

Rezensionen und Anzeigen:

Dr. Silke Wagener-Fimpel

Dr. Martin Fimpel

Vertrieb:

Buchhandlung Graff

Sack 15

38100 Braunschweig

E-Mail: infos@graff.de

ISSN 1437-2959

Druck und Verarbeitung: poppdruck, 30851 Langenhagen

Vorstandsmitglieder des Braunschweigischen Geschichtsvereins

| | |
|-----------------|-------------------------------|
| 1. Vorsitzender | Dr. Brage Bei der Wieden |
| 2. Vorsitzender | Ulrich Hagebölling |
| Schatzmeister | Dipl.-Kfm. Sascha Köckeritz |
| Geschäftsführer | Johannes Angel |
| Ehrenmitglieder | Dr. Richard Moderhack |
| | Dr. Günter Scheel |
| | Dr. Horst-Rüdiger Jarck |
| Beirat | Dr. Annette Boldt-Stülzebach |
| | Dr. Gudrun Fiedler |
| | Dr. Manfred Garzmann |
| | Dr. Hans-Henning Grote |
| | Dr. Walter Hagen |
| | Prof. Dr. Jochen Luckhardt |
| | Dr. Hans-Ulrich Ludewig |
| | Prof. Dr. Wolfgang Milde |
| | Dr. Ulrich Schwarz |
| | Dr. Henning Steinführer |
| Ehrenbeirat | Prof. Dr. Harmen Thies |
| | Dr. Dieter Lent |
| | Prof. Dr. Gerhard Schildt |
| | Dr. Gerd Spies |
| | Dipl.-Kfm. Klaus Webendoerfer |
| | Dr. Mechthild Wiswe |

INHALT

| | |
|---|----|
| Thesen zur Landesgeschichte von Brage Bei der Wieden, Ulrike Gleixner, Horst-Rüdiger Jarck, Henning Steinführer, Harmen Thies | 13 |
|---|----|

Aufsätze

| | |
|--|-----|
| Die Herkunft sächsischer Grafenrechte im westerlauwerschen Friesland ca. 950–ca. 1150. Ein Beitrag zur Geschichte der Brunonen von Dirk Jan Henstra | 17 |
| Die Klosterdörfer der Grauen Mönche. Siedlungskundliches aus dem Umfeld von Zisterzen im Braunschweigischen von Wolfgang Meibeyer | 29 |
| Der verlorene Kontext: Mittelalterliche Ausstattungsstücke des Heiligkreuzklosters in Braunschweig von Jochen Luckhardt | 43 |
| Peter Ulner (1523–1595). Ein Theologe zwischen den Zeiten, zwischen den Konfessionen und zwischen den Territorien von Inge Mager | 59 |
| „Magd der Theologie“ oder „Hort der Innovation“: Zur Rolle der philosophischen Fakultät der Universität Helmstedt in der Frühaufklärung von Jens Bruning | 67 |
| Anmerkungen zu den von Hoym in Esbeck, ausgehend von einer Grabplatte in der dortigen St. Andreaskirche von Ingrid Henze | 85 |
| Kirche und Gemeinden in den gesellschaftlichen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts. Die Beispiele Ahlum und Wendessen von Birgit Hoffmann | 113 |
| Staatskommissare im Helmstedter Rathaus 1929–1933 von Matthias Krüger | 133 |

Kleinere Beiträge

| | |
|---|-----|
| Brunesguik – Braunschweig. Eine Kontroverse von Gerhard Schildt | 149 |
| Der historische Hintergrund des „Borwall“ bei Querum von Wolfgang Meibeyer | 157 |

| | |
|---|-----|
| Munificentia principis – Zum sog. Braunschweig-Portal im Bremer Rathaus von Ingrid Münch | 161 |
| Zur Geschichte des Neubaus der Hornburger Kirche Beatae Mariae Virginis 1612–1616 von Sibylle Heise | 165 |

Bibliographie

| | |
|--|-----|
| Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2007 – mit Nachträgen von Ewa Schmid | 173 |
|--|-----|

Rezensionen und Anzeigen

| | |
|---|-----|
| A n k l a m , E.: Adelslegitimation und Fürstendienst. Gebhard Werner Graf von der Schulenburg-Wolfsburg (1722–1788). Ein Briefwechsel mit Friedrich II. von Preußen (M. Schippan) | 222 |
| B e r g h a h n , C.-F., H. B l u m e , G. H e n k e l und E. R o h s e (Hrsg.): Literarische Harzreisen. Bilder und Realität einer Region zwischen Romantik und Moderne (B. Bei der Wieden) | 224 |
| B i e r m a n n , F.: Der Weserraum im hohen und späten Mittelalter. Adelsherrschaft zwischen welfischer Hausmacht und geistlichen Territorien (G. Pischke) | 218 |
| C a s e m i r , K. und U w e O h a i n s k i : Die Ortsnamen des Landkreises Holzminden. Nebst einem Anhang der archäologisch lokalisierten Wüstungen und Burgen sowie weiterer Siedlungsstellen von Detlef Creydt und Christian Leiber (H. Blume) | 207 |
| C r e y d t , D.: Luftkrieg im Weserbergland. Eine Chronologie der Ereignisse (D. Lent) | 226 |
| D a n i l e v s k i j R. D.: G. È. Lessing i Rossija. Iz istorii russko-ev- ropejskoj kul’turnoj obščnosti [G. E. Lessing und Russland. Aus der Geschichte der russisch-europäischen Gemeinschaft] (M. Schippan) | 223 |
| E h l e r s J.: Heinrich der Löwe. Eine Biographie (Th. Scharff) | 210 |
| E t z o l d , U. M.: Die Buchbinder und ihr Handwerk im Herzogtum Braunschweig von den Gildegründungen unter Herzog August bis zum Ersten Weltkrieg 1651 bis 1914 (S. Wagener-Fimpel) | 219 |
| K ö n i g , S.: ... lütken Freden wisk ... Die mittelalterliche Siedlung Klein Freden bei Salzgitter vom 9.–13. Jahrhundert (W. Meibeyer) | 208 |

| | |
|---|-----|
| Kruppa, N. und Wilke, J. (Bearb.): Die Hildesheimer Bischöfe von 1221 bis 1398 (G. Spreckelmeyer) | 217 |
| Meibeyer, W.: Die Stadt Braunschweig im 18. Jahrhundert. Stadtbild und Grundbesitz in Braunschweig nach der Vermessung von Andreas Carl Haacke 1762 bis 1765 (E. Eschebach) | 221 |
| Naß, K. (Hrsg.): Die Reichschronik des Annalista Saxo (W. Petke) | 213 |
| Pingel, N.-M.: Von Bodenständigkeit und Politik – Carl Lauenstein. Ein biografisches Porträt (U. Strauß) | 230 |
| Przybilla, P. (†): Die Edelherren von Meinersen. Genealogie, Herrschaft und Besitz vom 12. bis zum 14. Jahrhundert (U. Schwarz) | 214 |
| Quellen zur Geschichte des Schlosses Wolfsburg und der Familien von Bartensleben und von der Schulenburg. Ein digitales Findbuch (C. Kauertz) . | 203 |
| Rieger, D.: Die Alte Wiek. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig (W. Meibeyer) | 212 |
| Schimpf, E.: Heilig – Die Flucht des Braunschweiger Naziführers auf der Vatikan-Route nach Südamerika (J. Schmid) | 228 |
| Schulze, H. K.: Die Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu. Die griechische Kaiserin und das römisch-deutsche Reich 972–991 (G. Spreckelmeyer) | 205 |

Chronik

| | |
|--|-----|
| Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins Oktober 2007 bis November 2008 von Johannes Angel | 233 |
| Ergebnisse der Mitgliederbefragung 2008 von Brage Bei der Wieden und Heike Kurde | 241 |

VERZEICHNIS DER AUTOREN:

Johannes Angel, Braunschweig
Dr. Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel
Dr. Jens Bruning, Wolfenbüttel
Prof. Dr. Ulrike Gleixner, Wolfenbüttel
Dr. Sibylle Heise, Hornburg
Dr. Dirk Jan Henstra, Noordlaren/Niederlande
Dr. Ingrid Henze, Helmstedt
Birgit Hoffmann, M. A., Wolfenbüttel
Dr. Horst-Rüdiger Jarck, Wolfenbüttel
Matthias Krüger, Celle
Prof. Dr. Jochen Luckhardt, Braunschweig
Prof. Dr. Inge Mager, Hamburg
Dr. Ingrid Münch, Bad Fallingb. b. Bad
Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer, Braunschweig
Prof. Dr. Gerhard Schildt, Braunschweig
Ewa Schmid, M. A., Wolfenbüttel
Dr. Henning Steinführer, Braunschweig
Prof. Dr. Harmen Thies, Cremlingen

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN:

Dr. Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel – Dr. Dr. h. c. Herbert Blume, Braunschweig – Dr. Erika Eschebach, Braunschweig – Dr. Claudia Kauertz, Hannover – Dr. Dieter Lent, Wolfenbüttel – Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer, Braunschweig – Prof. Dr. Wolfgang Petke, Göttingen – Dr. Gudrun Pischke, Bovenden – Prof. Dr. Thomas Scharff, Braunschweig – Dr. Michael Schippan, Wolfenbüttel – Joachim Schmid, Groß Biewende – Dr. Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel – Dr. Goswin Spreckelmeyer, Wolfenbüttel – Dr. Ulrike Strauß, Braunschweig – Dr. Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie Sie wissen ist das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte seit 1902 die wissenschaftliche Zeitschrift für die Geschichte des Landes Braunschweig bzw. den Raum Südostniedersachsen und als solche in der historischen Forschung eingeführt und anerkannt. Es wird nicht nur an die Mitglieder des Geschichtsvereins versendet und weitere Interessenten verkauft, sondern gelangt auch im Schriftentausch an 205 Institutionen im In- und Ausland, darunter die Akademien der Wissenschaften in Göttingen, München, Stockholm und Prag und die Bodleian Library in Oxford. Das Jahrbuch lässt sich in den Online-Katalogen von ca. 80 wissenschaftlichen deutschen Bibliotheken, aber etwa ebenso der Library of Congress und kanadischer Spezialbibliotheken nachweisen.

Unsere Zeitschrift dient somit nicht allein dem Geschichtsverein als Aushängeschild, sondern bestimmt die Wahrnehmung der braunschweigischen Geschichte und Geschichtsforschung auch außerhalb der Region. Der Vorstand des Geschichtsvereins hat daher ein großes Interesse daran, die Zukunft des Jahrbuchs dauerhaft und unabhängig von veränderlichen Mitgliederzahlen und Jahresbeiträge zu sichern.

Die Interessen des Geschichtsvereins laufen hier denen der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz, deren Aufgabe es ist, die „kulturellen und historischen Belange des ehemaligen Landes Braunschweig zu wahren und zu fördern“, parallel. Seit der Errichtung des Nukleus der Stiftung im Jahr 1569, des Klosterfonds, durch den weisen Landesherrn Herzog Julius, hat jede Epoche ihre Spuren in Vermögen und Tätigkeit der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz hinterlassen. Mit den Ländereien, Forsten, Grundstücken und Projekten ist die Stiftung Teil der reichen Braunschweiger Kulturlandschaft und damit von nun an natürlicher und dankbarer Partner des Braunschweiger Geschichtsvereins bei der Herausgabe dieses Jahrbuchs.

Noch weitere Veränderungen sind zu anzuzeigen: Dr. Horst-Rüdiger Jarck, der seit Band 73 (1992) die inhaltliche Verantwortung für das Jahrbuch hatte, wollte mit dem Vereinsvorsitz auch die Schriftleitung der Vereinszeitschrift abgeben. Von Band 77 (1996) – dem ersten Band im roten Löwen-Design – an hatte Dr. Ulrich Schwarz den Rezensionsteil betreut; auch er wünschte im Hinblick auf seine bevorstehende Pensionierung von der Redaktionsarbeit entbunden zu werden. Was beide geleistet haben, indem sie Jahr für Jahr eine stattliche Publikation mit ganz verschiedenen, aber immer fundierten Beiträgen, den Zeitraum vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart überspannend, herausgebracht haben, beginnen ihre Nachfolger jetzt zu ahnen. Hier heißt es Anerkennung zu zollen und herzlich Dank zu sagen! Für die Aufgabe, zukünftig den Rezensionsteil zu betreuen, konnten Dr. Silke Wagener-Fimpel und Dr. Martin Fimpel gewonnen werden, so dass die komplette Redaktion wie bisher in Händen von Wissenschaftlern des Staatsarchivs Wolfenbüttel liegt.

Dr. Brage Bei der Wieden
(Vorsitzender des Braunschweiger
Geschichtsvereins)

Tobias Henkel
(Direktor der Stiftung
Braunschweiger Kulturbesitz)

Thesen zur Landesgeschichte

von

Brage Bei der Wieden, Ulrike Gleixner, Horst-Rüdiger Jarck, Henning
Steinführer, Harmen Thies (mit einer Ergänzung von Dieter Lent)

Die aktuellen Aufregungen um die Präsentation der braunschweigischen Landesgeschichte im Braunschweigischen Landesmuseum sollten auch für den Geschichtsverein Anlass sein, sich zur Selbstvergewisserung mit der Frage zu beschäftigen, was heute als Landesgeschichte im allgemeinen und als braunschweigische Landesgeschichte im besonderen zu verstehen ist. Die Beschäftigung mit dieser Frage erscheint deshalb umso nötiger, weil die alte Selbstverständlichkeit, die braunschweigische Landesgeschichte auf ein Territorium beziehen konnte, spätestens mit der Auflösung der Bezirksregierung Braunschweig im Jahre 2005 geendet hat. Eine Folge dieser Auflösung zeigt sich jetzt in den Plänen, eine Region Braunschweig als kommunale Gebietskörperschaft zu installieren. Die Prüfung dieses Vorhabens darf sich aber nicht auf bloß wirtschaftliche Aspekte beschränken. Das Zugehörigkeitsgefühl der Menschen zu Gruppen und Räumen hat eine wenigstens ebenso große Bedeutung – und es wurzelt in Geschichte und Geschichten. Der Vorstand des Braunschweigischen Geschichtsvereins hat deshalb eine Arbeitsgruppe beauftragt, Thesen zu formulieren, die geeignet erscheinen, weitere Überlegungen und Erwägungen anzustoßen.

Ein erstes Ergebnis sind die hier vorgelegten allgemeinen Thesen zur Landesgeschichte.

1.

„Landesgeschichte“ heißt das Agieren von Personen bzw. Personengruppen in einem als Land definierten Raum. In der deutschen Geschichte heißt „Land“ die territoriale Einheit einer Herrschaft. Das Land kann nicht dem jeweiligen Forschungsvorhaben angepasst neu bestimmt werden, sondern ist als eine gegebene Größe zu betrachten, die sich allein im Wechselspiel historisch wirksamer Faktoren verändert.

2.

Im Rahmen der deutschen Geschichte kommt der Landesgeschichte eine herausgehobene Stellung zu, da die Länder konstituierend für die Geschichte Deutschlands waren und sind. Deutsche Geschichte ist somit in vielerlei Hinsicht immer auch Landesgeschichte.

3.

Durch die Bindung an ein Territorium unterscheidet sich Landesgeschichte von Volks-, Stammes- oder bloßen Dynastiegeschichten. Andererseits ist aber jede Geschichte, deren Gegenstand sich in den Rahmen eines Landes einpassen lässt und den Bedingungen dieses Landes unterliegt, auch Landesgeschichte. Die Landesgeschichte als wissenschaftliche Disziplin zeichnet sich daher durch große Offenheit gegenüber Fragestellungen und Methoden aus.

4.

Der abgegrenzte Raum eines Landes, das Territorium, gewährt seinen Bewohnern eine Möglichkeit der Selbstvergewisserung, eine Beantwortung der Fragen: „Wo komme ich her?“ „Wo gehöre ich hin?“ Solange das Land besteht oder seine Tradition gewahrt wird, kann die Landesgeschichte damit der Identitätsbildung dienen oder bewusst für diese eingesetzt werden.

Kommentar Ulrike Gleixner:

Landesgeschichte ist immer auch Bestandteil der Geschichtspolitik. Sie ist abhängig von dem, was die Gesellschaft und die Geschichtswissenschaft als relevant und geschichtswürdig erachtet und insofern verändern sich auch die Fragen, weil die Fragen an die Geschichte sich mit den Generationen verändern.

Ergänzung von Dieter Lent:

I. Landesgeschichte als historische Forschungsdisziplin ist in Abwandlung eines berühmten Historikerwortes (J. Huizinga) die Form, in der eine politische Region oder Geschichtslandschaft sich Rechenschaft über ihre Vergangenheit ablegt.

II. Landesgeschichte wirkt bestimmten negativen Folgen des egalisierenden und damit auch verödenen Sogs der Globalisierung entgegen, indem sie regionale Vielfalt forschend aufdeckt, erhellt und somit identitätsbildend stärkt.

III. Landesgeschichte weckt vertieftes Interesse am Eigenen, d. h. an allem, was eine Region kennzeichnet bzw. was sich in ihr vorfindet, indem sie verständlich macht, wie alles geworden ist und zeitliche Dimensionen aufweist.

5.

Landesgeschichtsschreibung als Selbstvergewisserung vergegenwärtigt nicht zuletzt kollektive Erinnerungen. Solche Erinnerungen betreffen insbesondere den Ursprung des Gemeinwesens, Gefährdungen und ihre Bewältigung, Verknüpfungen der eigenen Geschichte mit der nationalen oder Weltgeschichte. Sie versuchen Konsistenz und Kontinuitäten zu stiften.

6.

Eine Erforschung der Landesgeschichte hat auch die Konstruktion und Dekonstruktion derartiger Erinnerungen zum Gegenstand. Sie richtet sich ebenso auf die Kehrseite einer Identitätsstiftung für Mehrheiten, die Minderheiten ausgrenzen kann.

Kommentar Ulrike Gleixner:

Insgesamt ist Landesgeschichte Teil der Geschichts- und Erinnerungspolitik: Landesgeschichte ist beteiligt an und verantwortlich für Prozesse, die das gesellschaftliche Gedächtnis modellieren, und darin entwirft Landesgeschichte Geschichte. Sie schließt aus, bezieht ein, postuliert und verwirft. Landesgeschichte entsteht in einem gesellschaftlichen Kontext und ist mit den gesellschaftlichen und politischen Praxen der Gesellschaft verbunden.

7.

Für die Geschichtswissenschaft ist „Land“ ein vorgegebenes Ordnungsschema, das den Vergleich unterschiedlicher Bewältigungen gleicher Herausforderungen unter ähnlichen Bedingungen erlaubt. Wissenschaftliche Landesgeschichte ist damit auf den Vergleich und die Einordnung des Landes in übergreifende Zusammenhänge angelegt.

Kommentar Ulrike Gleixner:

Landesgeschichte erzählt von Aneignungsformen, Aneignungspraxen, Widerständigkeit, Verlust, Schuld und Leid der Akteurinnen und Akteure in der Geschichte des jeweiligen Landes.

8.

Landesgeschichte ist mehr als die Vermittlungsinstanz zwischen Heimatforschung und nationaler oder europäischer Geschichtsschreibung – kann aber diese Funktion auch erfüllen. Entsprechend bietet Landesgeschichte die Möglichkeit, übergreifende Thesen in einem überschaubaren Raum zu falsifizieren.

Kommentar Ulrike Gleixner:

Landesgeschichte bearbeitet große Fragen und Probleme der Geschichtswissenschaft für ihren abgesteckten Raum, quasi auf engstem Raum. Sie erforscht die Geschichte der Menschen, der Sachkultur sowie Kunst- und Baukultur in ihrem Raum. Sie liefert insofern den größeren Fragen der Geschichte notwendige und wichtige Antworten und Quellen, da sie kleinteilig und umfassend erschließt. Der Landesgeschichte entgeht sozusagen nichts mehr.

Kommentar Horst-Rüdiger Jarck:

Die Arbeit an der Landesgeschichte hat besondere Bedeutung durch eine häufig gegebene und die Arbeit motivierende Nähe und Betroffenheit der Forschenden vom Forschungsgegenstand. Sie fördert regional nachvollziehbare Ergebnisse und damit Identität.

9.

Braunschweigische Landesgeschichte beginnt mit der Entstehung des Landes Braunschweig bzw. dessen unmittelbarer Vorgeschichte. Ein entscheidender Bezugspunkt ist die Errichtung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1235. Als Vor-

geschichte wäre die Epoche des Herzogtums Sachsen zu definieren. Vom 13. Jahrhundert an bildete das Land Braunschweig über 700 Jahre bis zur Gründung des Landes Niedersachsen 1946 ein eigenständiges Territorium.

Kommentar Brage Bei der Wieden:

Hier könnte fortgesetzt werden, um in weiteren Thesen zu bestimmen, was im Speziellen Themen der braunschweigischen Landesgeschichtsforschung waren und wären, was braunschweiges Selbstbewusstsein konstituiert und wie es sich ausgebildet hat.

Die Herkunft sächsischer Grafenrechte im westerlauwerschen Friesland ca. 950 – ca. 1150¹

Ein Beitrag zur Geschichte der Brunonen

von

Dirk Jan Henstra

Die Versuche von Jaekel,² die zeigen sollten, dass die Grafen im frühmittelalterlichen westerlauwerschen Friesland bis hin zu den sächsischen Grafen, die als die „Brunonen“ bezeichnet werden, eine ununterbrochene Geschlechterreihe bilden, die mit König Radbod beginnt, haben der Kritik nicht völlig standhalten können.³ Tatsächlich ist noch wenig von den gräflichen Repräsentanten der karolingischen und deutschen Könige⁴ in Friesland zwischen Vlie und Weser bis etwa 1150 bekannt, mit Ausnahme der Periode von 1038–1101. Eine Kombination von numismatischen und historischen Tatsachen kann aber möglicherweise doch die gräfliche Herrschaft zwischen 950 und 1150 in diesen Gebieten erhellen. Es sei sogleich angemerkt, dass auch dieses Licht keineswegs so hell ist, dass von bewiesenen Fakten gesprochen werden kann. Das Quellenmaterial ist einfach zu dürftig, so dass das, was wir erläutern können, nicht mehr als plausibel genannt werden darf.⁵

Der gegenwärtige Kenntnisstand über die nachkarolingische Macht im westerlauwerschen Friesland

Über die Ausübung gräflicher Macht im westerlauwerschen Friesland in der Zeit nach den karolingischen Königen ist bisher das Folgende allgemein anerkannt. Auf-

1 Ergänzte Fassung des Beitrags *De herkomst van Saksische gravenrechten in Westlauwers Friesland* (ca. 950–ca. 1150). In: *It Beaken. Tydskrift fan de Fryske Akademy* 63 (2001), S. 15–27. Ich danke Frau Prof. Dr. J. M. van Winter für ihre Bereitschaft, das Konzept dieses Artikels kritisch zu lesen, von ihrem Kommentar habe ich dankbar Gebrauch gemacht. Auch danke ich Drs. P. Noomen sehr für seine Auskünfte und Dr. O. Vries für seine kritischen Anmerkungen zum Manuskript. Die Übersetzung aus dem Niederländischen besorgte Enno Schmidt in Aurich.

2 Hugo JAEKEL: *Die Grafen von Mittelfriesland aus dem Geschlechte König Radbods*. Gotha 1895, passim.

3 Wilfried EHBRECHT: *Landesherrschaft und Klosterwesen im ostfriesischen Fivelgo (970–1290)*. Münster 1974, S. 25, Anm. 7.

4 In diesem Aufsatz wird überwiegend der Titel „König“, nicht aber „Kaiser“ gebraucht, weil die gräflichen Befugnisse in Friesland im Prinzip aus dem Königtum hervorgehen. Die kaiserliche Funktion war auf das Beschränken der universellen christlichen Kirche durch die Ausübung der höchsten weltlichen Macht im heiligen Römischen Reich gerichtet.

5 Im Folgenden gehe ich nicht auf die Frage ein, inwieweit die gräflichen Rechte für die Verwaltung vom westerlauwerschen Friesland von Bedeutung waren.

grund gefundener Münzen, die in Dokkum, Leeuwarden, Stavoren, Bolsward und Oldeboorn geprägt wurden, kann für das 11. Jahrhundert erschlossen werden, dass Angehörige des sächsischen hochadeligen Geschlechts der „Brunonen“ die Grafenwürde im westerlauwerschen Friesland bekleideten. Dies erweist sich vor allem durch Münzen der brunonischen Grafen Bruno III. (1038–1057) sowie ferner seines Bruders Egbert I. (1057–1068) und dessen Sohn Egbert II. (1068–(1090)).⁶ In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurden auch im osterlauwerschen Friesland Münzen in Egberts Auftrag geprägt, und zwar in Winsum, Garrelsw eer und Jemgum.⁷ Ob die Brunonen von alters her im osterlauwerschen Friesland ebenfalls Grafenrechte hatten, ist nicht bekannt,⁸ aber es steht fest, dass Egbert I. die Zuerkennung dieser Rechte im Fivelingo an den Erzbischof von Bremen im Jahre 1047 bestritt und dass es ihm gelang, die bischöflichen Einkünfte größtenteils im Jahre 1057⁹ durch eine Übereinkunft abzukaufen. Durch die Teilnahme Egberts II. am Aufstand gegen seinen König, Heinrich IV., wurden seine Grafschaften enteignet, sodann vorübergehend zurückgegeben und erneut enteignet. Ähnliches geschah übrigens auch mit den gräflichen Rechten der Brunonen in Sachsen.¹⁰ Im westerlauwerschen Friesland musste Egbert II. seine Rechte an den Bischof Konrad von Utrecht (1077, 1086, 1089–1099) abtreten.¹¹ Dieser wurde 1099 ermordet,¹² wonach ein Streit um diese Rechte zwischen den Bischöfen von Utrecht und Angehörigen des sächsischen Adels entbrannte, die sich als Erben des kinderlos gestorbenen Egbert II. ansahen. Das Vererben eines Grafenamts war zwar kein Recht, aber es war gleichwohl üblich, wobei im Falle des Fehlens eines männlichen Erben auch der Ehemann einer Erbtochter in Frage kam.¹³ Heinrich von Northeim, verheiratet mit einer Schwester Egberts II., Gertrud, schien die größten Chancen zu haben. Als er aber 1101 nach Friesland kam, um seine Herrschaft zu festigen, wurde er ermordet.¹⁴ Was daraufhin geschah, liegt im Dunkeln. Im Jahre 1138 gab der damalige König Konrad III. die Grafenrechte im Oostergo und Westergo an den Bischof von Utrecht „zurück“, wobei darauf hingewiesen wurde, dass der Bischof diese Rechte zu Zeiten des vo-

6 D.J. HENSTRA: *The Evolution of the Money Standard in medieval Frisia. A treatise on the history of the systems of money of account in the former Frisia (c. 600–c. 1500)*. Groningen 2000, S. 87–90; A.T. PUISTER: *De 11e eeuwse munten der Friese Graven*. In: *De Florijn* 20 (1975), S. 505–509.

7 HENSTRA, *Evolution* (wie Anm. 6), S. 87, Anm. 40: *Emnichem* = Jemgum.

8 EHBRECHT (wie Anm. 3), S. 42.

9 Ebd., 142–145.

10 Ruth SCHÖLKOPF: *Die sächsischen Grafen (919–1024)*. Göttingen 1957 (*Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens* 22), S. 110.

11 Georg Frederik thoe SCHWARTZENBERG: *Groot Placaat- en Charterboek van Friesland. Deel I. Leeuwarden 1758*, S. 67–71. Die Grafschaft Stavoren im Jahre 1077, Westergo und Oostergo im Jahre 1086 und, nachdem Egbert II die Rechte zurückerhalten hatte, nochmals im Jahre 1089.

12 J.F. NIERMEYER: *Over het staatsgezag in Midden-Friesland, voornamelijk in de twaalfde eeuw. Een diplomatisch onderzoek*. In: *Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis* 8 (1937), S. 1–33, hier S. 13. Siehe auch H. BRUCH: *De moordenaar van Bisschop Koenraad was géén Fries*. In: *It Beaken* 58 (1996), S. 185–189.

13 SCHÖLKOPF (wie Anm. 10), S. 20.

14 EHBRECHT (wie Anm. 3), S. 144, 47–48.

rigen Königs, Lothars III. (1125–1137), hatte entbehren müssen.¹⁵ Im Jahre 1145 wurde der Bischof von Utrecht nochmals als Besitzer dieser Grafschaften bestätigt, was darauf hinweist, dass dieser Besitz weiterhin umstritten war.¹⁶ Als Gegenspieler kann Graf Otto von Rheineck, der mit Gertrud von Northeim, einer Tochter Heinrichs von Northeim, verheiratet war, vermutet werden.¹⁷ Aufgrund von Münzfunden scheint es in der Tat denkbar, dass es den Erben Heinrichs von Northeim gelang, die Grafenrechte in Friesland zu behalten, so dass die Utrechter Bischöfe leer ausgingen.¹⁸ Als Otto 1150 und seine Frau 1154 gestorben waren, trat ihr Enkel, Graf Floris III. von Holland (1157–1190) in ihre Rechte ein, so dass sich nunmehr der Streit auf Holland und Utrecht verlagerte.¹⁹ Dieser wurde letztendlich durch König Friedrich Barbarossa im Jahre 1165 durch einen Kondominiumsvertrag beigelegt, der festlegte, dass die Grafenrechte durch den Bischof von Utrecht und den Grafen von Holland gemeinsam ausgeübt werden mussten.²⁰

Was aber ging diesen Ereignissen voraus? Wie gelangten die oben genannten Brunonen an die Grafenrechte in den friesischen Landen? Pijnacker Hordijk stellte 1908 die Frage, ob Egbertus, der 966 als Graf im Süden Frieslands genannt wird, vielleicht mit einem Grafen Egbert dem Einäugigen²¹ aus dem sächsischen Haus der Billunger identisch sein könnte. Woebken ging 1957 von dieser Vermutung aus, und auch Russchen äußerte einige Jahre später die Ansicht, dass die friesische Grafenwürde der Brunonen sich von Rechten des Hauses Billung ableitete.²²

15 ANTHEUN JANSE: Grenzen aan de macht. De Friese oorlog van de graven van Holland omstreeks 1400. Den Haag 1993, S. 34–35.

16 Ebd., S. 36.

17 Ebd., S. 38.

18 HENSTRA, Evolution (wie Anm. 6), S. 89, Anm. 48. Hier geht es um nicht eindeutig identifizierte Münzen mit dem Gewicht friesischer Münzen des 12. Jahrhunderts und im Stil der Münzen der Brunonen, die den Namen ODTO tragen. C. SCHOLTEN: De munten van Friesland. In: Jaarboek voor Munt- en Penningkunde 26 (1939), S. 29–36, hier S. 30 schreibt diese Münzen einem *advocatus ecclesiae (frana)* zu, der im Namen der Utrechter Bischöfe die Gewalt in den friesischen Gauen ausgeübt haben soll. Dabei denkt er an Otto von Zutphen. Seine Hypothese fußt auf der Auffassung von NIERMEYER (wie Anm. 12, passim), dass dessen Sohn, Hendrik von Zutphen, im Jahre 1107 mit Westergo und Oostergo unter dem Vorbehalt belehnt worden sein soll, dass, falls er kinderlos sterben sollte, sein Vater diese Grafschaften verwalten solle, in dieser Eigenschaft – so Scholten – mag dieser Vater als Vogt für die Bischöfe bis zu seinem Tode im Jahre 1113 im Westergo und Oostergo aufgetreten sein. EHBRECHT (wie Anm. 3) S. 49–53 hat jedoch darauf hingewiesen, dass diese Belehnung sich nicht auf das westerlauwersche Friesland, sondern auf den Fivelgo bezogen hat. Dann aber ist diese Erklärung für die Existenz der friesischen OTTO-Münzen hinfällig. Dass sie auf die Erben von Heinrich von Northeim, nämlich dessen Sohn Otto III (gestorben 1115/17) sowie ferner auf dessen Schwager, Otto von Rheineck, verweisen, scheint als Alternative plausibel. PETER ILISCH: Der Fund von Prag. In: Folia Numismatica 8/9 (1993/1994), S. 25–30 äußert sich nicht über den Münzherrn.

19 JANSE (wie Anm. 15), S. 38.

20 W. JAPPE ALBERTS: „Frysk en frij“. In: Geschiedenis van Friesland. Red. J.J. KALMA, J.J. SPAHR van der HOEK und K. de VRIES. Leeuwarden 1973, S. 151–153; JANSE (wie Anm. 15), S. 33–38.

21 C. PIJNACKER HORDIJK: Inleiding zu Alpertii Mettensis De diversitate temporum, hrsg. von A. HULSHOF. Amsterdam 1916, S. XXXV, Anm. 1.

22 C. WOEBCKEN: Die vier Grafschaften Frieslands nach Ablauf der Normannenzeit. In: De Vrije Vries 43 (1957), S. 100–104, hier S. 102; A. RUSSCHEN: Friezen – of niet? In: It Beaken 21 (1959), S. 219, ebenso DERS.: New Light on Dark-Age Frisia. Drachten 1967, S. 59.

Die Rechte der Billunger auf die friesische Grafenwürde

Es sind drei Fakten bekannt, die Rückschlüsse darauf zulassen, dass die Billunger diese Rechte tatsächlich erwarben.

Das erste Faktum, das in Zusammenhang mit unserer Frage gebracht werden kann, hängt mit der schon weiter oben genannten Urkunde von 966 zusammen. Im Februar dieses Jahres schenkte König Otto I. einem Kölner Kloster die Hälfte der Insel Urk im damaligen Almere und eine Wildnis, Güter in einem Gebiet Frieslands, in dem früher Gardolf Graf gewesen war, das aber jetzt Graf Egbert gehörte.²³ Über diesen Egbert wusste Jaekel nicht mehr zu berichten, als dass er aufgrund der damaligen Regeln der Namensgebung von Gerbert abstammen musste, dem Sohn Reginberts. Die beiden Letztgenannten hielt er für Grafen aus einem friesischen Geschlecht.²⁴

Die Identität dieses Egbert bleibt bei Jaekel also ziemlich im Dunkeln. Wer sich mit den sächsischen Billungern näher befasst hat, wird an Egbert den Einäugigen denken, der 966 zumindest in sächsischen Gebieten gräfliche Rechte besaß. Nichts weist jedoch darauf hin, dass er in Friesland ebenfalls solche Rechte besessen hat, doch gilt dies ebenso sehr für alle übrigen Egberts. Kann es irgendwelche Hinweise geben, die das Erwerben von Rechten in Friesland durch Egbert den Einäugigen plausibel erscheinen lassen?

Durchaus. Das zweite Faktum ist die Tatsache, dass die Mutter von Egbert dem Einäugigen von friesischer Herkunft war (siehe das Schema genealogischer Verbände am Ende dieses Aufsatzes). Egbert der Einäugige stammte aus der Ehe von Wichmann Billung dem Älteren mit einer Frau, deren Namen wir nicht kennen, die aber, wie bekannt ist, eine Schwester der Königin Mathilde war.²⁵ Diese Mathilde sowie die Mutter von Egbert dem Einäugigen waren Töchter des sächsischen Grafen Dietrich und einer gewissen Reginhilde. Reginhilde stammte aus einem friesisch-dänischen Geschlecht. Dietrich war ein Urenkel von Widukind, dem Anführer der Sachsen und Friesen gegen Karl den Großen in den Jahren 778–785. Er war von hohem Adel, und auch Reginhilde wurde als „von sehr hoher Herkunft“ stammend angesehen.²⁶

Dietrich und Reginhilde hatten außer Mathilde und der namentlich nicht bekannten Frau von Wichmann Billung dem Älteren noch mehrere Kinder. Mathilde war die Ehefrau von König Heinrich I. dem Vogeler, dem ersten deutschen König aus dem sächsischen Haus.²⁷ Von Mathilde ist außerdem bekannt, dass sie von ihrer

23 MGH DO I Nr. 324.

24 JAEKEL (wie Anm. 2), S. 51–52.

25 Reinhard WENSKUS: *Sächsischer Stammesadel und fränkischer Reichsadel*. Göttingen 1976, S. 132, 383, lässt offen, ob diese Tochter Pia oder aber Frideruna war. Gerd ALTHOFF: *Adels- und Königsfamilien im Spiegel ihrer Memorialüberlieferung. Studien zum Totengedenken der Billunger und Ottonen*. München 1984, S. 73–74 hat jedoch gezeigt, dass es sich auf keinen Fall um eine dieser beiden Töchter gehandelt haben kann, dass aber gleichwohl in den Quellen Egbert (der Einäugige) als Sohn der Schwester der Mutter von König Otto I, Königin Mathilde, (*matrerae filius eius*) angedeutet wird.

26 MGH SS X c. 2, S. 576; MGH SS IV c. 2, S. 285.

27 WENSKUS (wie Anm. 25, S. 132) nennt außer diesen Töchtern noch eine Tochter Amalrade und die Söhne Rotbert, Ansfrid und Lambert. J.M. van WINTER: *Ansfrid en Dirk, twee namen uit*

Mutter Güter in Friesland erbte,²⁸ die nach Jaekel im Oostergo lagen.²⁹ Es liegt nahe anzunehmen, dass auch die anderen Kinder von Reginhilde, darunter auch die Frau von Wichmann Billung dem Älteren, auf diese Weise Besitzungen in Friesland erwarben. Gleichwohl ist nicht bekannt, wie die Verbindungen von Reginhilde zu Friesland genau ausgesehen haben.

Nach Jaekel wurde Reginhilde in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts geboren. Sie entstammte der Ehe eines gewissen Normannen mit einer gewissen Friesin, und er sah letztere als Tochter aus einem friesischen Geschlecht an, das eine sehr große Anzahl von Gütern besaß, vor allen in der Umgebung von Dokkum.³⁰ In diesem Zusammenhang verweist er auf ein Ereignis des Jahres 873, das allerorten einen großen Eindruck hinterließ. Eine große Schar von Dänen, die in der Umgebung von Dokkum eingefallen war, um zu plündern, wurde von den Friesen in die Enge getrieben und geschlagen. Der Anführer der Dänen, Rudolf, war *nota bene* Lehnsmann des westfränkischen Königs Karl im heutigen südniederländischen Seeland. Dennoch war er ein „Nagel an dessen Sarg“, denn er sann ständig auf Gelegenheiten, den König zu erpressen. Dieser Rudolf und viele andere seiner Bande wurden von den Friesen getötet, und die Gefangenen wurden erst freigelassen, nachdem sie ihre große Beute zurück erstattet hatten. Dieser Aufsehen erregende Waffengang stand unter der Leitung eines Normannen, der schon lange unter den Friesen wohnte.³¹ Die Tatsache, dass sich dieses Ereignis ebenfalls in der Nähe Dokkums ereignete, könnte darauf hinweisen, dass dieser Normanne mit dem Vater von Reginhilde identisch sein könnte. Gleichwohl ist dies nicht mehr als eine Hypothese.³²

Während Jaekel „Regin-Namen“ in Zusammenhang mit einer friesischen Grafenfamilie bringt,³³ verweist van Winter auf das Vorkommen dieser Namen im dänischen Königshaus,³⁴ eine Möglichkeit, die gut zur „sehr hohen Herkunft“ von Reginhilde passt. Dieser Autorin zufolge könnte Reginhilde zum Beispiel eine Tochter von Gottfried dem Normannen sein, der von 882–885 als „Herzog“ vom fränkischen Kaiser mit dem „friesischen Regnum“ seines Vorgängers Rorik belehnt war. Dieser Gottfried war verheiratet mit Gisela, einer unehelichen Tochter des vorigen Kaisers Lothar II. mit seiner Geliebten Waldrada.³⁵ Aufgrund seiner brutalen

de Nederlandse geschiedenis van de 10e en 11e eeuw. In: Naamkunde 13 (1981), S. 39–74, hier S. 49–59 widerlegt dies hinsichtlich der Söhne, es ist aber möglich, dass es noch eine Tochter Berchtheid gegeben hat.

28 MGH DO I Nr. 171.

29 Der Sohn von Mathilde, Kaiser Otto der Große, schenkte im 10. Jahrhundert Einkünfte von Gütern, die in Friesland lagen, an das Servatiuskloster in Pöhlde (MGH DO I Nr. 439, MGH DO II Nr. 259). Die erste Urkunde ist gefälscht und von der zweiten, die die erste bestätigen soll, ist der Schluss nicht echt. Die Urkunden wurden angefertigt, weil das Kloster Beweise der Rechte auf diese tatsächlichen Besitzungen benötigte, so JAEKEL (wie Anm. 2), S. 66–67. Genannt wird unter anderen ein Gut, gelegen bei *Thunewerdt* (= Tonnaard, heute Ternaard) im Oostergo.

30 JAEKEL (wie Anm. 2), S. 64–67.

31 *Annales Fuldenses* und *Annales Xantenses* zum Jahr 873, s. Reinhold RAU (Hrsg.): *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte*. Teil 3. Berlin 1960, S. 90–92 bzw. 368–370.

32 JAEKEL (wie Anm. 2), S. 67–68.

33 Ebd., S. 49, 67.

34 Van WINTER (wie Anm. 27), S. 66; vgl. WENSKUS (wie Anm. 25), S. 481.

35 Van WINTER (wie Anm. 27), S. 64–68.

Forderungen an den Kaiser wurde Gottfried 885 in einen Hinterhalt gelockt und ermordet, wodurch das Ende der dänischen Herrschaft im „friesischen Regnum“ herbeigeführt wurde. Aber auch der Normanne in Jaekels Hypothese hätte ein dänischer Königssohn gewesen sein können.

Wie dem auch sei: Dass Egbert der Einäugige von seiner Mutter friesische Güter und Herrenrechte geerbt haben könnte, ist denkbar, auch im Lichte dessen, was ihm in Sachsen zufiel.³⁶ Freytag stellt nämlich fest, dass, obwohl der alte Kernbesitz der Billunger im Osten Sachsens gelegen war, am Ende des 10. Jahrhunderts die eigenen Besitzungen und die herrlichen Rechte jener Billunger, die von Wichmann dem Älteren abstammen, vermutlich vor allem in der Mitte und im Westen Sachsens gelegen haben. Es ist wahrscheinlich, dass der Kern dieses Besitzes aus dem Erbe Widukinds stammte und den Billungern durch die Heirat Wichmanns des Älteren mit einer Tochter der Reginhilde zufiel.³⁷ Freytag beschränkt sich in seiner Studie auf Sachsen, aber es ist nicht anzunehmen, dass sich unter den Besitzungen und Rechten von Wichmanns Frau nicht auch ihr friesisches Erbe befunden hat. Dies würde sich dann nahe an die Güter im Westen Sachsens angeschlossen haben.³⁸

Diese durch die beiden oben geschilderten Fakten dargestellten Möglichkeiten werden durch ein drittes Faktum erhärtet. Hier handelt es sich um einen numismatischen Hinweis. In einem Beitrag von 1990 widmet Peter Ilisch, Numismatiker aus Münster, seine Aufmerksamkeit den sogenannten „Wichmannpfennigen“, die in großer Zahl im Ostseegebiet, aber auch in den Niederlanden und in Ostfriesland gefunden wurden.³⁹ Diese Pfennige tragen auf der Vorderseite den Namen VVIGMAN COMES und auf der Rückseite zwei Zeilen einer undeutlichen Inschrift:

ERBISI
DOISII

Das Gewicht der Wichmannpfennige (etwa 0,8–0,9 g) ist für friesische Pfennige am Ende des 10./Beginn des 11. Jahrhunderts charakteristisch. Aus diesen Gründen muss Graf Wichmann irgendwo in Friesland gemünzt haben, wobei Ilisch aus numis-

36 SCHÖLKOPF (wie Anm. 10), S. 14; Sabine KRÜGER: Studien zur sächsischen Grafschaftsverfassung im 9. Jahrhundert. Göttingen 1955 (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 19), S. 17 und die sich darauf beziehende Kritik von Albert K. HÖMBERG in seiner Rezension in den Rheinischen Vierteljahrsblättern 21 (1956), S. 518–519. Ein ansehnlicher Besitz von eigenen Gütern oder Lehnsgütern in einem bestimmten Gebiet muss nicht zwingend auf gräfliche Rechte in dem Gebiet hinweisen. Dennoch scheint es auf der Hand zu liegen, dass die einheimischen Grafen unter den Reichsten und Mächtigsten eines Gebiet gesucht wurden. Andererseits liegt es ebenfalls auf der Hand, dass das Ausüben gräflicher Rechte durch Auswärtige in einem Gebiet dazu führen kann, Güter in diesem Gebiet durch königliche Schenkungen oder durch Tausch zu erwerben.

37 Hans-Joachim FREYTAG: Die Herrschaft der Billunger in Sachsen. Göttingen 1951, S. 76. Dieses Erbe muss ansehnlich gewesen sein, denn nicht nur Königin Mathilde wurde reich bedacht, sondern auch die anderen Kinder von Dietrich und Reginhilde, unter ihnen die Frau von Wichmann Billung dem Älteren.

38 Albert K. HÖMBERG: Westfalen und das sächsische Herzogtum. Münster 1963, S. 17.

39 Peter ILISCH: Friesische Prägungen des Grafen Wichmann. In: Jaarboek voor Munt- en Penningkunde 77 (1990), S. 5–25, hier S. 12–13.

matischen Gründen eher an das westliche als an das östliche Friesland denkt. Berücksichtigt man den Zeitraum des Vorkommens der Münzen, kann vermutet werden, dass (so Ilisch) die Pfennige auf Veranlassung von Graf Wichmann III. geprägt wurden. Dieser Graf wurde 1016 ermordet und in Vreden bestattet. Historische Forschungen haben gezeigt, dass dieser Wichmann III. nicht zu dem Geschlecht der Hamaländer Grafen gehört,⁴⁰ sondern zum sächsischen Geschlecht der Billunger. Es wird allgemein angenommen, dass Wichmann III. der Sohn des Billunger Grafen Egbert des Einäugigen war.⁴¹ Da dieser Egbert der Einäugige 994 starb,⁴² müssten die Pfennige zwischen 994 und 1016 (siehe Schema) geprägt worden sein, was mit den Datierungen der Münzfunde übereinstimmt. Die Rückseite der Pfennige hat deutsche Numismatiker vor ein Rätsel gestellt. Ilisch erwähnt ein in Dänemark gefundenes Exemplar dieser Münzen, auf dem man anstelle des bekannten ERBRI die Buchstaben EGHBRHI lesen kann. Man hat versucht, hierin den Namen von Egbert dem Einäugigen zu lesen, aber, so Ilisch, dies muss unter großem Vorbehalt geschehen, wenn man bedenkt, dass auf deutschen Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts viele sinnlose Buchstabenfolgen vorkommen.⁴³ Trotz gleicher Bedenken wage ich mich doch noch einen Schritt weiter. Wenn man in der oben stehenden Buchstabenfolge auf der Rückseite der Wichmannpfennige konsequent den Buchstaben, der für ein R gehalten wird, als ein K oder C liest und die im allgemeinen primitive Wiedergabe von Namen auf alten friesischen Münzen berücksichtigt, dann liest man EKBKI DOKKII bzw. ECBCI DOCCII. Man vergleiche ECBERTVS und DOCCVGA (= Dokkum) auf den späteren Brunonischen Münzen. Dokkum passt gut zu den oben stehenden Ausführungen und passt auch gut zur Meinung von Puister, dass Dokkum im Hochmittelalter der wichtigste Münzort im westerlauwerschen Friesland war.⁴⁴ Mit dieser Lesart kommen wir ganz nahe an die Vermutung, dass die sächsischen Grafenrechte in Friesland mit dem Hause Billung begonnen haben.

Die nächste Frage ist dann, wie diese Rechte in die Hände der Brunonen kamen.

Die Verbindung der Billunger mit den Brunonen

Der erste Brunone, von dem wir mit Sicherheit wissen, dass er gräfliche Rechte in Friesland besaß, ist Graf Bruno III. Er war der Sohn des brunonischen Grafen Liudolf (gestorben 1038) und einer gewissen Gertrud.⁴⁵ Lange Zeit ist angenommen worden, dass diese Gertrud eine Tochter des Grafen Arnulf von Flandern gewesen

40 Für dieses näher bei Friesland sitzende Geschlecht s. J.M. van WINTER: Die Hamaländer Grafen als Angehörige der Reichsaristokratie im 10. Jahrhundert. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 44 (1980), S. 34–43.

41 MGH DO III Nr. 390 (a. 1001); MGH DH II Nr. 206 (a. 1009).

42 FREYTAG (wie Anm. 37), S. 54.

43 ILISCH, Prägungen (wie Anm. 39), S. 16.

44 A.T. PUISTER: Statistische gegevens betreffende de onder Bruno III (1038–1075) in Friesland geslagen penningen en enkele conclusies daruit [Fortsetzung]. In: Jaarboek voor Munt- en Penningkunde 55 (1968), S. 55–57.

45 MGH SS VI, S. 682.

sei, genannt Gertrud von Holland, die Ansprüche auf Grafenrechte in Friesland hätte stellen können. Diese Hypothese ist grundlos und wird nicht weiter verfolgt.⁴⁶ Ihre Herkunft liegt im Dunkeln, deshalb nenne ich sie im Folgenden Gertrud N. N. Da keine Spuren friesischer Rechte der Brunonen bei Liudolfs Vorvätern zu finden sind, wird allgemein angenommen, dass jene durch Gertrud N.N. in dieses Geschlecht gekommen seien. Deshalb spitzt sich die Frage nach der Herkunft der brunonischen Rechte auf die Grafenwürde in Friesland auf die Frage zu, wie die Rechte von Wichmann III. Billung der Gertrud N.N. zufließen.

Graf Liudolf hatte, wie wir gesehen haben, mit dieser Gertrud N.N. zwei Söhne, Bruno und Egbert. Die Namen dieser Söhne sind hilfreich beim Aufspüren der Abstammung von Gertrud N.N., denn es war inzwischen die Zeit angebrochen, in der in Sachsen Kinder nach den Großeltern und anderen Verwandten benannt wurden.⁴⁷ Bruno wurde zweifelsohne nach Liudolfs Vater, Graf Bruno II. (990–1012) benannt.⁴⁸ Es liegt nahe, dass Egbert I. seinen Namen nach dem Vater seiner Mutter erhielt, so dass dieser also Egbert geheißen haben muss. Da Graf Liudolf zu einem hochadeligen Geschlecht gehörte – seine Mutter heiratete nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1017 den späteren König Konrad II. und wurde somit Mutter des späteren römischen Königs Heinrich III.⁴⁹ – muss angenommen werden, dass seine Frau Gertrud N.N. ebenfalls einem herausragenden Geschlecht angehörte. Nach Ruth Schölkopf soll der Name Egbert unter den Inhabern von Grafenrechten im Sachsen jener Zeit unbekannt gewesen sein.⁵⁰ Das ist jedoch falsch. Im Geschlecht der Billunger trafen wir schon Egbert den Einäugigen an. Dieser hatte Grafschaften an der Oder und der Innerste,⁵¹ die er nach seinem Tode 994 einigen Söhnen überließ. Einer von diesen war Wichmann III.,⁵² und der andere Sohn hieß – vermutlich – Egbert.⁵³ Dieser Egbert d.J. könnte, was den Zeitraum betrifft, also der Vater von Gertrud N.N. sein (siehe Schema).

In jener Zeit lebte außerdem in der Tat eine Gertrud, Tochter eines Grafen Egbert. Dies ergibt sich aus Folgendem: Im Jahre 1019 fand in Goslar, das zu jener

46 JAEKEL (wie Anm. 2), S. 71–72; SCHÖLKOPF (wie Anm. 10), S. 167.

47 WENSKUS (wie Anm. 25), S. 42, 51.

48 SCHÖLKOPF (wie Anm. 10), Genealogische Tafeln.

49 Ebd., S. 107–108.

50 Ebd. S. 167.

51 FREYTAG (wie Anm. 37), S. 53.

52 WENSKUS (wie Anm. 25), S. 242.

53 FREYTAG (wie Anm. 37), S. 54 (MGH DH II Nr. 260, a. 1013). Die Urkunde ist unecht, greift aber auf eine echte Urkunde, in der Güter des Hildesheimer Klosters aufgelistet werden, zurück. Der hier referierte Text ist nach G. Waitz, dem Herausgeber der Urkunde, vollständig und zuverlässig. Die Urkunde nennt Güter in der Präfektur von „Egbert“ im Derlingouw. Gudrun PISCHKE: Herrschaftsbereiche der Billunger, der Grafen von Stade, der Grafen von Northeim und Lothars von Süpplingenburg. Hildesheim 1984 (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens 29), S. 14–19 und genealogisches Schema nach S. 26 hat die herrschaftlichen Rechte und Besitzungen u. a. der Billunger in einer Karte dargestellt. Auch sie vermutet, dass die in der oben genannten Urkunde erwähnte Präfektur von „Egbert“ sich auf den Sohn von Egbert dem Einäugigen, also auf Egbert d.J. bezieht. Diese Präfektur befand sich mitten zwischen anderen in der Urkunde genannten Grafschaften und Präfekturen, wovon die meisten in den Händen der Billunger waren. Auch darf man annehmen, dass mit „Egbert“ nicht der fast 20 Jahre zuvor gestorbene Vater Egbert der Einäugige gemeint ist.

Zeit die aufstrebende königliche Pfalzstadt Sachsens war,⁵⁴ eine Synode unter der Leitung des römischen Königs (Heinrich II.) und des Bischofs von Hildesheim statt, im Beisein anderer bedeutender Männer. Während dieser Synode wurde wegen der Ungültigkeit des Ehevertrags die Scheidung zwischen Gottschalk, dem Sohn eines Grafen Ekkehard, und Gertrud, der Tochter eines Grafen Egbert⁵⁵ ausgesprochen. Die Quellen lassen vermuten, dass diese Frage die wichtigste war, die auf der Tagesordnung stand. Die Gründe dieses seltsamen Vorfalles werden in den Quellen nicht genannt. Ebenso wenig wissen wir, ob diese Gertrud Egbertstochter identisch ist mit Gertrud N.N. und wir wissen auch nicht, ob Vater Egbert identisch ist mit Egbert d.J. Schölkopf hält ihren Vater nicht für einen sächsischen Grafen, zu Unrecht, wie wir gesehen haben, und sie hält Gertrud nicht für eine Billungerin, weil dieser Name ihrer Meinung nach in Sachsen nicht vorkam.⁵⁶ Auch dieses ist falsch, wie Wenskus zeigte.⁵⁷ Achtet man auf den Zeitraum dieser Ereignisse, den Status der Betroffenen und die Seltenheit der Namenskombination in diesem Kreise, erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass diese Gertrud Egbertstochter eine Tochter von Egbert d.J. war, dem Sohn von Egbert dem Einäugigen. Damit ist übrigens nicht gesagt, dass es sich um die Person Gertrud N.N. handelt.

Dennoch gibt es gute Gründe anzunehmen, dass Gertrud N.N. tatsächlich eine Tochter von Egbert d.J. war, denn eine andere Erklärung für den Übergang der friesischen Grafenrechte von Wichmann III. zu Gertrud N.N. ist schwer denkbar. Wie kann sich das vollzogen haben?

Als Egbert der Einäugige 994 starb, kamen die Besitzungen und Rechte in die Hände seiner Söhne. Noch 1001 war dieses Erbe offensichtlich ungeteilt, denn seine Söhne werden gemeinsam als Grafen des Ambergaus⁵⁸ genannt. Es ist die Zeit, in der die friesischen Wichmannpfennige geprägt wurden, so dass Wichmann III. also, vielleicht als ältester Sohn, im Namen der Erben auftrat. Im Jahre 1009 wird allein Wichmann als Graf im Ambergau⁵⁹ genannt, während 1013 Egbert d.J. als Graf (Präfekt) im nahegelegenen Derlingau⁶⁰ auftritt. Wenn wir an den Übergang friesischer Rechte an Egbert d.J. denken, dann könnten diese ihm bei einer Erbteilung zugefallen oder ihm aber von Wichmann übertragen worden sein.⁶¹ Ferner muss Egbert d.J. zwischen 1013 und 1016 verstorben sein, denn nach der Ermor-

54 Ernst SCHUBERT: Geschichte Niedersachsens. Band 2,1: Politik, Verfassung, Wirtschaft vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert. Hannover 1997, S. 206–207.

55 MGH SS III, S. 95 (*Annales Hildesheimenses*); Nicolaus SCHATEN (Hrsg.) *Annalium Paderbornensium Pars Prima*. Münster 1774, S. 293–294; Franz Tenckhoff: Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Hannover 1921, S. 86 (*Vita Meinwerici*).

56 SCHÖLKOPF (wie Anm. 10), S. 167.

57 WENSKUS (wie Anm. 25), S. 229 (Anm. 2034), S. 297–298 (Anm. 2654).

58 FREYTAG (wie Anm. 37), S. 54. Im Jahre 1001 schenkte Kaiser Otto III das Schloss Dalheim (=Königsdahlum), im Ambergau, wo die Söhne von Egbert und die Neffen des Kaisers Grafen waren, an das Bistum Hildesheim (MGH DO III Nr. 390).

59 FREYTAG (wie Anm. 37), S. 54 (MGH DH II Nr. 206).

60 Ebd. (MGH DH II Nr. 260). Zur Lokalisierung und zur Frage, ob es sich beim Derlingau tatsächlich um einen territorial abgegrenzten Gau gehandelt habe, s. Hermann KLEINAU: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig [Teil 1]. Hildesheim 1967 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen XXX, 2), S. 148.

61 FREYTAG (wie Anm. 37), 54–55.

dung Wichmanns III. im Jahre 1016 wurde er nicht als Vormund über dessen minderjährigen Sohn eingesetzt, sondern sein Neffe, Bernhard II. Billung, der Herzog von Sachsen.⁶² Wenn Gertrud N.N. eine Tochter von Egbert d.J. war, dann kann sie friesische Rechte also von ihrem Vater zwischen 1013 und 1016 geerbt haben. Gleichwohl ist es auch möglich, dass sie diese Rechte direkt von ihrem Onkel Wichmann III. erbt, nachdem dessen einziger Sohn in jungen Jahren gestorben war, wodurch sie also die einzige Erbin der Besitzungen ihres Großvaters Egbert des Einäugigen geworden war.⁶³ Dabei drängt sich die Frage auf, ob die oben zur Sprache gebrachte Ehescheidung von Gertrud Egbertstochter im Jahre 1019 damit doch etwas zu tun haben könnte, z.B. aus dynastischen Gründen, nämlich Besitz und Erbe zu sichern für den Fall des Aussterbens männlicher Nachkommen im Wichmannszweig der Billunger.⁶⁴

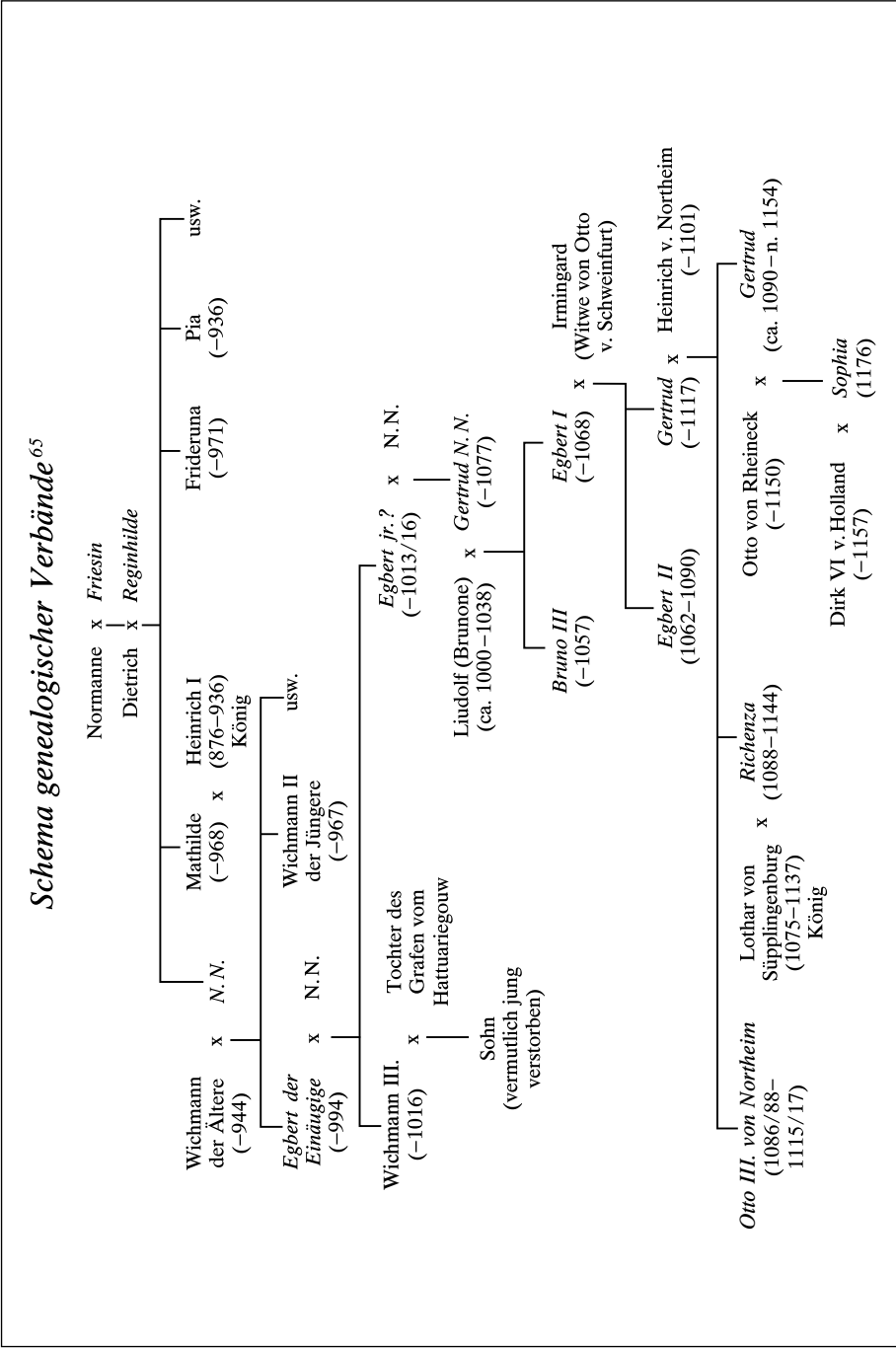
Zusammenfassung

Die numismatische Entdeckung, dass die sogenannten „Wichmannpfennige“ friesische Münzen waren, geprägt im Auftrage von Wichmann III. Billung um das Jahr 1000, festigt die schon früher geäußerte Vermutung, dass im 10. Jahrhundert die sächsischen Grafen des Hauses Billung im westerlauwerschen Friesland gräfliche Rechte hatten. Diese Rechte können über die friesisch-dänischen Vorfahren der Frau von Wichmann I. dem Älteren (gest. 944) in den Wichmann-Zweig der Billunger gekommen sein. Im weiteren Verlauf würden dann diese Rechte durch Egbert dem Einäugigen – einem Sohn von Graf Wichmann dem Älteren – ererbt und nach seinem Tode im Jahre 994 in die Hände seiner Söhne Wichmann III. und Egbert d. J. gelangt sein, wobei Wichmann als Ältester im Namen der Erben auftrat. Da angenommen werden mag, dass die Frau des brunonischen Grafen Liudolf, Gertrud N. N., diese Rechte zu Beginn des 11. Jahrhunderts in den Besitz des Geschlechts der Brunonen gebracht hat, und angesichts der Tatsache, dass einer ihrer Söhne Egbert genannt wurde, ist die Schlussfolgerung fast unvermeidbar, dass sie eine Tochter von Egbert d.J. gewesen sein muss. Sie kann diese Rechte über ihren Vater erworben haben (gestorben zwischen 1013 und 1016) oder aber direkt von ihrem Onkel Wichmann III. (ermordet 1016), nachdem dessen einziges Kind – wie angenommen wird – schon jung verstorben war.

62 PIJNACKER HORDIJK (wie Anm. 21) S. XXXV.

63 Es ist nicht auszuschließen, dass Egbert d.J. noch andere Kinder hatte, aber davon ist nichts bekannt.

64 ALTHOFF (wie Anm. 25), S. 76. Der Schutz von Mitgliedern des Geschlechts durch Vererbungs-politik war schon im 10. Jahrhundert bei den Billungern gang und gäbe.



Nachtrag

Der vorstehende Aufsatz wurde im Jahre 2000 geschrieben, im selben Jahr erschien die Dissertation⁶⁵ von Tanja Brusch. Ich kannte ihr Buch noch nicht, und auch sie konnte meinen Aufsatz nicht kennen.

Auf Seite 50 ihres Buches hat Brusch die Vermutung geäußert, dass Liudolf die Grafenwürde im westerlauwerschen Friesland durch seinen Stiefvater König Konrad II. (1024–1039) verliehen wurde. Diese Vermutung deckt sich mit Fakten aus den Güterregistern des Klosters Werden,⁶⁶ nach denen seine Grafenwürde erst zwischen 1031 und 1038 erwähnt wird. Dies könnte auch übereinstimmen mit Fakten aus den Jahren 1028 und 1030,⁶⁷ die auf einen Grafen Amalung hinweisen, Vogt des Domes von Paderborn, ferner dessen Bruder Egbert, also Namen, die typisch für die Billunger sind. Sie werden deshalb als Söhne von Egbert dem Einäugigen und somit als Brüder von Wichmann III. angesehen.⁶⁸ Wenn das stimmt, gibt es auch keinen Grund anzunehmen, dass Egbert d. J. schon vor 1016 gestorben ist. Vielmehr kann er die Grafenwürde im westerlauwerschen Friesland bis 1030 innegehabt haben. Aber diese Vermutung deckt sich nicht mit der Meinung von Pijnacker Hordijk (siehe Anm. 62), wonach Wichmann III. im Jahre seiner Ermordung (1016) keine Brüder mehr hatte, weil sonst einer dieser Brüder anstelle seines Großneffen Bernhard II. Billung die Vormundschaft übertragen bekommen hätte.⁶⁹

Nun ergibt sich aus der Beschreibung von Alpertus über das Zustandekommen dieser Vormundschaft, dass sie nicht im Familienkreise geregelt wurde, sondern durch das Eingreifen des Königs, während Thietmar mitteilt, dass diese Entscheidung dennoch für rechtens angesehen wurde, auch, um zu verhindern, dass das Kind das Schicksal seines Vaters erleiden müsse. Es kann also sein, dass der König es für sicherer erachtete, das Kind und sein Erbe eher dem sehr mächtigen Fürsten Bernhard anzuvertrauen – der übrigens auch ein Blutsverwandter war –, als dem Grafen Amalung oder Egbert d. J., obwohl diese enger verwandt waren. Die ausdrückliche Meldung dieser Vormundschaftsregelung in den Quellen kann auf den ungewöhnlichen Charakter der Angelegenheit verweisen. Dann würde der zurecht gemachte Einwand von Pijnacker Hordijk entfallen und wir könnten vermuten, dass der Erbgang der Grafenwürde im westerlauwerschen Friesland dem Brauch in jener Zeit entsprechend verlief: von Graf Egbert d. J., der dann um etwa 1030 gestorben sein mag, zu seinem Schwiegersohn Liudolf von Braunschweig zu Zeiten der Regierung von Konrad II.

65 Tanja BRUSCH: Die Brunonen, ihre Grafschaften und die sächsische Geschichte, Herrschaftsbildung und Adelsbewusstsein im 11. Jahrhundert. Husum 2000.

66 Rudolf KÖTZSCHKE (Hrsg.): Rheinische Urbare II. Die Urbare der Abtei Werden a. d. Ruhr. A. Die Urbare vom 9.–13. Jahrhundert. Bonn 1906. ND Düsseldorf 1978, S. 148, 149.

67 MGH DD K II Nr. 124 (a. 1028) und MGH SS rer. Germ. LIX, S. 118 (*Vita Meinwerchi, episcopi Patherbrunnensis*, c. 202, a. 1030).

68 FREYTAG (wie Anm. 37), S. 55.

69 MGH SS IV, 717 (*Alpertus Mettensis, De diversitate temporum libri II*, c. 14); MGH SS III, 458 (*Thietmar Chronicon*, lib. VII, c.48) Jahr 1016.

Die Klosterdörfer der Grauen Mönche

Siedlungskundliches aus dem Umfeld von Zisterzen im Braunschweigischen

von

Wolfgang Meibeyer

Durch die in den letzten Jahrzehnten vor 1900 einsetzenden Prozesse der sog. Urbanisierung haben unsere ländlichen Gemeinden in der Folgezeit viel von ihrer altüberkommenen Identität verloren. Hatten die zumeist im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts stattgefundenen Verkoppelungen gewöhnlich nur geringere Veränderungen an den historisch gewachsenen Ortskernen nach sich gezogen, so sind diese in unseren Tagen zu oft nur mühsam durch Maßnahmen der Denkmalpflege und der Dorferneuerung vor dem Aufgehen im Meer von Siedlungshäusern und Gewerbebetrieben bewahrten Plätzen örtlicher Nostalgie geworden. Allenfalls alte Kirchen mit Pfarre und Kriegerdenkmal sowie vielleicht einzelne ältere Fachwerk-Bauernhäuser erinnern, verbunden mit womöglich etwas irregulärem Wegenetz, an deren frühere dörfliche Vergangenheit. Nach dem dramatischen Rückgang der Landwirtschaft sind die alten bäuerlichen Stellen und Hofplätze als Zeugen oftmals bis ins frühe Mittelalter zurückreichender historischer Siedlungstradition eher nur ausnahmsweise unbeschadet erhalten geblieben. Ihre konkrete räumliche Anordnung im Gefüge des Ortes war es, die jeweils dessen Grundrissbild bestimmte und so über seine Zugehörigkeit zu einer der „Familien“ von Dorfformen entschied.

Dorfformen haben ihre eigene Tradition, die auf weit zurückliegenden Anfängen sowie auf einer Jahrhunderte langen Entwicklung beruht. Nachdem in unserem Land 1746–84 durch die Allgemeine Landesvermessung Herzog Carls I. zusammen mit den Feldmarken auch alle Dorfgrundrisse aufgemessen und erstmalig aufgezeichnet worden sind,¹ erwachsen daraus nicht nur siedlungskundliche Fragen nach Art, Häufigkeit und regionaler Verbreitung der unterschiedlichen Dorfformen überhaupt, sondern auch nach ihrer altersmäßigen Entstehung sowie nach dem Zustandekommen der den verschiedenen Formen-Familien zuzuordnenden Orte. Dabei ist streng zu unterscheiden zwischen Zeitstellung und Umständen der Siedlungsanfänge unserer Dörfer einerseits sowie ihrer seither individuell zumeist wesentlich differenzierter abgelaufenen nachträglichen Entwicklung bis zu ihrer frühesten kartographischen Erfassung im 18. Jahrhundert andererseits.²

1 Dazu ausführlich Hartwig KRAATZ: Die Generallandesvermessung des Landes Braunschweig von 1746–1784. Braunschweig 1973. Da sich mit dieser Vermessung darüber hinaus auch verbreitet verkoppelungsähnliche Eingriffe in das Parzellenbild der Feldmarken verbanden, ging dadurch bei den meisten Orten des Landes ihr traditionell überkommenes Flurgefüge ganz oder teilweise als Hilfsmittel für die Siedlungsforschung unwiederbringlich verloren.

2 Vgl. Wolfgang MEIBEYER: Die Anfänge der Siedlungen. In: Horst-Rüdiger JARCK, Gerhard

Eben von diesem Ablauf dörflicher Entwicklung soll im Folgenden die Rede sein und zwar unter besonderer Berücksichtigung vor allem der vom Kloster Riddagshausen sowie einigen weiteren Zisterzen ausgeübten Grundherrschaft auf ihrem ländlichen Grund und Boden. Bestimmend wirkten sich auf den Werdegang der betroffenen Klosterdörfer die besonderen Wirtschaftsgrundsätze des Ordens der Zisterzienser aus, der ja nämlich neben seinen sonstigen an Bauern ausgeliehenen Zinsgütern (zumeist verstreuter und Einzelbesitz an Hufen und Höfen) in überwiegendem Umfang sein klösterliches Grundeigentum in großbetrieblichen Eigenwirtschaften, als Grangien bezeichneten klösterlichen Großhöfen, vor allem durch Laienbrüder (Konversen) unter Leitung eines eigenen Hofmeisters (*magister* oder *rector curiae*) bewirtschaften ließ.³ Da die Mönche Besitzerwerb besonders in Klosternähe anstrebten, indem sie bäuerliche Hofgüter durch Schenkung, Tausch oder Kauf entweder einzeln, mitunter aber auch dorfweise in einem Zuge an sich brachten, liegt ein besonderer regionaler Schwerpunkt unserer Betrachtung östlich der Stadt Braunschweig im direkten Umfeld von Riddagshausen. Entferntere Besitzungen desselben Klosters, auch im Lüneburgischen, und solche der Zisterzen Mariental und Amelungsborn werden darüber hinaus herangezogen. Als exemplarische Vergleichsfälle kommen auch solche von Isenhagen, Kr. Gifhorn und Scharnebeck bei Lüneburg in Betracht.

Da den Grangien unseres Raumes bereits 1953 von H. Wiswe grundlegende Untersuchungen vor allem unter allgemeinen Gesichtspunkten gewidmet worden sind, ist unter Verweis darauf hier auf deren erneute Darlegung zu verzichten.⁴ Unterstrichen sei jedoch noch einmal Wiswes auf gründliches Studium originärer Quellen gestützte Feststellung, dass entgegen lange herrschender Meinung die Zisterzienser ihre Besitzungen gewöhnlich nicht der Wildnis durch die Erschließung und Kultivierung mit eigener Hände Arbeit abgerungen haben. Auch bei uns entstanden ihre Klöster stets auf vorgefundenem Kulturland, kam auch ihr stattliches vielseitiges Eigentum an Boden und Rechten nur durch Schenkung, Kauf und Tausch zusammen. Als tatsächlich kaum nennenswert nimmt sich entgegen W. Röseners Mutmaßungen ihr Anteil am hochmittelalterlichen Landesausbau aus.⁵ Nicht gemeint sind damit die von den Klöstern ausgehenden nachträglichen Veränderungen der

SCHILD (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 267–300.

- 3 Knapp gefasster Überblick dazu bei Werner RÖSENER: Die Wirtschaftsstruktur der niedersächsischen Zisterzienserklöster im Mittelalter. In: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 88 (1990), S. 41–60.
- 4 Hans WISWE: Grangien niedersächsischer Zisterzienserklöster. Entstehung und Bewirtschaftung spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher landwirtschaftlicher Großbetriebe. In: BsJb 34 (1953), S. 5–134. Zu den Klöstern im einzelnen besonders Ernst GÄBLER: Das Amt Riddagshausen. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 5 (1928), S. 98–163; Annette von BOETTICHER: Gütererwerb und Wirtschaftsführung des Zisterzienserklosters Riddagshausen bei Braunschweig im Mittelalter. Braunschweig 1990 (Beihefte zum. BsJb 6) sowie Christiane RAABE: Das Zisterzienserkloster Mariental bei Helmstedt von der Gründung 1138 bis 1337. Berlin 1995 (Berliner Historische Studien 20).
- 5 RÖSENER (wie Anm. 3), SS. 47f, 60.

Kulturlandschaft zum Zwecke eigenen Nutzerwerbs wie die Einrichtung großzügiger Teichlandschaften, Weinberge, Steinbrüche, Bergwerke u. a. m.

Gelangte ein gewachsenes Dorf in einem einzigen Übertragungsakt oder durch Einzelerwerb von Höfen nach und nach ins Eigentum einer Zisterze, so erfuhr seine Entwicklung einen ersten tiefgreifenden Bruch dadurch, dass seine bisherigen bäuerlichen Stellen zum Zwecke der Einrichtung einer großbetrieblichen klösterlichen Eigenwirtschaft (Grangie) ganz oder teilweise aufgehoben wurden. Der zweite bedeutende Einschnitt in den Werdegang der Ansiedlung ereignete sich dann, wenn das Kloster aus unterschiedlichen Gründen seine Grangie wieder auflöste und sein ehemaliges Großgut nun in eine Anzahl von neu einzurichtenden, dem Kloster zinspflichtige Bauerngüter umwandelte. Es zeichnet sich damit ab, dass die Umstände desselben Ortes vor und nach der Grangienzeit sowohl nach seinen Höfestruckturen als auch nach seinem jeweiligen Ortsbild recht unterschiedlich sein konnten und dieses im Allgemeinen tatsächlich auch waren. Aus Mangel an historischem Quellengut lassen sich über die Siedlungsverhältnisse vor der Grangienzeit, z. B. Ortsform, Höfezahl, nur in seltenen Ausnahmefällen verlässliche Aussagen machen. Wenngleich darüber hinaus auch von der klösterlichen Überlieferung aus der Zeit der Grangien selbst, über Aussehen, Ausstattung, Verwaltung sowie über die Vorgänge ihrer Auflösung, nur sehr wenig erhalten geblieben ist,⁶ so lässt sich über die letzten Abschnitte dieser Entwicklung mit siedlungskundlichen Mitteln, d. h. vor allem durch die Analyse der Ortslagen und der Besitzstrukturen in den Feldmarken mit Hilfe von Flurkarten, dennoch Einiges an neuen Erkenntnissen gewinnen.

Es ist vor allem zufällig günstigen Umständen bei der örtlichen Vorgehensweise der Allgemeinen Landesvermessung des 18. Jahrhunderts zu verdanken, dass uns im Falle von Harvesse, Kr. Peine, sowie im unweit des Klosters Riddagshausen gelegenen Querum direkte Einblicke in die Nachsiedelverhältnisse der Grangie möglich sind. Das vom Kloster abgelegene Dorf, nördlich von Bortfeld an der Aue, gelangte 1160 geschenkwiese mit der Bestätigung durch Heinrich den Löwen von Ludolf von Peine als *predium Herwardessen* insgesamt mit Kirche und Eigenhörigen des Grafen an Riddagshausen. Nur beiläufig und wie auch sonst des Öfteren eher zufällig ist die dortige Grangie allein durch Erwähnung einer klösterlichen *curia* 1316 nachgewiesen. Zwei Jahre später existierte sie schon nicht mehr. An ihre Stelle waren Bauerngüter getreten.⁷ Als aufschlussreich zeigt die Flurkarte von 1754 die Siedlungslage in der Ortsform eines kleinen regelmäßigen Sackgassendorfes, das in seiner geschlossenen Kontur vier als Halbspänner klassifizierte Reihenhöfe enthält neben zwei Kothöfen, Hirtenplatz und Kapelle (Abb. 1). Dieser Sackgassengrundriss, der auch bei anderen ehemaligen Grangienorten noch mehrfach an-

6 Nur für wenige Grangien liegen direkte schriftliche Überlieferungen aus der Zeit ihres Bestehens vor. Oftmals lassen sie sich – wenn überhaupt – nur indirekt aus der Erwähnung z. B. eines Hofmeisters (*magister oder rector curiae*) oder erst aus Vorgängen im Zusammenhang mit ihrer Auflösung erschließen. Vgl. dazu Wiswe und von BOETTICHER (beide wie Anm. 4).

7 Von BOETTICHER (wie Anm. 4), S. 226 f, 265 f sowie NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 358 und 20 Alt Nr. 171. – „Reihenhöfe“ sind Ackerleute (A) sowie hier zumeist daraus hervorgegangene Halbspänner (Hsp, H, ½ Hf) und Viertelhöfe (¼ Hf), nicht jedoch Kothöfe (Kö) und Brinksitzer (Bri).

zutreffen sein wird, deutet sich in Übereinstimmung mit den Ergebnissen archäologischer Ausgrabungen der Marientaler Grangie Eschenrode bei Siptenfelde im Harz als das Areal des alten Grangienhofes an, der augenscheinlich rundum eingefriedet und durch nur einen einzigen Zugang erschlossen war.⁸ Bei der Auffassung des klösterlichen Großhofes hat man ihn aufgeteilt und den bauerlichen Nachsiedlern für ihre Hofplätze zugewiesen. Offenbleiben muss wohl, ob die Sackanlage in Harvesse womöglich schon auf das erwähnte *predium*, ein großes nichtbäuerliches adliges Gut, also noch vor die Zeit der Grangie zurückgehen könnte.

Der klösterlichen Eigenwirtschaft hat augenscheinlich die gesamte Harvesser Feldmark bis zu ihrer Auflösung vollständig zugehört. Danach wurde sie unter vier neu gegründete exakt gleich bemessene Bauernhöfe verteilt, zu denen (vielleicht erst später?) zwei nur mit sehr geringer Landmenge ausgestattete Kothöfe hinzukamen. Besondere Beachtung verdient nun das dabei angewandte schematische Prinzip von Gliederung und Besitzzuweisung der vormaligen Grangienländerei an die vier Neubauern, das genau nach dem Vorbild der zur Zeit der hochmittelalterlichen Ostkolonisation aktuellen geregelten Hufenverfassung unter Anwendung von sog. Riegenschlägen erfolgte. Der in Abb. 1 wiedergegebene ortsnahe Ausschnitt aus der 1754er Flurkarte zeigt, dass das in lange Ackerstreifen gegliederte Feldland besitzmäßig so unter die vier Neubauern verteilt worden ist, dass sich diese in einer zumeist sogar streng eingehaltenen Besitzerabfolge der nebeneinander liegenden Feldstreifen abwechseln. Die als Riegenschlag bezeichnete einmalige vollständige Abfolge aller beteiligten Stellen (hier: c-b-d-a) gewährleistet grundsätzlich bei üblicherweise eingehaltener Breiten- und Längenbemessung der Ackerstreifen ein optimal gerechtes Prinzip der Landverteilung unter eine vorgegebene Zahl von Landeignern. Als Minderberechtigte oder Nachgesiedelte erhielten die Kothöfe nur randliche oder mitunter eingestreute Einzelparzellen. Alles derart riegenschlagmäßig gegliederte Land muss notwendig vor seiner so erfolgten Aufteilung dafür disponibel zur Verfügung gestanden haben und ist nicht anders als der vor-

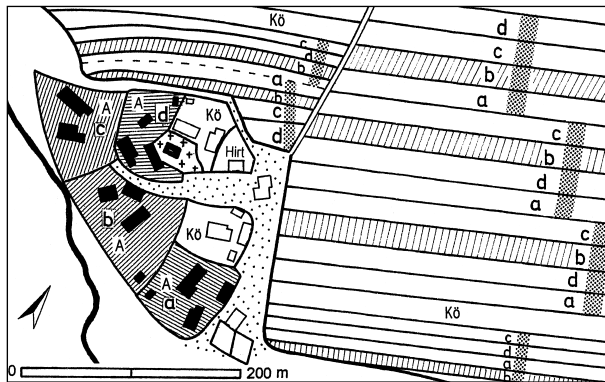


Abb. 1: Harvesse, Kr. Peine, 1754. Ortslage in charakteristischer Sackgassenform der ehemaligen Grangie. Die Ackerlandaufteilung im Flurausschnitt zeigt die Riegenschlagstruktur (gerastert) mit vier Reihenhöfen (vgl. Anm. 7). Deren Hofplätze sind stets kenntlich gemacht mit schwarz ausgefüllten Gebäuden sowie (z. T.) durch zusätzliche Rasterung. Das Feldland eines Reihenhofes (b) ist hier hervorgehoben.

8 RAABE (wie Anm. 4), S. 211 f und Karte 4.



herige Flurbereich der Grangie zu denken.

Dass diese bei Harvesse angetroffene besondere Flurverfassung exemplarisch geradezu Modellcharakter zu besitzen scheint, erweist sich sogleich an Querum als weiterem Fallbeispiel, wenngleich der Ablauf der Grangengeschichte hier nach den Untersuchungen Rolf Sieberts von 1998 an sich etwas komplizierter erfolgt ist und die Auflösung des Klosterbetriebs auch nicht jahrgenau, aber noch vor 1394 anzugeben ist.⁹ Abb. 2 zeigt, dass auch hier vier Höfe mit der ähnlich wie in Harvesse respektablen Landausstattung von je ca. 120 Morgen Acker eingerichtet wurden, deren Besitzerstruktur in den von der Landesvermessung unverändert belassenen Flurteilen exakt ausgebildete Riegenschläge mit wiederkehrender Abfolge der Höfe aufweist: b-d/e-c-a.

Anders als bei Harvesse stellen sich jedoch Ortsform und Höfestruktur in Querum dar. Als Ortslage durchaus nicht unregelmäßig gegliedert, bilden die vier Bauernhöfe (von denen einer in zwei Halbspänner d/e geteilt wurde) zusammen mit einem Kothof auf der westlichen Seite der Dorfstraße eine geschlossene Gruppe gegenüber einigen klösterlichen Anwesen – Priors-(Wohn)Hof, Schäferei, Vogtei – sowie weiteren Kothöfen. Eine früher geschlossene Großhofanlage lässt sich hier zwar durchaus vermuten, sie konnte aber schon deswegen nicht als vergleichbare Sackanlage ausfallen, weil in Verlängerung der Dorfstraße über die Schunterbrücke hinweg die Verbindung zur Feldmark des wüsten Dorfes Harderode verlief, die im 13./14. Jahrhundert ebenfalls vom Kloster erworben und der Querumer Grangie zugeordnet war.¹⁰ Als ebenfalls ortsindividuell ergeben sich die verbliebenen Kloster-einrichtungen sowie die nicht ungewöhnlich beträchtliche Anzahl von Kothöfen.

Überprüfen wir die Grundrissformen bekannter ehemaliger Grangienorte auf darin verborgene Sackgassenanlagen, so treten diese durchaus gar nicht selten in Erscheinung. Nicht nur bei kleineren Riddaghäuser Klosterdörfern lassen sich solche trotz der bis über 400 Jahre dauernden auch für die Dörfer in mancherlei Weise ereignisreichen Zwischenzeit seit Auflösung der Grangien bzw. Neueinsetzung bäuer-

9 Rolf SIEBERT: *Querum. Die Geschichte eines braunschweigischen Dorfes*. Braunschweig 1998, S. 46 ff. sowie NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 374, K 3514.

10 SIEBERT (wie Anm. 9), S. 57 ff.

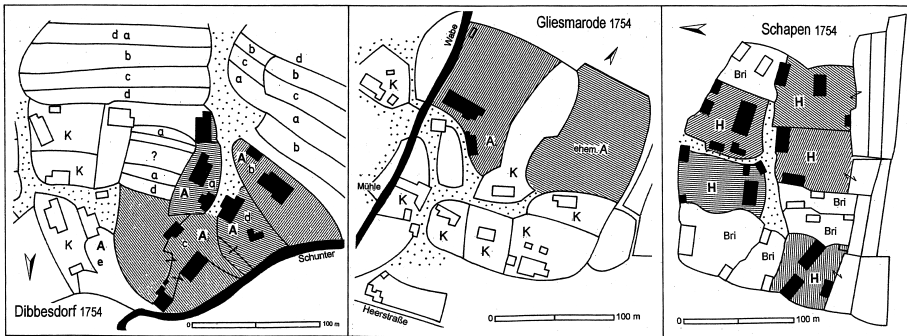


Abb. 3a–c: Ortslagen auf ehemaligen Grangienplätzen von Dibbesdorf, Gliesmarode und Schapen, alle Stadt Braunschweig, 1754. Die Sackgassenformen sind unterschiedlich deutlich erhalten. (Legende wie Abb. 1).

licher Neusiedler bis über das 18. Jahrhundert hinaus problemlos feststellen. So bilden sie u. a. die Ortskerne von Dibbesdorf und Gliesmarode. Wiewohl nicht als Platz einer Grangie direkt belegt, zeichnet sich einerseits durch eben diese Grundrissform, darüber hinaus aber auch durch rudimentär nachweisbare Riegenschlagstruktur seiner durch die Landesvermessung 1754 ansonsten stark veränderten Flur im Klosterdorf Schapen eine ehemalige, sonst nicht überlieferte Grangie ab¹¹ (Abb. 3a–c).

Das Beruhen dieser dörflichen Sackanlagen auf vorherigen Grangienhöfen lässt sich trotz mancher zwischenzeitlicher Beeinträchtigungen ihrer Ursprungsformen beispielhaft auch an Orten aus dem Klosterbesitz der Zisterze Amelungsborn überzeugend ablesen.¹² So teilen sich in Negenborn, Kr. Holzminden, vier Meierhöfe nach dem Ergebnis der Fluranalyse mit sehr ähnlich großem Ackerbesitz und der aufgezeigten regelmäßigen Abfolge ihrer Ackerstreifen das ortsnahe „Große Meierfeld“. Die Hofplätze eben dieser Meier a, b, c, d orientieren sich auf den sackgassenartigen Innenraum eines auffälligen, rundlich konturierten Abschnitts innerhalb der sonst regellosen, überwiegend von jüngeren Stellen (sieben Kötner, 28 Brinksitzer) eingenommenen Ortslage (Abb. 4). Wir erkennen darin den früheren Amelungsborner Grangienhof, der – augenscheinlich einmal mit einer nicht bekannten Art von Einfriedung umgeben – in einer Schleife des Forstbaches angelegt war. Die den Dorfinnenraum 1756 ausmachende Sackgasse geht auf den einstigen Hofraum der Grangie zurück und ist durch dessen einzigen Zugang direkt ausgerichtet auf sein früheres draußen direkt davor gelegenes Ackerland. Nach Aufhebung des großen Wirtschaftshofes wurde sein Areal als Hofplätze und Gartenland den vier bäuerlichen Folgestellen zugewiesen. Einziges sichtbares Zeugnis der klösterlichen Vergangenheit stellte 1756 die Zehntscheune dar.

11 Feldrisse der Landesvermessung im NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 3219 (Dibbesdorf), K 3297 (Gliesmarode), K 3564 (Schapen).

12 Feldrisse und Beschreibungen der beiden Amelungsborner Klosterdörfer im NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 3458 und 20 Alt Nr. 276 (Negenborn) sowie K 3361 und 20 Alt Nr. 196 (Holenberg).

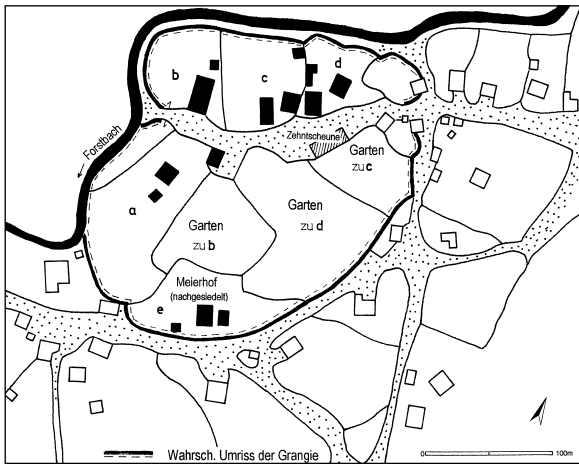


Abb. 4: Negenborn, Kr. Holzminden, 1756. In der Ortslage zeichnet sich die ehem. Grangie mit den Hofplätzen und Gärten der Amelungsborner Meierhöfe a–d (und e) deutlich ab. Beachte die klösterliche Zehntscheune. (Legende wie Abb. 1).

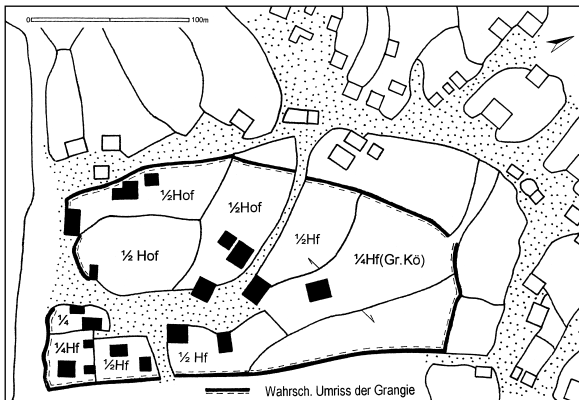


Abb. 5: Holenberg, Kr. Holzminden 1765. Hof- und Gartenplätze der aus den ursprünglich vier Nachfolgehöfen des Klosterhofes hervorgegangenen Halb- und Viertelhöfe nachvollziehen dessen ehemalige Sackgassenanlage. (Legende wie Abb. 1).

Ähnliches findet sich in Holenberg, Kr. Holzminden, vor, wo wiederum eine – wenn auch inzwischen etwas deformierte – Sackgassenstruktur vorliegt, die zuvor an ebenfalls vier ursprüngliche Meierhöfe vergeben war. Von diesen bestanden laut Erbregister 1637 noch drei ungeteilt, während der vierte bereits aufgesplittet war. Nach weitergehenden Teilungen auch dieser Vollmeier bildete sich bis 1756 das in Abb. 5 vorliegende Grundrissbild mit zusammen nun neun Nachfolgestellen heraus. Innerhalb des unregelmäßigen Gesamtgefüges von Holenberg bleibt dessen auf den früheren klösterlichen Wirtschaftshof zurückgehender regelmäßiger Sackgassen-Kern jedoch noch immer deutlich wahrnehmbar.

Auffällig häufig – aber nicht ausschließlich – erscheinen die hinsichtlich ihrer Ausstattung mit Ackerland auch nach Aussage der Erbregister und Klosterbücher mit ihrer Hufen- oder Morgenzahl¹³ stets exakt gleichmäßig versehenen zinsbäuer-

13 NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel, insbesondere 19 Alt Nr. 155–157 (Kloster Riddagshausen), 19 Alt Nr. 144 und VII B Hs Nr. 347 (Kloster Mariental), 19 Alt Nr. 3 (Kloster Amelungsborn).

lichen Nachfolgehöfe der Klosterhöfe als Gruppe von *vier* Stellen, bei größeren Orten auch als ganzzahlige Vielfache davon. An jeweils vier „Klostermeier“ gelangten die Klostergüter in Harvesse, Querum, Dibbesorf, Kl. Schöppenstedt, Negenborn, Holenberg, Lobach, Lürdissen und ebenso in den als ehemalige Grangien bislang nicht nachgewiesenen Orten Hondelage und Jelpke, Kr. Gifhorn. Auch der vormalige Riddagshäuser Klosterhof am Nordrand von Rautheim neben einem erschlossenen Hof des Braunschweiger Blasien-Stifts wurde in vier gleichmäßige Ackerhöfe geteilt. In der großen Feldmark von Mascherode, in der die Wüstung Wentorf aufgegangen ist, gehen acht Ackerhöfe auf eine gedoppelte Viererstruktur zurück, und für Meerdorf weisen die Riddagshäuser Erbregerregister zwölf klostereigene Meierhöfe mit einem Landbesitz von je drei Hufen nach. Abweichend stellen sich dar Gliesmarode, Bechtsbüttel und Bienrode mit je drei und Schapen mit fünf wiederum ortsweise gleichem Landbesitz. 12 gleiche Ackerhöfe enthält auch das Marientaler Klosterdorf Barmke.

Es muss hier offen gelassen werden, womit sich das offensichtlich auch bei anderen Zisterzen bevorzugt angewandte Prinzip der Viererteilung beim Austun ihres Landes an Neubauern erklärt. Gar nichts scheint dieses jedenfalls mit der Menge der dabei hofweise vergabten Hufen bzw. der Menge des zu verteilenden Landes zu tun zu haben. Nahezu immer wurden die neuen Höfe innerhalb desselben Dorfes mit genau der gleichen Besitzgröße versehen. Von Ort zu Ort kann sich die zu Grunde gelegte Hufenzahl pro Hof jedoch nicht unerheblich unterscheiden, z. B. 2 ½ Hufen in Hondelage, 3 Hufen in Meerdorf aber 6 Hufen in Offleben. Auch Zusammenhänge mit der natürlichen Bodenqualität sind nicht evident.

Nicht nur auf das Erscheinungsbild der Ortslagen sowie auf die Zahl und Struktur ihrer bäuerlichen Stellen, sondern auch auf die Flurverfassung der Klosterdörfer hat sich die zisterziensische Grundherrschaft nachhaltig ausgewirkt. Nach ihrem ggf. vollständigen Erwerb wandelten die Mönche die vorherigen einzelparzellierten kleinteiligen Gemeengefluren der bäuerlichen Dorfgemeinschaften in Betriebsfeldmarken ihrer Eigenwirtschaften um, die als flächige Großblockfluren zu denken sind. Solange freilich die im allgemeinen angestrebte vollständige Aneignung der Feldmarken nicht gelang, blieb das Grangienland zunächst im Gemeenge mit dem anderer Grundherren. Durch Vertauschungen wird man um Zusammenlegung der klösterlichen Ländereien bemüht gewesen sein.

Die in den Feldmarken zisterziensischen Grundeigentums bevorzugt angetroffene besondere Flurverfassung der Riegenschlagstruktur setzt für ihre Einführung generell die uneingeschränkte Verfügungsmöglichkeit über ein großflächiges Areal, hier in Größe einer Dorfsfeldmark, voraus und deutet somit indirekt das zumindest zeitweilige besitz- und nutzungsrechtliche Zusammenhängen einer so großen Ackerfläche an. Mit dem Vorliegen von Grangien als alleinigen Bewirtschaftern einzelner oder mehrerer zusammengefasster Dorfgemarkungen ist diese Voraussetzung vorgegeben. Im Auflösungsfall wurden deren Großblockfluren dann in eine Anzahl von Riegenschlägen untergliedert und diese nach Maßgabe der vorgenommenen Zahl von Neubauernhöfen an diese gleichmäßig aufgeteilt, vgl. dazu Abb. 1 und 2. In unseren Flurkarten vorgefundenes Riegenschlagland kann also – von später nachge-

rodeten Fläche mit womöglich ebensolcher Strukturierung abgesehen – weitgehend als ehemaliger Grangienacker verstanden werden. Blieb bei den kleineren vor allem nördlich der Lössgrenze gelegenen Orten mit den niedrigen Höfezahlen die Riegenschlagstruktur meistens über die Jahrhunderte erhalten oder wenigstens zumeist durch Fluranalyse nachvollziehbar, so ist sie in den größeren Dörfern im Süden fast immer durch zeitläufige sekundäre Vorgänge der örtlichen Höfeentwicklung bis zur Unkenntlichkeit verändert.¹⁴ Allein aus der in den Erbregistern festgehaltenen konsequenten Gleichmäßigkeit der Landausstattung beteiligter Höfe ist die Wahrscheinlichkeit ihres früheren Vorhandenseins dennoch zu folgern.

Ungewissheit besteht im Falle einiger Klosterorte mit unzweifelhafter Riegenschlagstruktur ihrer Feldmarken, gleichenorts jedoch ohne klares Zeugnis für zeitweiliges Existieren von Klosterwirtschaften. Auch die weitgehend irregulären Grundrissformen deuten z.B. bei Hondelage, Jelpke, Bechtsbüttel und Bienrode nicht auf die klassischen, klar konturierten Sackanlagen von Grangien hin. Allenfalls die etwas frugalen Hinweise wie die Erwähnung eines Hofmeisters auf einem Epitaph an der Kirche in Hondelage (mit Abt-Wohnhof und großen Klosterteichen) oder das mit der Leistungsfreiheit eines Klosterhofes vielleicht erklärbare Fehlen von Bechtsbüttel (ebenso mit Teichanlage) im Gifhorner Landschatzregister von 1489 sowie der Vergleich des Bienroder Grundrisses mit einem „wendischen Rundling“ durch P.J. Meier¹⁵ könnten vielleicht für ehemals klösterliche Eigenwirtschaften an diesen Orten sprechen. Wenn es an diesen Kleinorten nicht „offene“ Klostervorwerke gegeben haben sollte, die uns als solche nur nicht überliefert sind, wird man von der hypothetischen Annahme ausgehen müssen, dass das hier im Vollbesitz der Orte befindliche Kloster lediglich eine Neuordnung seiner bäuerlichen Zinshöfe durch Egalisierung vorgenommen hat. Die ungünstige Überlieferungslage vermag dafür aber keine Belege zu liefern. Die Riegenschlagfluren existierten mit dieser Flurverfassung bis zu ihrer Verkoppelung im 19. Jahrhundert.

Als erstes einer kleinen Folge hier hinsichtlich ihrer Dorfgrundrissformen und Höfestruktur abzuhandelnden Klosterorte entspricht Mascherode 1769 auf den ersten Blick einem unregelmäßigen Haufendorf mit scheinbar regellosem Durcheinander seiner zehn Reihenhöfe und 13 Kotstellen (Abb. 6). Südlich des die Ortslage querenden Baches zeichnet sich aber die Umrisskontur des ehemaligen Grangienhofes mit einer nach Westen vorstoßenden rudimentär schmalen Sackgasse ab. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hatte Kloster Riddagshausen nicht nur eine Reihe bis dahin offenkundig noch weitgehend einzelbäuerlich bewirtschafteter Stellen an sich gebracht (u. a. 1204/08: sechs Hufen mit fünf Hofstellen), sondern auch das

14 Erneut sei hier auf das von der Landesvermessung betriebene Zusammenlegen zahlreicher kleiner Besitzparzellen zu wirtschaftlicher zu bearbeitenden größeren hingewiesen und auf die damit verbundene Zerstörung des gewachsenen Flurgefüges. Gelegentlich blieben jedoch auch Flurabschnitte unverändert („speziell gemessen“) und erlauben Rückschlüsse auf die älteren Verhältnisse, z.B. eine vormalige Riegenschlagstruktur.

15 Vgl. Rudolf GRIESER: Schatz- und Zinsverzeichnisse des 15. Jahrhunderts aus dem Fürstentum Lüneburg. 2. Aufl. Hildesheim 1961 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 50), S.67ff. sowie Paul Jonas MEIER: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Braunschweig, Wolfenbüttel 1900, S. 11.

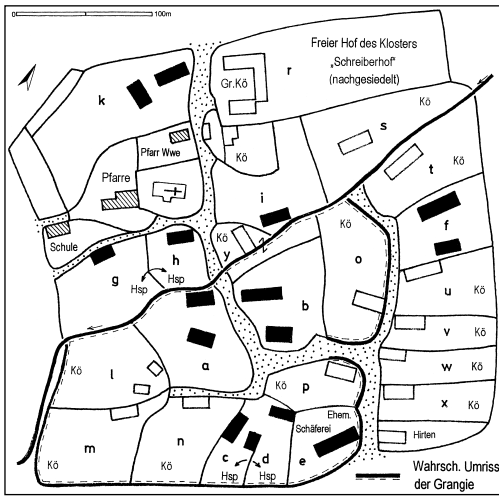


Abb. 6: Mascherode, St. Braunschweig 1769. Im komplexen Ortsgrundriss zeichnen sich die ehemalige Grangie auf der südlichen Bachseite sowie die östlich davor regelmäßig angelegte Höfezeile (t–x) als Teilelemente deutlich ab. (Legende wie Abb. 1).

nahe gelegene und bald darauf vom Kloster wüstgelegte Wentorf. Die danach eingerichtete Grangie gründete sich auf Vollbesitz beider Orte und Feldmarken. Als das Kloster in wirtschaftlicher Bedrängnis zwischen 1332 und 1335 fünf große Grangien auflösen musste, war darunter auch Mascherode.¹⁶

Die besondere Größe des Hofes bedingte wohl hier die Einrichtung von acht statt der sonst üblichen vier Meierhöfe, nämlich jeweils zwei zu vier und fünf Hufen, vier zu 2 ½ Hufen. Mutmaßlich haben diese zunächst sämtlich auf dem vorherigen Grangienareal gelegen. Vier von ihnen (f, g/h, i, k) haben diesen Dorfteil anscheinend später verlassen und sich nördlich des Baches auf geräumigeren Hofplätzen niedergelassen, k und g/h beiderseits des Komplexes von Kirche und Pfarre. Die Nachträglichkeit der Wahl seines Hofplatzes kommt aber bei Hof f besonders deutlich dadurch zum Ausdruck, dass dieser innerhalb einer erst später entstandenen regelhaften Zeile von Kothöfen gegenüber dem alten Grangieneingang angetroffen wird. Das jüngere Alter seines Standortes ist damit evident. Die Zahl der im alten Grangienhof frei gewordenen Plätze, die schließlich von den Köttern l, m, n, o eingenommen wurden, entspricht genau der Anzahl der vier ausgesiedelten Reihenhöfe. Der Hofplatz von Kötner p dürfte nicht dazu gehören. Er wird teilweise von c/d und von e, der alten Klosterschäferei, abgenommen worden sein. Der aus dem Grangienhof über den Bach nach Norden hinausführende breitere Weg muss als Verbindung zu der ebenfalls vom Kloster erworbenen Kirche schon in die Grangienzeit zurückreichen. Bedingt durch den Mangel an Quellen sind über Zeit und Umstände der Entstehung der hier wie auch in zahlreichen anderen Klosterdörfern im Vergleich zu den großen Meierhöfen auffallend vielen kleinen Kötnerstellen keine verlässlichen Aussagen möglich. Dass sie jedoch kaum in Verbindung stehen mit

¹⁶ Von BOETTICHER (wie Anm. 4), SS. 233ff, 263ff und NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 5667, 20 Alt Nr. 266 und 19 Alt Nr. 157.

der Auflösung der Grangie, deutet sich schon an durch ihr zumeist räumlich klar getrennt von dem der Reihenhöfe – zumeist konzentriert in Abseitslagen der Feldmark – anzutreffendes Ackerland.

Ähnlich wie Mascherode gelangte auch der sehr umfangreiche Besitz von über 60 Hufen Landes in Meerdorf, Kr. Peine, durch eine Vielzahl von Erwerbsvorgängen sukzessive an Riddagshausen, ohne dass dieses den Vollbesitz von Dorf und Feldmark ganz erreichte.¹⁷ Zwölf der 14 Meierhöfe und 14 der 26 Kötner gehörten ihm 1770. Wiewohl die äußeren Bedingungen dafür auch sonst weitgehend erfüllt schienen, ist die Existenz einer Grangie nur wahrscheinlich, nicht jedoch ganz gesichert. Die scheinbare Unregelmäßigkeit des Haufendorfgrundrisses (Abb. 7) löst sich bei Einbeziehung des räumlichen Verteilungsmusters aller beteiligten Grundherrschaften in die Ortsanalyse dahingehend auf, dass erstens unmittelbar nördlich an das „Meer“ ein rundlich konturierter Höfekomplex hervortritt (A), der sich – ohne Klosterbesitz – als Sitz der Ministerialenfamilie von Meerdorf wahrscheinlich macht. Südwestlich grenzt an das „Meer“ zweitens eine augenscheinlich räumlich ebenfalls selbständige kleine Höfegruppe, auch ohne Klosteranteile aber mit Höfebesitz der

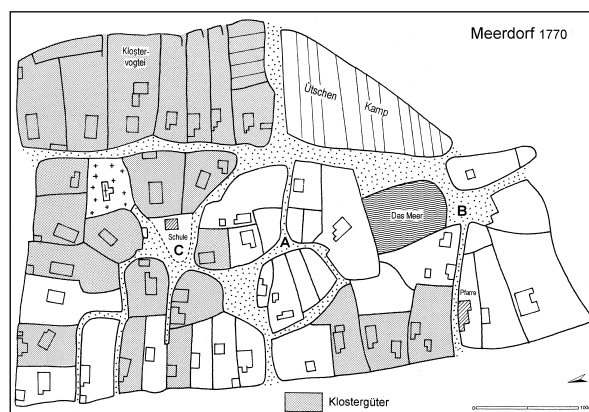


Abb. 7: Meerdorf, Kr. Peine 1770. Die Grundrissform ist nur scheinbar unregelmäßig. Man erkennt drei auffällige Kerne A, B und C sowie drei periphere regelmäßige Höfezeilen (vgl. Text). Nur Bereich C kann als Areal eines womöglichen Klosterhofes hier in Betracht kommen. (Legende wie Abb. 1).

Herren von Oberg und des Peiner Meierdings (B). Übrig bleiben an den Dorfrändern im Westen, Norden und Osten jeweils ausgesprochen regelmäßige Zeilen von Stellen, die überwiegend klösterlich sind (darunter auch die Kloster-Vogtei) und einen dritten nördlich gelegenen Kernbereich von klösterlichen Meierhöfen inklusive der Kirche umschließen. Deren etwas irregulär geformte Hofplätze gruppieren sich um einen wohl bis zur neuzeitlichen Einrichtung der Schulstelle darauf als öffentlich und unbebaut anzunehmenden freien Platz (C) – womöglich einmal zum Hofraum einer ehemaligen Grangie gehörig? Wenn eine solche in Betracht kommt, wäre sie tatsächlich nur hier realisierbar. Der Befund einer Fluranalyse ist wegen tiefgreifender Eingriffe der Landesvermessung von 1770 nicht mehr möglich.

17 Von BOETTCHER (wie Anm. 4), S. 234ff, 312ff und NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 5829, 20 Alt Nr. 267 und 19 Alt Nr. 157.

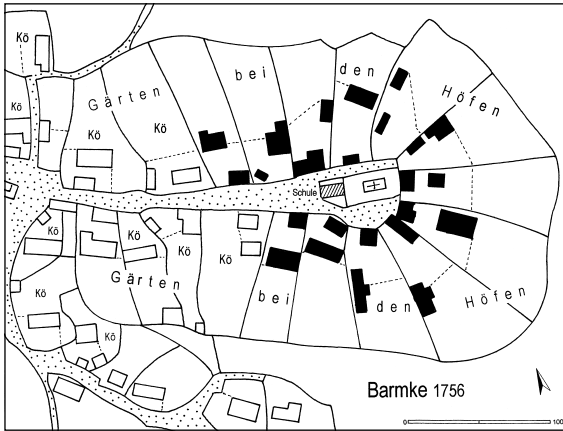


Abb. 8: Barmke, Kr. Helmstedt 1756. Der offensichtlich planmäßige Grundriss des Marientaler Klosterdorfes beruht auf einer Neuanlage im 13. Jahrhundert. Trotz augenfälliger Ähnlichkeit ist es kein genuiner Rundling aus der Ostkolonisationszeit um 1150. (Legende wie Abb. 1).

Immerhin bezeugen die im Erbregister von 1605 verzeichneten zwölf klösterlichen Meierhöfe mit jeweils genau drei Hufen Landausstattung unübersehbare Aktivität und Eingriffe Riddagshausens am Ort.

Das der 1138 gegründeten Zisterzienserabtei Mariental zugehörige Barmke, Kr. Helmstedt, wurde seiner auffallend planmäßigen Dorfgrundrissform wegen bisher stets als genuines Rundlingsdorf (Abb. 8) angesehen.¹⁸ Als *villa Bardebike* war das ganze Dorf vor 1158 von Heinrich dem Löwen geschenkweise ans Kloster gekommen. Dieses führte 1180 hier einen eigenen Hof (*curtis*). Von diesem ist aber wegen der erneuten Erwähnung einer *villa* (lateinisch Dorf) 1192 nicht gewiss, ob damals darin bereits die gesamte Feldmark einbezogen war, oder ob noch bäuerliche Stellen daneben existierten. Das 1228 genannte *allodium* (*Eigengut, Vorwerk*) deutete dann aber eine umfassende klösterliche Eigenwirtschaft am Ort an. Als schließlich 1278 Bauern in dem „neuen Dorf“ (*nova villa* B.) auftraten, kann die Grangie nicht mehr bestanden haben, und nicht lange vorher wird die als planmäßige Sackgassenform ausgeführte Anlage mit der Ansetzung von zwölf – auch laut Erbregister von 1588 – exakt gleich ausgestatteten Klostermeier-Stellen (und einer Kapelle mittendrin!) zustande gekommen sein.¹⁹ Es liegt in Barmke also keiner jener Rundlingsorte vor, die um 1150 im Zuge der frühen Ostkolonisation unter Heranziehung wendischer Bauern von weltlichen Grundherren angelegt wurden, sondern gleichsam eine weitgehende Imitation dieser Dorfform, wie sie in der weiteren Umgebung in reichlicher Zahl zu studieren waren. Ähnlich wie bei diesen, lässt sich auch in der hiesigen Feldmark noch 1756 mit Hilfe des Feldrisses der Landesvermessung das Riegenschlagsystem als bewährtes Prinzip gleichmäßiger Ackerlandverteilung unter den zwölf Reihenhöfen rudimentär nachweisen. Die auch hier zahlreichen Kothöfe

18 So auch vom Verf. selbst, vgl. Wolfgang MEIBEYER: Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. Ihre Verbreitung, Entstehung und Beziehung zur slawischen Siedlung in Niedersachsen. Braunschweig 1964 (Braunschweiger Geographische Studien 1), Abb. 4.

19 RAABE (wie Anm. 4), S. 99ff und NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 5587, 20 Alt Nr. 24, 19 Alt Nr. 144.

waren nach dem Ergebnis der Fluranalyse nicht in die Grangie bzw. ihre Auflösung involviert. Ihr Feldland befand sich nur in randlichen nachgerodeten Kämpfen, streng geschieden vom Riegenschlagland der Klostermeier. Die Lage ihrer Hofplätze im Ort macht ihre Stellung als Nachsiedler offensichtlich (Abb. 8).

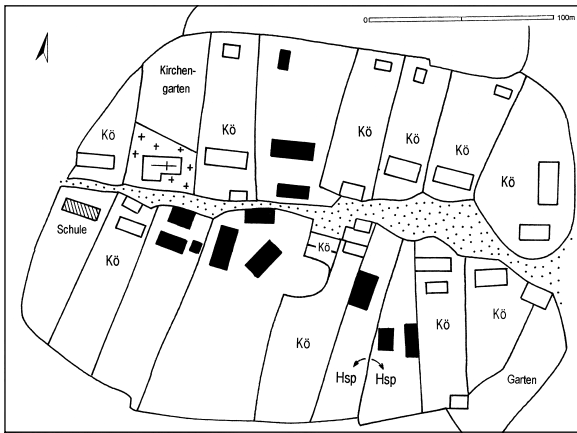
Die im 18. Jahrhundert vorgefundenen Grundrissformen unserer Klosterdörfer reichen, wie gezeigt, im Allgemeinen konkret nur bis in die Grangienzeit zurück. Entsprechendes gilt für die bäuerlichen Stellen darin. Nachvollziehbare Beziehungen zu den älteren örtlichen Verhältnissen, also vor Beginn des Grundeigentums der Klöster – wie im folgenden Fall von Kl. Schöppenstedt – sind seltene Ausnahme. In diesem bis 1921 „Mönche-Schöppenstedt“ geheißenen Dorf war der Riddagshäuser Abtei zwischen etwa 1226 und 1234 nach und nach der Erwerb des ganzen Ortes mit ca. 26 Hufen sowie von Kirche und Zehnt gelungen. Nur in zwei der zahlreichen bei der Übertragung von Gütern an das Kloster entstandenen Urkunden werden überhaupt Hofstellen erwähnt, und ihre Zahl stimmt mit jener der ihnen beiliegenden Hufen Landes überein, z. B. *quatuor mansos ... et totidem areas*.²⁰ Wenn demnach die meisten dieser alten Höfe jeweils nur eine Hufe besaßen, wäre für das frühe 13. Jahrhundert von einer Anzahl von über 20 solcher Einhufen-Bauernhöfe im Dorf auszugehen, welche das Kloster dann aufhob, um mit seiner Eigenwirtschaft die gesamte Dorffeldmark in Besitz zu nehmen und nutzen zu können. Die Grangie selbst wird zwar auch hier nicht überliefert. Sie kann aber durch die zweimalige Nennung eines Johannes als ihres Hofmeisters um 1250 als gesichert gelten. 1331 endete ihre Zeit, und es erfolgte die Neueinrichtung von vier Bauernhöfen mit je 4 Hufen Land. 1605 verzeichnete das Erbregerregister noch dazu 11 Kothöfe.²¹ Das Kloster hatte beim Ort auch Ziegelbrennerei betrieben.

Die Auffälligkeit von Kl. Schöppenstedt besteht in seiner 1751 kartographierten planmäßigen Grundrissform als zweizeiliges Straßendorf, mit der es auffällig seinem Nachbardorf Weddel entspricht (Abb. 9). Nicht nur aus dieser nachbardörflichen Ähnlichkeit, vor allem aus der genuin „straßendorftypischen“ inneren Hofplatzgliederung der Ortslage sowie mit dem örtlich spezifischen Standplatz der mit ihrem romanischen Turmbau über die Klosterzeit zurückreichenden alten Dorfkirche lässt sich – auch entgegen A. von Boettichers Einschätzung, hier eine vom Kloster nach der Grangienzeit vorgenommene „zweite Dorfgründung“ als planmäßig angelegtes „Einwegedorf“ vor sich zu haben²² – mit ziemlicher Gewissheit ein vor die Grangienzeit des Ortes zurückreichendes Alter wenigstens seiner zweizeiligen Straßendorfform schlussfolgern. Im vorliegenden Fall hat der Klosterhof aus unbekannten Gründen einmal nicht die vorgefundene Ortsform als solche verändert. Allerdings vereinbart sich die zuvor geschätzte Zahl von über 20 älteren Bauernhofstellen nicht mit jener der 1751 angetroffenen, so dass es ungeachtet einer Bewahrung der „äußeren“

20 Von BOETTICHER (wie Anm. 4), S. 241f., 291ff. und NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel K 3390, 20 Alt Nr. 225, 19 Alt Nr. 157.

21 Das Verständnis des Begriffes „Hufe“ bezog sich im hohen Mittelalter noch nicht unbedingt auf eine bestimmte Landmenge wie in der Neuzeit, als nach und nach eine solche von 30 Morgen im Braunschweigischen als festes Hufenmaß allgemeine Gültigkeit erhielt.

22 Von BOETTICHER (wie Anm. 4), S. 122. Auch in Mascherode (s. dort) ist es entgegen von Boetticher ebenfalls nicht zu einer „Neugründung“, schon gar nicht eines „Einwegedorfes“, gekommen.



*Abb. 9: Kl. Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel 1751. Der regelmäßige Straßen-
dorfgrundriss offenbart
keine Spuren mehr von der
ehemaligen Grangie hier.
(Legende wie Abb. 1).*

Dorfform während der Grangienzeit dennoch zu einer durchgehenden Veränderung und Neuordnung der „inneren“ Hofplatz-Parzellierung gekommen ist.

Ein abschließender eher beiläufiger Blick auf zwei andere ostniedersächsische Zisterzen außerhalb des Braunschweiger Landes führt unerwartet zu vergleichbaren und ähnlichen Befunden. Alt-Scharnebeck bei Lüneburg hieß noch um 1450 als klösterliche Eigenwirtschaft der „Oldehoff“. Nach seiner Auflösung durch die Abtei Scharnebeck war daraus eine kleine Sackgassenanlage geworden, aufgeteilt unter fünf gleiche Klostermeier, deren Äcker als ehemaliges Grangienland auch hier streng riegenschlagmäßig gegliedert vorlagen. Dieser kleine Ort ist zunächst irrtümlich für einen Rundling gehalten worden.²³

Alt-Isenhagen, Kr. Gifhorn, war ursprünglich ein wirkliches Rundlingsdorf, dann Klosterhof der Zisterze Isenhagen und erhielt nach deren Ende seine bis heute bewahrte rundlingsähnliche Sackgassenform auf dem Areal dieser früheren Grangie, mit einer Kapelle mittendrin als Relikt der klosterwirtschaftlichen Tradition. Auf der zugehörigen Feldflur hat sich eine Riegenschlagstruktur erhalten. In diese teilen sich vier ganze und – etwas ungewöhnlich! – ein halber Ackerhof. Der ebenfalls in Vollbesitz des Klosters befindliche Nachbarort Wentorf, auch gewöhnlich als Rundling angesehen,²⁴ weist in seiner Grundrissform sowie in seiner Flurverfassung sehr große Ähnlichkeit mit dem Marientaler Klosterdorf Barmke auf.

Es hat nicht den Anschein, dass diese überregional ähnlichen Befunde zufälliger Art sind. Damit provozieren sie allerdings die Frage nach bei diesem Orden womöglich weiterreichend oder gar allgemein praktizierten Vorgehensweisen bei der Auflösung seiner Eigenwirtschaften im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit.

²³ Wolfgang MEIBEYER: Rundlingsdörfer in und bei Scharnebeck? In: Lüneburger Blätter 31 (2004), S. 7–30.

²⁴ DERS.: Wo stand das erste Kloster Isenhagen? In: Gifhorer Kreiskalender 2007. Gifhorn 2006, S. 65–72.

Der verlorene Kontext: Mittelalterliche Ausstattungsstücke des Heiligkreuzklosters in Braunschweig¹

von

Jochen Luckhardt

Im so genannten „Altardepot“ des Herzog Anton Ulrich-Museums steht ein spätmittelalterliches Altarretabel (Abb. 1), das auch als „Flügelschrein“ bezeichnet werden darf. Über fünfeckigem, vorne stumpfwinkligem Grundriss erhebt sich ein 126 cm hoher Aufbau, dessen Schrein in der Breite 74 cm und die Flügel 39 cm messen.² Die 102 cm hohen Flügel werden durch gemalte Figuren verziert. Auf den Außenseiten stehen sich Maria und der Verkündigungengel Gabriel gegenüber. Ihre textliche Kennzeichnung erfahren sie durch Spruchbänder mit den Worten des Evangeliums. Bei Maria steht: *ecce ancilla domini fiat michi secundum uerbum tuum* (Lc 1,38), bei Gabriel: *aue gracia plena dominus tecum* (Lc 1,28).³ Maria wendet sich dem Engel zu und hält dabei in ihrer Rechten ein aufgeschlagenes Buch, in dem sie gerade gelesen hat. Mit ihrer hochgehobenen linken Hand lässt sie den Schrecken erkennen, den sie erfuhr, als der Engel in ihr Zimmer eintrat. Auch Gabriel wendet sich ihr zu, betont aber zugleich mit dem hochgehobenen Stab in der Linken und der rechten, erhobenen Hand die Bedeutung seiner Mission.

Öffnet man die Flügel (Abb. 2), so bieten sich auf ihren Innenseiten Mitglieder der Heiligen Sippe dar, deren Identifizierung Inschriften ermöglichen: auf der linken Seite erscheint Maria Cleophas mit den Kindern Josef Justus, Jakobus Minor und zu den Füßen Judas Thaddäus und Simon, überwiegend mit ihren Heiligenattributen. Rechts steht – wie alle Figuren auf einem Schachbrettfußboden – Maria Salome, die die Knaben Johannes Ev. und Jakobus Maior auf den Armen hält. Auch hier sind die Gestalten durch Schriftbänder zu identifizieren bzw. mit Heiligenattributen ausgestattet; insgesamt sind dies eine Walkerstange, eine Säge, eine Keule, ein Kelch und Pilgerstab und Tasche.

Im Schrein in der Mitte befand sich ehemals eine Skulptur, deren Aussehen durch den ikonographischen Zusammenhang erschlossen werden kann. Es war wohl

1 Text einer Vorlesung an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig innerhalb einer Ringvorlesung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Herzog Anton Ulrich-Museums Braunschweig. Für die Einladung dazu sei Prof. Dr. Victoria von Flemming herzlich gedankt. Der Vortragstext wurde geringfügig geändert und mit Anmerkungen versehen.

2 Herman RIEGEL: Die Sammlung mittelalterlicher und verwandter Gegenstände. Braunschweig 1879, Nr. 101, S. 82–84; Hans Georg GMELIN: Spätgotische Tafelmalerei in Niedersachsen und Bremen. München 1974, Nr. 134, S. 411–413. Maße nach: Andrea BOOCKMANN: Die Inschriften der Stadt Braunschweig bis 1528. Wiesbaden 1993 (Die Deutschen Inschriften 35), S. 184.

3 Diese ergänzte Lesart folgt wiederum BOOCKMANN (wie Anm. 2).



Abb. 1: Retabel mit geschlossenen Flügeln, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 101



Abb. 2: Retabel mit geöffneten Flügeln, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 101

eine Gruppe der Anna Selbdritt, die Großmutter Anna mit Maria und dem Christuskind. Die Darstellung der Heiligen Sippe⁴ folgt der im 11. Jahrhundert aufkommenden und durch das Konzil von Trient im späteren 16. Jahrhundert verbotenen „Trinubiumslegende“, der Legende von den drei Hochzeiten der Heiligen Anna, aus denen jeweils eine Tochter mit Namen Maria erwachsen wäre. In die Legende war auch die Vorstellung eingeflossen, dass die Apostel mit Christus verwandt wären. Die Volkstümlichkeit des Berichtes wird belegt durch die weit verbreitete Legenden-sammlung des Jacobus de Voragine⁵ aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit der langen Aufzählung der Genealogie der Heiligen Anna, die Vorgaben für weitaus personenreichere Darstellungen als auf dem Braunschweiger Retabel lieferte. Einen Ursprung der Idee von der Heiligen Sippe bildete auch der Gedanke von der jungfräulichen Geburt Mariens, weshalb Maria mit dem Kind und der Heiligen Anna, wie wahrscheinlich im Schrein des Museums, gern zur Gruppe der Anna Selbdritt zusammengestellt wurde. Die Marienthemen auf dem Braunschweiger Retabel lassen also erste Möglichkeiten zu einer inhaltlichen Ausdeutung erkennen.

Stilgeschichtliche Aussagen zur Einordnung des Flügelretabels sind hingegen nur spärlich zu machen. In seinem grundlegenden Werk zur spätgotischen Tafelmalerei

4 Vgl. Art. „Sippe, Heilige“, in: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 4. Freiburg 1972, Sp. 163–168 (M. LECHNER).

5 Vgl. Richard BENZ: Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine. Heidelberg 1975, S. 677 f.

in Niedersachsen und Bremen hat Hans Georg Gmelin⁶ das Werk um 1500/1510 datiert und es einer Braunschweiger Werkstatt zugeschrieben, zu der noch ein Retabel im Braunschweigischen Landesmuseum, zwei Tafeln in Altena/Westfalen und der Georgsaltar im Halberstädter Dom gehören sollen.⁷ Wegen der Zusammenhänge insbesondere mit dem Georgsaltar, der der späteren Phase der Halberstädter Domausstattung angehört, sind an der von Gmelin vorgeschlagenen Zeitstellung kaum Zweifel anzumelden.

Vorrangiger als die Betrachtung, welcher Werkstatt das Braunschweiger Retabel angehörte und wo diese ihren Sitz hatte, soll an dieser Stelle die Frage sein, welche Bedeutung das Werk für die Menschen „um 1500“ hatte, welche Assoziationen von seinen Darstellungen beim Betrachter geweckt wurden, kurz: welchen Sitz im Leben das Werk besaß. Wir können nämlich seinen ursprünglichen Bestimmungsort erschließen. Dem Braunschweiger Herzoglichen Museum, dem heutigen Herzog Anton Ulrich-Museum, wurde es 1877 aus dem ehemaligen Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuz in Braunschweig überwiesen. Mit diesem Herkunftsnachweis eröffnen sich neue Möglichkeiten der Interpretation, die sich mit historischen Fakten begründen lassen.

Meine folgenden Ausführungen beschäftigen sich allgemein mit dem Kontext mittelalterlicher Kunstwerke. Sie sind als Untersuchungen der Funktion gedacht, die sie in ihrem Entstehungs- bzw. Verwendungsraum eingenommen haben. Selbstverständlich wird die künstlerische Form nicht übersehen; die überzeitliche Darstellung künstlerischer Leistungen ist aber zu vernachlässigen.⁸

Dass die Betrachtung des Kontextes in den Hintergrund geraten war, weil man die Entstehung der Werke nicht mehr mit Funktionen in Verbindung bringen konnte, ist sicherlich auch auf die Überführung der Werke in Museen zurückzuführen, wo man sie des historischen Hintergrundes beraubte und sie in eine Ordnung nach Schulen und Stilen einzwängte. Für uns ist an dieser Stelle wichtig, darauf hinzuweisen, dass Formen der Kunstwerke sich aus den Funktionen, die sie erfüllten, ergeben konnten. Dem entsprechen die vielfältigen Objektformen der Bilder, in unserem Fall beim Heiligkreuzkloster in Braunschweig eine Spannweite von der Skulptur über Gemälde zu Goldschmiedekunst und textilen Behängen.

In vier Kapitel gliedere ich meine weiteren Ausführungen, in

1. allgemeine Anmerkungen zur Kunst für Nonnenklöster, Forschungsfragen, die sich gerade in den letzten Jahren vermehrter Aufmerksamkeit erfreuen,
2. Erläuterungen zur ursprünglichen Lage und zur Geschichte des heute verschwundenen Zisterzienserinnenklosters Heiligkreuz in Braunschweig, um die historischen Hintergründe besser verstehen zu können,

⁶ S. GMELIN (wie Anm. 2).

⁷ Zu den Altären in Halberstadt vgl. zuletzt: Jochen LUCKHARDT: Altäre und Retabel. In: Harald MELLER, Ingo MUNDT, Boje SCHMUHL (Hrsg.): Der heilige Schatz im Dom zu Halberstadt. Regensburg 2008, S. 318–321.

⁸ Zur Methode vgl. Hans BELTING: Das Werk im Kontext. In: DERS. u. a. (Hrsg.): Kunstgeschichte. Eine Einführung. 5. Aufl. Berlin 1996, S. 223–240.

3. die Vorstellung weiterer, ebenfalls erhaltener Kunstwerke aus dem Heiligkreuzkloster, sowie
4. in die Verknüpfung der Kunstwerke mit Leben und Vorstellungen der Nonnen, auch unter Berücksichtigung von Beispielen aus anderen Nonnenklöstern. Der monastische Kontext der Kunstwerke wird hervorgehoben und damit versucht, Beiträge zu ihrem Verständnis im Spätmittelalter zu leisten.

1. Zur Kunst für Frauenklöster

Die Kultur der mittelalterlichen Frauenklöster ist erst spät, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in das Blickfeld der Forschung gerückt.⁹ Die Vorstellungen über Nonnen im Mittelalter waren dabei von ständigen Extremen geprägt. Sie sollten Vorreiter der feministischen Bewegung des 20. Jahrhunderts, gleichzeitig ständig von mystischen Visionen befallen gewesen sein oder sich einen unkeuschen Weg gesucht haben. Derartige Vorstellungen führen selbstverständlich in eine falsche Richtung. Das Leben der meisten Frauen im Kloster vollzog sich sicherlich in einem eingeschränkten, doch letztendlich durchaus faszinierend eigenständigen Rahmen, der durch die überlieferten Privilegien und die Freiheiten des Klosters gesichert wurde. Die Erforschung der „visuellen“ Kultur der Frauenklöster hat gerade in den letzten Jahren stärkere Schübe erhalten.¹⁰ Es ist aber erkannt worden, dass die Bearbeitung der Kunst für Nonnenklöster berücksichtigen muss, dass für die weiblichen Rezipientinnen die äußere Erscheinung nur Widerspiegelung einer höheren Wahrheit ist, hinter der das derzeitige Erscheinungsbild des Kunstwerkes in eine zweite Reihe zurücktreten muss. Thema in der Lebenswelt der mittelalterlichen Nonnen – gespiegelt auch in Kunstwerken – war vor allem die „Imitatio Mariae“, das Schlüpfen in die Rolle Mariens.¹¹ Das führte etwa, um Mutter sein zu können, zur Anfertigung von bekleidbaren Christuskind-Figuren und zu Christus-Wiegen. Ein anderes Thema war die Passion, das Einfühlen in die körperlichen Leiden Christi, in das sich Nonnen durch Gebet und körperliche Aktionen gleichsam hineindachten. Jeffrey Hamburger kennzeichnete die Übungen der Frauen: „Ihre Andachtspraxis, gleichzeitig gewaltsam und wollüstig, physisch und spirituell, exemplifizierte die Bedeutung des Wortes ‚Passion‘, wie es in der christlichen Spiritualität definiert wird: das Zusammenfließen von Liebe und Leiden als archetypischer Ausdruck des Leidens Christi, verstanden sowohl als Leiden als auch als brennende Begierde.“

In der Meditation, in der Hingabe an den leidenden Christus, ergänzen sich Text und Bild, wie es etwa die Nonne Gertrud von Helfta (1256–1301/1302) be-

⁹ S. zum folgenden: Jeffrey F. HAMBURGER: Am Anfang war das Bild. Kunst und Frauenspiritualität im Spätmittelalter. In: Falk EISERMANN u. a.: Studien und Texte zur literarischen und materiellen Kultur der Frauenklöster im späten Mittelalter. Leiden 2004, S. 1–43.

¹⁰ Grundlegend etwa: Jeffrey F. HAMBURGER: The Visual and the Visionary. Art and Female Spirituality in Late Medieval Germany. New York 1998; Ausst. Kat. Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Essen und Bonn 2005.

¹¹ Zu den Themen „Maria“ und „Christus“ etwa HAMBURGER (wie Anm. 9), S. 9–11.

schrieben hat.¹² Die Zisterzienserin erblickt ein Kruzifix, das sich zu ihrem Bett herabneigt. Hierauf führt sie mit Christus selbst einen Dialog, der ihr seine Liebe zusichert. Gertrud zieht das Kruzifix an ihren Körper, womit ein Bezug auf das Hohelied 1,12 gegeben ist: „Mein Freund ist wie ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hängt.“ Sie ersetzt die Nägel des Kruzifixes durch Gewürznelken und küsst dann mehrfach den Leichnam Christi. Die Verbindung von textlichen Vorkenntnissen und „affektiver Frömmigkeit“ ist kennzeichnend für die Andacht Gertruds und erscheint typisch für einen großen Teil klösterlicher Praxis. Möglicherweise war die Art der Aktivitäten für weibliche in einer Klausur lebende Mitglieder eines Konventes auch dadurch bedingt, dass sie von der körperlichen Gegenwart des Heiligen in Form von Reliquien oder in der Eucharistie im späteren Mittelalter immer weiter entfernt worden waren. Bilder waren für diese spezifische Art der Andacht unersetzlich.

Wenn aus dem Kreuzkloster zu Braunschweig nur Bilder Mariens und Christi erhalten geblieben sind, die auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches aufweisen, so hängt dies sicherlich damit zusammen, dass der Rat der Stadt Braunschweig bei der Reformation des Klosters 1528 alle Bilder entfernen ließ, die als unschicklich galten.¹³ So mögen auch die Kunstwerke mit Themen verschwunden sein, die man – wie Christkind-Wiegen – gemäß lutherischem Bekenntnis als nicht konform empfand. So erfolgte 1532 die Abgabe aller „ärgerlichen“ Bilder durch den Rat der Stadt Braunschweig, der sie verkaufen ließ.

2. Zu Lage und Geschichte des Heiligkreuzklosters

Schlägt man Paul Jonas Meiers und Karl Steinackers „Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig“ von 1906 auf,¹⁴ das den Zustand der Stadt vor den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs festhält, so wird dort das Kreuzkloster nur mit einer kurzen Passage bedacht. Zu dieser Zeit und noch bis zu den verheerenden Zerstörungen durch Brandbomben 1944 bestand die Kirche aus einem nachmittelalterlichen, schlichten, einschiffigen Holzbau, der durch einen Dachreiter bekrönt wurde, mit polygonalem Schluss. Schon 1883 waren die Ökonomiegebäude abgebrochen und deren Gelände verpachtet worden, um Platz für Neubauten an der Celler Straße zu schaffen.

12 Vgl. Jeffrey F. HAMBURGER, Robert SUCKALE: Zwischen Diesseits und Jenseits – Die Kunst der geistlichen Frauen im Mittelalter. In: Ausst. Kat. Krone und Schleier (wie Anm. 10), S. 35 (21–39).

13 Zur Reformation im Kloster: Wilhelm TUNICA: Zur Geschichte des Klosters S. Crucis zu Braunschweig. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 16 (1883), S. 279 ff. (S. 129–164, S. 271–318, 17, 1884, S. 74–145); Ute RÖMER-JOHANNSEN: Art. Braunschweig, Hl. Kreuz. In: Ulrich Faust (Hrsg.): Norddeutschland. Die Frauenklöster in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen. St. Ottilien 1984 (Germania Benedictina 11), S. 74 f. (67–99).

14 Paul Jonas MEIER, Karl STEINACKER: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1906, S. 22 f.

hatte, weshalb man dem Herzoglichen Museum nicht benötigte Kunstwerke überließ, wurde leider von keiner Darstellung festgehalten.

Die Lage des Klosters vor den Toren der Stadt war entscheidend für die Geschicke seiner Bauwerke gewesen. Die im September 1609 neu eingeweihte, in Fachwerk errichtete Kirche entstand nach Auseinandersetzungen zwischen der Stadt Braunschweig und ihrem Landesherrn, dem Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, die 1545 begonnen hatten. Der Rat der Stadt hatte in diesem Jahr, da Auseinandersetzungen mit Herzog Heinrich d.J. bevorstanden, um eine Nutzung des vor dem Petritor gelegenen Klosters durch Angreifer zu verhindern, das Kloster Heiligkreuz abbrennen lassen. Übrig gebliebene ausgebrannte Mauern der Kirche ließ der Rat 1567 bis 1571 wieder neu aufbauen, womit ein Fortbestand des Konventes gesichert war. 1605 aber wiederum ließ Herzog Heinrich Julius bei der Belagerung Braunschweigs das Kloster erneut anzünden, so dass wieder eine Erneuerung – nunmehr wie beschrieben in Fachwerk – notwendig wurde. Aufschlüsse über das Aussehen der mittelalterlichen Anlage geben leider weder Ansichten noch Pläne. Auch Schriftquellen bieten hierfür nur spärliche Hinweise, die erahnen lassen, dass die Klosterkirche mehrere Kapellen und – selbstverständlich – eine Nonnenempore besaß.

Ein Text jedoch gibt zumindest Aufschluss darüber, warum das Kloster an dieser Stelle vor den Toren der Stadt Braunschweig gegründet worden war, der Text einer Gründungslegende.¹⁹ Vermutlich ist sie, deren Wortlaut in einem Kopialbuch des Kreuzklosters überliefert wurde, im 14. Jahrhundert verfasst worden. Sie berichtet über einen Ritter Balduin von Campe, gestorben 1255, der das Kreuzkloster in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf dem Rennelberg, lateinisch „mons cursorum“, ursprünglich einem Turnierplatz vor den Toren der Stadt, neben der Heerstraße nach Celle gegründet habe. Balduin war Bruder des herzoglichen Truchsessens Jordan III. von Campe, der später wiederum im Kreuzkloster bestattet worden sei. Die Legende erzählt ferner, dass Balduin sich in Auseinandersetzungen mit Bürgern der Stadt Braunschweig befunden habe und deshalb seinen Knapen mit einem Auftrag heimlich in die Stadt schickte. Dieser wurde aber erkannt und die Braunschweiger Bürger verfolgten ihn, der sich nur durch eine Flucht auf den Rennelberg einer Gefangennahme entziehen konnte. Er versteckte sich unter einem Baum, der „in modum crucis“, also in Form eines Kreuzes, gewachsen war. Der Knappe schlief ein und im Traum erschien ihm eine Vision. Er hörte die Stimmen der Seelen von Ermordeten und einen Engel, der ihm erläuterte, dass der Ort geweiht sei und die Körper derjenigen, die hier ihre letzte Ruhestätte finden würden, das Seelenheil erlangen könnten. Der Knappe kam zurück zu seinem Ritter, Balduin von Campe schloss mit der Stadt Frieden und gründete ein Kloster auf dem Rennelberg, das Kloster zum Heiligen Kreuz. Gemäß einer späteren Überlieferung erfolgte die Weihe des Klosters am Sonntag Exaudi, also am 19. Mai, 1230.²⁰

19 Hierfür und für die folgenden Themen zur Geschichte des Klosters neuerdings grundlegend: Eva SCHLOTHEUBER: *Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter*. Tübingen 2004, hier S. 8 ff.

20 Vgl. auch RÖMER-JOHANNSEN (wie Anm. 13), S. 68.

Welche historischen Gründe letztlich Ursache für die Gründung des Klosters gewesen sein mögen, kann nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Auf jeden Fall erfüllte es zwei Aufgaben, die sich ergänzen und nicht ausschließen. Das Kreuzkloster bot die Möglichkeit zur gesellschaftlich notwendigen „Töchterversorgung“ des Patriziats und des niederen Adels wie auch zur Ausbildung der sich entfaltenden geistlich-geistigen Kultur der Frauenbewegung des 13. Jahrhunderts.

Diesen Vorstellungen entspricht auch die Gründung eines Konvents, der den Regeln der Zisterzienser folgte, ohne dem Orden inkorporiert zu sein. Das Kreuzkloster besaß zwar enge Beziehungen zum Kloster Riddagshausen, die geistliche Oberhoheit aber hatte der Bischof von Hildesheim, das Kloster war also nicht exemt. Die Nonnen hatten eine Kopie des Ordensbullariums der Zisterzienser erlangt, in dem Statuten und Privilegien verzeichnet waren. Für die Verbindung zum Zisterzienserorden spricht auch das zweite Hauptpatrozinium, welches das Kreuzkloster – neben dem Patrozinium Heiligkreuz – besaß: Es war auch Maria geweiht, der Patronin des Zisterzienserordens.

Eine besondere Blüte erlebte das Kreuzkloster besonders in der Zeit um 1500. Seit dem 13. Jahrhundert hatte die Stifterfamilie anscheinend vollständig ihren Einfluss auf das Kloster verloren; er war überwiegend auf die Stadt Braunschweig übergegangen. Die Geschehnisse des Kreuzklosters waren eng mit den Patrizier- und Ratsfamilien der Stadt Braunschweig verwoben, wie ein Blick in Personenlisten des Konventes darlegt: Auswärtige Familien erscheinen nicht. Die Besetzung der Propststelle erfolgte durch die Stadt Braunschweig; bestätigt wurde dieser durch den Bischof von Hildesheim. Die engen Beziehungen zu Patrizierfamilien und den mit ihnen verbundenen Ministerialen zeigt sich auch an Kapellenstiftungen für die Klosterkirche, die als Grabkapellen gedacht waren.²¹ Es bestanden Kapellen der Familie von Weferlingen – genannt 1359 und 1426 –, des Jürgen Holtnicker, gestiftet 1392, und des Henning von Adenstedt, die 1401 bis 1403 erbaut wurde. Aus allen diesen Familien waren Nonnen als Konventsmitglieder im Kreuzkloster.

Für die Zeit um 1500 bieten mehrere Schriftquellen Einblicke in das Alltagsleben der Nonnen. Es blieb das Tagebuch einer unbekannten Nonne überliefert,²² das zugleich mit einem Rechnungsbuch²³ und Urkunden die monastische Welt erschließt. Zu Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde gerade die Ausstattung der Kirche besonders gefördert.²⁴ Erwähnt werden etwa zwei Gemälde, die an Pfeilern angebracht waren, die Neufassung „eines lieben Heiligen Kreuzes“, in der Kirche eine Statue der Jungfrau Maria, die „Cronecken“ genannt wurde, der man 1494 einen neuen Tabernakel verschaffte, einer anderen Marienstatue wurde der Strahlenkranz aufgearbeitet, 1495 ein Reliquienschrein gefertigt, 1505 neues Chorgestühl für den Nonnenchor hergestellt usw. Altäre²⁵ finden im Tagebuch Er-

21 SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 37, Anm. 140, S. 521–523, auch TUNICA (wie Anm. 13), S. 132, RÖMER-JOHANNSEN (wie Anm. 13), S. 69, 70, 86, 87, 91.

22 Von SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 313–478 ediert.

23 Von SCHLEUTHEUBER (wie Anm. 19) ausgewertet, vgl. dort S. 542.

24 RÖMER-JOHANNSEN (wie Anm. 13), S. 92, SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 331, Anm. 85, S. 387, Anm. 457, 388, Anm. 466, 450, Anm. 854, 451.

25 SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 364f.

wählung: der Hochaltar und die Altäre mit den Patrozinien Heilige Jungfrau, Heiligkreuz, Apostel, Engel, Heiliges Kreuz (zum 2. Mal, in der Holtnicker-Kapelle) und in der Adenstedt-Kapelle.

Um die Lebensumstände der Nonnen näher kennen zu lernen, muss man sich auch vergewissern, wie Mädchen und junge Frauen überhaupt in das Kloster kamen.²⁶ Ihr Eintritt erfolgte in mehreren Stufen. Zu Beginn stand eine Aufnahme, der sich danach ein Noviziat anschloss. Die Novizin wurde eingekleidet und nahm danach bei einem Festmahl, das im Kloster stattfand, Abschied von ihrer Familie. Mit einem zeitlichen Abstand leistete die Novizin dann das Professgelübde ab. Ihre endgültige Entscheidung wurde dann als Jungfrauenweihe und als Hochzeit mit Christus verstanden. Die Braut Christi erhielt Schleier, Ring, und eine Krone als Hinweis dafür, dass ihr in der Zukunft am Tag des Jüngsten Gerichtes eine Krone als Lohn, für ein ewiges Leben, gegeben würde. Diese Nonnenkrönung stellte den absoluten Höhepunkt des Klostereintrittes dar.

3. Weitere Kunstwerke aus dem Heiligkreuzkloster

Außer dem Retabel kamen 1877 noch eine Hostienbüchse, ein Kruzifix, ein Kelch und Textilien in das Herzog Anton Ulrich-Museum.

Lassen wir einmal die schlichte Hostienbüchse, gefertigt aus Elfenbein mit einer silbernen Einfassung und datiert um 1500 außer Acht, so erscheinen zunächst vor allem die beiden folgenden Kunstwerke von besonderer Bedeutung.

Das Kruzifix (Abb. 4) wurde jüngst²⁷ auf die Zeit um 1250 datiert. Die nur mit dem Lendentuch bekleidete Gestalt Christi, durch die Dornenkrone als Leidender gekennzeichnet, hängt frontal ausgerichtet am Kreuz; die Füße sind übereinander geschlagen. Die Balkenenden des Kreuzes sind erweitert und als Vierpässe ausgebildet, während an den Balken selbst „Krabben“ wie Astansätze eines Baumes ausgeformt sind. Hierzu passen die Reste grüner Farbigkeit, die sich von mehreren älteren Fassungen erhalten haben.



Abb. 4: Kruzifix, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 99

²⁶ SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 121.

²⁷ Gerhard LUTZ: Das Bild des Gekreuzigten im Wandel. Die sächsischen und westfälischen Kruzifixe der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Petersberg 2004, S. 232.



Abb. 5: Kelch, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 265



Abb. 6: Kasel, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 21

Der um 1400 gefertigte Kelch²⁸ (Abb. 5) besteht aus vergoldetem Silber. Auf dem runden Fuß befinden sich vier gestanzte Medaillons mit Darstellungen der Verkündigung, der Geburt Christi, der Anbetung der Könige und der Kreuzigung Christi. Den Fuß umzieht am Rand eine Inschrift mit folgendem Wortlaut: *Beate van Weverlinge got unde dit heylighe sacramente delghe ore sunde* (übertragen: Beate von Weverlingen. Gott und dieses heilige Sakrament mögen ihre Sünden tilgen). Über dem Fuß erhebt sich ein von einem Nodus geteilter Schaft. Darauf sitzen vier rhombenförmige, mit Wappen gezielte Anfügungen (Wappen der Familien Alten (zwei Mal), Ilten und Schenk (Bock?).

Auch mehrere Textilbehänge²⁹ fanden 1877 ihren Weg ins Museum. Zu den bedeutenden Stücken darunter zählen ein Banklaken mit der Geschichte Mose (um 1320/1330), der Salomonteppeich (1350–1360) und der Gawanteppeich (um 1350–1360), zudem Bordüren des 14. Jahrhunderts. Diese Textilien entstanden wohl alle im Kloster Wienhausen und wurden später dem Heiligkreuzkloster übergeben.

Das Heiligkreuzkloster als Bestimmungsort kann auch für zumindest eine Kasel³⁰ (Abb. 6) aus der Paramentensammlung des Herzog Anton Ulrich-Museums angenommen werden. Ihre Herkunft erscheint zwar unklar – die meisten der im Herzog

28 BOOCKMANN (wie Anm. 2), S. 82

29 Leonie von WILCKENS: Die mittelalterlichen Textilien. Katalog der Sammlung. Braunschweig 1994, S. 80–89; Tanja KOHWAGNER-NICOLAI: „per manus sororum...“. Niedersächsische Bildstickereien im Klosterstich (1300–1583). München 2006, S. 252–255, 258–264.

30 WILCKENS (wie Anm. 28), S. 67–69.

Anton Ulrich-Museum überlieferten Kaseln entstammen der Martinikirche in Braunschweig – ihr Bildprogramm jedoch verweist auf eine mögliche Bestimmung für das Nonnenkloster: Auf dem Kaselkreuz zeigen sich oben Maria mit dem Kind, darunter Johannes Evangelista, unter dem zentralen Lamm Gottes die lange Reihe der weiblichen Heiligen Katharina, Barbara, Ursula, Hedwig oder Elisabeth, Margaretha, Dorothea, Agnes und Apollonia; auf den Kreuzarmen erscheinen je ein heiliger Bischof, links der Heilige Nikolaus und rechts der Heilige Auctor, der Braunschweiger Stadtheilige. Links außen hingegen wurde das Zisterzienserwappen mit einem Abtsstab angebracht, rechts außen ein Wappen mit gekreuzten Schlüsseln. Die Kasel ist aus stilistischen Gründen in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu datieren.

4. Die Ausstattungsstücke im historischen und religiösen Kontext

Berücksichtigen wir nun die Anmerkungen zur Geschichte des Heiligkreuzklosters und zur Erforschung der visuellen Kultur spätmittelalterlicher Frauenklöster bei einer erneuten Betrachtung der Kunstwerke in Braunschweig.

Die wiederholte Vorstellung und Bewertung der Werke folgt dabei einem imaginären Rundgang durch Kirche und Kloster. Zwar besitzen wir ja kaum Hinweise zur Baugestalt der Kirche – mit Ausnahme der Existenz einer Nonnenempore und von drei Kapellen – doch wird die mögliche Funktion der Werke Überlegungen zur ursprünglichen Unterbringung anregen.

Das Kruzifix

Die Gründungslegende schilderte, wie das Kloster zu seinem Namen gekommen war. Der in Form eines Kreuzes gewachsene Baum und die Erscheinung darin wiesen den Ort als einen aus, an dem Seelen gerettet werden könnten. Hierzu war ein Kreuz notwendig, denn Christus hatte am Kreuz die Schuld Adams, die Sünde der Welt auf sich genommen, um die Menschen zu retten.

Es versteht sich von selbst, dass an einer derartigen Stelle, vor dem Hintergrund des Patronats und der Gründungslegende, ein Kruzifix in diesem Kloster eine besondere Bedeutung erfahren musste. Da nun das Kruzifix im Herzog Anton Ulrich-Museum bereits in das 13. Jahrhundert, also in die Gründungszeit, datiert worden ist, muss ihm im Kreuzkloster eine besondere Stellung zugemessen worden sein. Hierfür spricht auch ein bisher bei der Beschreibung des Werkes kaum wahrgenommener Aspekt. Die teilweise grüne Farbigkeit und die Astansätze am Kreuz weisen es als „arbor vitae“, Lebensbaum, aus, eine Gleichsetzung, auf die Gestaltungen von vielen Kreuzdarstellungen in Niedersachsen zurückgehen. Auch die kurzen Metallansätze am Kreuz des Mindener Domes,³¹ auf eine Entstehungszeit

31 Hierzu zuletzt: Ausst. Kat. Canossa 1077. Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik. Bd. II: Katalog. München 2006, Nr. 518, S. 431–433 (Rainer KAHNITZ).

um 1120/30 datiert, sind in diesem Zusammenhang mit einer begleitenden Inschrift zu interpretieren. Kreuzlegenden des Mittelalters erläutern, dass Samen vom Baum der Erkenntnis aus dem Paradies im Mund des toten Adam gesprossen und von dem daraus gewachsenen Baum das Kreuz Christi gefertigt worden wäre. Man nahm das Grab Adams als Stelle des Todes Christi an. Es wurden erster Mensch und Gottessohn gegenübergestellt und in Christus der „Wiedergutmacher“ erkannt. Zu lesen ist dies im Neuen Testament z. B. im ersten Korintherbrief 15,22: „Denn gleich wie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden.“ Ein viel zeitnäheres Beispiel liefert eine Kasel im Herzog Anton Ulrich-Museum,³² auf deren Rückseite zu Ende des 15. Jahrhunderts ein Kruzifix appliziert worden ist. Deutlich erscheint das Kreuz als Baum mit Astansätzen; an seinem Fuß liegt der Schädel Adams. Die Kasel stammt aus dem Kloster Derneburg, dessen Nonnen enge Beziehungen zum Heiligkreuzkloster nach Braunschweig pflegten.³³

Ob es sich bei dem Kreuz des Herzog Anton Ulrich-Museums um das in Quellen so genannte „Heilige Kreuz“ handelt, steht nicht fest. Es muss sich aber – auf Grund seiner Überfassung – in hoher Achtung befunden haben.

Nun überliefert das bereits erwähnte Rechnungsbuch des Heiligkreuzklosters zu 1492 Ausgaben für einen Maler, der das große Kreuz im Sanktuarium der Klosterkirche erneuert hatte.³⁴ Das Kreuz vor dem Hochaltar ergänzten zwei große oben bereits kurz erwähnte Gemälde an den Pfeilern zu den Seiten, die Maria und Johannes Ev. darstellten, ein Geschenk der Witwe Remburgis von Broizem. Angeblich war das Kreuz tragbar, so dass es wohl das Kreuz war, das in einer Zeremonie der Nonnenkrönung im Klostertagebuch um 1500 erwähnt ist.³⁵ Hierbei nahm der Propst des Klosters das Kreuz in der Kirche, stellte es auf die Erde und bot es den jungen Nonnen zur Verehrung dar. Diese Verehrung war als Berührung oder Kuss zu verstehen, wie es auch das Altar- bzw. Vortragekreuz aus St. Katharinental in der Schweiz, entstanden um 1250/1270, erweist.³⁶ Es ist sogar noch leicht größer als das Braunschweiger Kreuz. Gerade der Oberkörper Christi weist charakteristische Beschädigungen auf, die an einen körperlichen Kontakt denken lassen.

Da die Braunschweiger Kreuzkirche sicherlich auch – wie regulär in Klöstern üblich – Laien zugänglich war, würde die Position des Kreuzes am Hochaltar auch seine besondere Wertschätzung vor dem Hintergrund der Gründungslegende belegen.

Der Kelch

Verborgen in der Sakristei waren sowohl die liturgischen Gewänder, auf jeden Fall aber die „*vasa sacra*“, die heiligen Gefäße, die in Berührung mit Brot und Wein

32 Vgl. KAREN STOLLEIS: Messgewänder aus deutschen Kirchenschätzen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 2001, Nr. 6, S. 69.

33 Vgl. etwa SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 367–370.

34 S. oben Anm. 24.

35 Vgl. SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 474: ... *prepositus... posuit crucem super terram contra puellas pro devocione*.

36 Ausst. Kat. Krone und Schleier (wie Anm. 10), Nr. 307, S. 408 f.

kamen, möglicherweise auch die Reliquiare. Diese kostbaren Stücke wurden in Schränken verwahrt, so wie einer etwa noch im Zisterzienserkloster Doberan aus dem 13. Jahrhundert überliefert ist.

Über die Kelchstifterin Beate von Weferlingen haben wir bereits etwas mit dem Hinweis auf ihre Familie vernommen. Die Stifterin sicherte sich mit diesem Kelch Fürsprache beim Partikulargericht, wo der Erzengel Michael sie wiegen würde und jegliche ihrer Taten in die Waagschale geworfen würden.³⁷ Beate war im Kreuzkloster um 1396 „celleraria“, also Kellermeisterin.³⁸ Vermutlich war die Familie von Weferlingen, aus dem niederen Adel stammend, bereits seit der Gründung mit dem Kloster verbunden. Im 14. Jahrhundert lassen sich noch Stiftungen eines Altars, von Landbesitz und die Beates einer Seelenmesse für ihren Vater belegen. Die Familie durfte sich im Kreuzkloster begraben lassen. Auch im 15. Jahrhundert setzten sich die engen Beziehungen fort, wie mehrere Nonnen des Namens Weferlingen belegen. Wenn die Stiftung Beates für die Familienkapelle bestimmt gewesen ist, kann der Kelch, wie bei den Altären im Dom zu Halberstadt heute noch sichtbar, auch in einem verschleißbaren Fach des Altares geborgen gewesen sein.

Beim Kelch spielte aber sicherlich nicht nur die Stiftungstradition der Familie von Weferlingen eine Rolle. Seine Darstellungen veranschaulichen auch den gedanklichen Hintergrund dieser Braunschweiger Produktion für eine Zisterzienserin zu Ende des 14. Jahrhunderts. Auf dem Kelchmedaillon mit der Anbetung der Heiligen Drei Könige trägt Maria eine Krone, eine zu dieser Zeit übliche Blattkrone. Wenn auch das Tragen einer Krone allgemein als Weihe an eine Gottheit verstanden worden ist, so kann sie bei Maria doch generell als Attribut gesehen werden. Nach ihrer Himmelfahrt nimmt Maria auf dem himmlischen Thron neben Christus Platz und wird von ihm gekrönt, wie es auf dem Altarretabel aus dem Zisterzienserinnenkloster Fröndenberg, entstanden um 1410/1420, dargestellt wird.³⁹ Gemäß dem Hohelied des Alten Testaments sind hier Christus und Maria Bräutigam und Braut, „sponsus et sponsa“. Dass auch Nonnen bei entsprechendem Lebenswandel diese Krönung zukam, führt eine Darstellung auf einem Retabel um 1360 aus dem Klarenkloster in Nürnberg vor,⁴⁰ bei dem die in zeitgenössischer Nonnenkleidung erscheinende Heilige Klara durch einen Engel des Himmels ebenfalls eine Krone erhält.

All diese Vorstellungen von einer Krönung bei untadeligem Lebenswandel und Widmung an Christus mögen hinter der Zeremonie der Nonnenkrönung stehen, die bereits erwähnt worden ist.⁴¹ Die Nonne wird ja auch zu Ende des 15. Jahrhunderts noch ausdrücklich als „sponsa Christi“ bezeichnet.

Aus dem Ende des 15. Jahrhunderts wissen wir auch aus dem Kloster Lüne Genaueres über den Ablauf der Nonnenkrönung, die von einem weltlichen Heirats-

37 Vgl. zum Thema mit bildlichen Darstellungen: Ausst. Kat. Himmel Hölle Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter. Zürich 1994.

38 SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 37, Anm. 140.

39 Vgl. Ausst. Kat. Krone und Schleier (wie Anm. 9), Nr. 233c, S. 353.

40 Vgl. Ausst. Kat. Krone und Schleier (wie Anm. 9), Nr. 459d, S. 511.

41 SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 144, allgemein S. 156–174.

zeremoniell abgeleitet worden war. Die Krone der Nonnen wurde aus zwei weißen, etwa zwei Finger breiten Stoffstreifen gefertigt, die in der Form eines Kreuzes über den Kopf gelegt wurden. Sowohl an der Stirnseite wie auch oftmals an allen vier Seiten und oben auf dem Scheitel waren rote Seidenkreuze angebracht.

Das Altarretabel

Begeben wir uns nun auf den Nonnenchor, so erreicht man einen Bereich, der den Nonnen vorbehalten war. Hier wurden die Chorgebete abgehalten, zugleich war er auch Ort für eigene Meditationen. Falls dort Messfeiern abgehalten wurden, so war der Zugang für die Geistlichen gesondert geregelt. Es erscheint nahe, bei dort aufgestellten Kunstwerken eine besondere Ansprache durch die Auswahl bestimmter Themen, die etwa Maria und weibliche Heilige betrafen, anzunehmen. Auch mögen die Kunstwerke auf dem Nonnenchor ja in geringerem Format angelegt sein als Werke in der Kirche selbst. Von daher bietet es sich an, das Retabel aus dem Herzog Anton Ulrich-Museum als Werk für den Nonnenchor der Kreuzklosterkirche zu bestimmen.⁴²

Hierzu könnte eine Angabe im Rechnungsbuch des Klosters von genau 1500 passen: Es werden die Kosten für die Anfertigung durch einen Maler – sein Name wird leider nicht genannt – und die Aufstellung im Chor aufgelistet, die ein *hilghen-huß beate Virginis upp unsen choer* betreffen.⁴³

Schon die Außenseiten mit der Verkündigung an Maria bieten genügend Möglichkeiten der Selbstidentifikation. Zunächst legt Maria mit ihren Worten, dass sie die Magd des Herrn sei, Zeugnis ab von ihrem Gehorsam. Deutlich hervorgehoben ist auch das Buch in ihrer Rechten, Kennzeichen der Vorstellungen von Verfassern mittelalterlicher Marienleben, die Maria als „hochgeborene Liebhaberin von Büchern“⁴⁴ kennzeichnen wollten. Maria konnte lesen und schreiben – ideales Vorbild für die Nonnen, die die Heilige Schrift lasen. Maria wurde auch hier „Symbol- und Legitimationsfigur“.

Öffnen wir nun das Innere des kleinen Retabels, so erschien ja mit einiger Gewissheit Anna selbdritt, die sich mit den gemalten Seitenfiguren zur Darstellung der Heiligen Sippe ergänzte. Die Gruppe der Anna selbdritt lässt sich mit der Verehrung der Unbefleckten Empfängnis Mariens in Verbindung bringen; auf Anna wurde also die Keuschheit ausgedehnt. Welche Bedeutung die Jungfräulichkeit für das geistige Leben der Frauen im Mittelalter besaß, wurde jüngst so beschrieben: „Der Annäherung der Männer an die göttliche Sphäre über die ratio (Vernunft) entsprach bei ihnen einer Angleichung über ihre unberührte Körperlichkeit. Ihre Jungfräulichkeit prädestinierte sie in besonderem Maße für die Gnade Gottes und sicherte ihnen auf der Basis der Vorstellung der Nonne als Braut Christi eine hohe

42 Zu den Altären in der Kirche des Kreuzklosters s. SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 364f.

43 SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 331, Anm. 85.

44 Klaus SCHREINER: Maria. Leben, Legenden, Symbole. München 2003, S. 34, allgemein S. 28–38.

Stellung vor Gott.“⁴⁵ In dem sie ihre Jungfräulichkeit bewahrten, hatten die Nonnen die Möglichkeit, Gott zu erkennen. Hierzu gaben selbstverständlich Kunstwerke, die Maria und die Heiligen als Vorbild zur Anschauung brachten, die unmittelbaren Anregungen.

Die Behänge

Merkwürdig erscheinen für ein Nonnenkloster die Themen der textilen Behänge, weshalb sie wohl eher in der Klausur, vielleicht im Kapitelsaal oder im Refektorium, aufgehängt waren als in der Kirche. Mit ihrer profanen Ausrichtung stehen sie aber nicht allein da, wenn man auf einen wohl aus dem Dominikanerinnenkloster St. Katharina in Freiburg stammenden Behang mit Minnesklaven-Szenen hinweist.⁴⁶ Dass die Themen aber doch vielleicht nicht allzu weit von der Lebenswirklichkeit der Nonnen entfernt lagen, lässt sich mit einem erneuten Blick auf manche Szenen erschließen.

Obwohl bei Moseslaken (Abb. 7), Salomonteppeich (Abb. 8) und Gawanteppeich (Abb. 9) auch andere Anknüpfungspunkte bestehen, Moses galt ja auch als Vorläufer Christi und in die Szenen zu Salomo ist eine Kreuzlegende eingewoben, so möchte ich mich Darstellungen widmen, die auf allen drei Behängen vorkommen: dem Festmahl. Auf dem Moseslaken, entstanden um 1320/1330, erscheint als dritte Szene das Hochzeitsmahl von Mose und Zippora. Figuren in zeitgenössischen Kostümen des 14. Jahrhunderts sitzen hinter einem reich gedeckten Tisch.

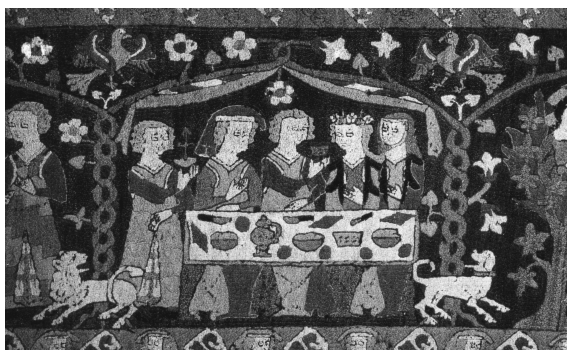


Abb. 7: Behang mit Moses-Szenen, Ausschnitt, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 33

Auf dem Salomonteppeich (um 1350/1360) tafeln Salomo und die Königin von Saba. Auf dem gleichzeitig gefertigten Gawanteppeich sitzt in der letzten Szene wiederum eine Hochzeitsgesellschaft zusammen, die von Gawan und Orgeluse.

In der Rolle der Mitwirkenden bei einer Hochzeitsfeier konnten sich die Nonnen des Heiligkreuzklosters auch hier einfügen. Da ihr Klostereintritt als Hochzeit – mit Christus – verstanden wurde, gehörte selbstverständlich ein durchaus manchmal üppig ausfallendes Festmahl dazu.⁴⁷ Die Familie der Nonne richtete dieses ja im Kloster aus und übernahm hierfür alle Kosten, inklusive die neuen Kleider für die

⁴⁵ SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 108.

⁴⁶ Vgl. Ausst. Kat. Krone und Schleier (Anm. 9), Nr. 445, S. 499–501.

⁴⁷ S. u. a. zum Festmahl mit Familie: SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 143.



Abb. 8: Behang mit Salomo-Szenen, Ausschnitt, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 35



Abb. 9: Behang mit Gawan-Szenen, Ausschnitt, Braunschweig, Herzog Anton Ulrich-Museum, Inv.Nr. MA 37

junge Nonne. Zur Feier konnte auch Lautenmusik gespielt werden. Im Übrigen gehörten zur geistlichen Hochzeit auch Orgelmusik, Glockengeläut und Jubelgesang der Nonnen. Für Töchter aus dem Niederadel waren die so genannten „Oblationsfeiern“ oftmals recht verschwenderisch angelegt – mit Essen in vielen verschiedenen Gängen –, was 1499 bei einer Oblation von Töchtern aus dem Hause Weferlingen fast dem gesamten Konvent missfiel.⁴⁸

Eindeutig reflektieren die Szenen auf den Behängen also Erfahrungen von gemeinsamen Mählern, wie sie auch im Kreuzkloster abgehalten wurden. So lassen sich auch diese Kunstwerke – wie die übrigen im Herzog Anton Ulrich-Museum überlieferten Ausstattungsstücke – in die Lebenswirklichkeit der Zisterzienserinnen des 15. Jahrhunderts integrieren. Sie blieben trotz der baulichen Zerstörung des Kreuzklosters erhalten und vermitteln weiterhin Vorstellungen von ihrem Sinn für die klösterliche Frauengemeinschaft.

⁴⁸ SCHLOTHEUBER (wie Anm. 19), S. 39.

Peter Ulner (1523–1595).

Ein Theologe zwischen den Zeiten, zwischen den Konfessionen und zwischen den Territorien

von

Inge Mager

Am 12. Juli 1568 wurde der einen Monat zuvor im 79. Lebensjahr verstorbene Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel in seiner Residenzstadt Wolfenbüttel beigesetzt. Der erste Akt der Trauerfeier fand am Sarg in der Schloßkapelle statt. Die Gemeinde sang Martin Luthers Vaterunser-Lied; und *der Herr Abt zum Berge* sang ein deutsches Kollektengebet. Dann setzte sich der Leichenzug von der Schloßkapelle bis zur Grabkapelle unter der Pfarrkirche St. Marien¹ in Bewegung. Die Reihenfolge der Prozessionsteilnehmer war vorher genau festgelegt worden. Drei schwarz gekleidete Chorknaben mit je einem schwarzen Kreuz führten den Zug an. Ihnen folgten die Ortspriester und Kapläne mit den Chorschülern. 24 Fackel tragende *auserlesene arme Schülerknaben* und zwei Lehrer ergänzten die Spitzenformation. *Darnach*, so heißt es in dem gedruckten „Verzeichniß, wie es bey der Begrebniß ... gehalten worden ist“, *seind gangen die vier furnemste Prelaten oder Ebte des Fürstenthumbs Braunschweig, als zu Küningsluttern, Marienthal, Rittershausen vnd Ammelungsborn, vnd mit denselben der Abt zum Berge vor Magdeburg, auch alle in jren langen schwartzen trawrmantelen.*² Dem von ausgewählten Trägern geschulterten Sarg folgte in- und ausländische politische Prominenz, der Hofstaat und die herzogliche Familie. Unterwegs erklangen lateinische Gesänge, unterbrochen von deutschen Gemeindeliedern wie „Mitten wir im leben seind mit dem Todt [umfängen]“ und „Auss tieffer Noth schrey ich zu dir“. In der Grabkapelle angekommen, wurde der Sarg vor dem Altar abgesetzt. Im Anschluss an Symbolhandlungen mit drei Trauerpferden und den Gesang „Ich ruff zu dir HERR JESU Christ, ich bitt erhör mein klagen“³ fand eine Messfeier statt. Während der Kommunion sang

1 Im Laufe des Mittelalters hatte sich die kleine Marienkapelle, in deren Untergeschoss sich das herzogliche Erbbegräbnis befand, zum Mittelpunkt eines Kalands entwickelt. 1542 wurde sie zur Gemeindekirche umgestaltet. Heinrich d. J. hatte 1553 eine Stiftskirche mit einem Kanonikerkonvent aus ihr gemacht. Herzog Julius bestimmte sie 1568 wieder zur Hauptpfarrkirche. Schließlich entstand seit 1608 an ihrer Stelle ein repräsentativer Neubau, einer der ersten nennenswerten nach-reformatorischen Kirchenneubauten überhaupt. Vgl. Karl KAYSER: Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Landen 1542–1544. Göttingen 1897, S. 101, Anm. 157; Hans-Herbert MÖLLER (Hrsg.): Die Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel. Hannover 1987 (mit weiterer Literatur).

2 Gedruckt im Anhang zu der Leichpredigt. Vber der Fürstlichen Leich vnd Begrebnuss des Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Heinrichen des Jüngern ... Wolfenbüttel 1568, Bl. Jv-K[3r].

3 Von Johann Agricola (Evangelisches Gesangbuch Nr. 343).

der Chor das evangelische Psalmlied „Es wolt vns GOTT gnedig sein“. Gerade von diesem während eines Hofgottesdienstes zu Lebzeiten des Herzogs gesungenen Lied ist folgende Anekdote überliefert: Als jemand dem Fürsten diesen Vorfall übermittelte, antwortete dieser zum Erstaunen des Zuträgers: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein?“⁴ Nach der Messfeier stimmten alle Luthers Glaubenslied und „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ an. Daran schloß sich die Leichenpredigt, gehalten durch den *Herrn Abten zum Berge vor Magdeburg*.

Dieser nun schon dreimal ohne Namensnennung Erwähnte, weil den Zeitgenossen bekannt, war Peter Ulner. Da er heute in Vergessenheit geraten ist, möchte ich ihn im folgenden etwas näher vorstellen. Um einen ersten Eindruck von dem Theologen Ulner in seiner Beziehung zu Herzog Heinrich d. J. zu gewinnen, werfe ich ein paar Schlaglichter auf eben diese Leichen-Predigt. Sie ist in der Druckfassung dem Nachfolger Herzog Julius (1568–1589) gewidmet. Ulner lobt den Sohn für die würdige Beerdigung des Vaters, unterstreicht dessen Bedauern, nicht an seinem Sterbebett gestanden zu haben, und hebt hervor, dass Heinrich vor vielen Zeugen mit dem Bekenntnis zu Jesus Christus und im Vertrauen auf sein Verdienst als vollkommene Genugtuung für die menschliche Schuld gestorben sei.⁵ Zuletzt wünscht er dem neuen Regenten für seine Amtsführung und die Ausbreitung der wahren evangelischen Religion Gottes reichen Segen.

Zur biblischen Textgrundlage für die Traueransprache hat Ulner Joh. 11,20–27, den Dialog zwischen Jesus und Martha vor der Auferweckung des Lazarus, gewählt. In die Auslegung, für welche Ulner sich u. a. durch Johannes Matthesius⁶ hat anregen lassen, sind mehrfach sowohl biographische Mitteilungen als auch kritische Bemerkungen zur katholischen Frömmigkeit eingestreut. Seine eigene Rolle als Leichenredner versteht Ulner als *letzten dienst* seinem *Weiland auch gewesenen gnedigen Herrn* gegenüber.⁷ Damit spielt er auf die eigene Zeit als Wolfenbüttelscher Hofprediger von 1555–1559 an. Der theologische Gehalt der Predigt besteht in einem Plädoyer für maßvolle christliche Trauer und in einer Ermutigung zum Glauben an die über das hiesige Leben hinaus reichende göttliche Barmherzigkeit, *ohne alles zuthun Menschlicher werck, verdienst, frombkeit oder gerechtigkeit*,⁸ wie es ausdrücklich heißt. An Marthas Christus-Bekenntnis (Joh. 11,27) entfaltet Ulner seinen Zuhörern den wahren evangelischen Vertrauensglauben, der kein jenseitiges Fegfeuer, sondern nur hiesige Kreuzerfahrungen kennt,⁹ der keine Seelenmessen¹⁰ und *keines heiligen verdienst*¹¹ braucht, sich vielmehr allein auf Christus, den wahren Mittler, Heiland und Nothelfer,¹² verlässt. In dieser Zuspitzung soll Marthas

4 Mitgeteilt bei Friedrich KOLDEWEY: Heinz von Wolfenbüttel. Halle 1883 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 2), S. 68.

5 Ebd., Bl. Aij^v; Bl. Bii^{jv} und nochmals Bl. H^f.

6 Leichpredigt, Bl. A[4^v]. Vgl. Johannes MATTHESIUS: Postilla Oder außlegung der Sontags Euangelien. Nürnberg 1565.

7 Leichpredigt, Bl. Bii^{jf}.

8 Ebd., Bl. Fii^{jf}.

9 Ebd., Bl. Cii^{jv}.

10 Ebd., Bl. Cij^f; C[4^f].

11 Ebd., Bl. Hii^{jf}.

12 Ebd., Bl. Gii^{jf}.

Christus-Bekenntnis dem Gehalt der Confessio Augustana entsprechen.¹³ Ulner nimmt kein Blatt vor den Mund und prangert die *Abgöttischen Vigilien vnd Bepstischen Seelmessen*¹⁴ der *geltsüchtige[n] Lehrer*¹⁵ offen an.

Auch über den verstorbenen Heinrich d.J. urteilt er zwiespältig. Dem Grundsatz „De mortuo nil nisi bona“¹⁶ gemäß rühmt er einerseits den *woluerdienten Landtsfürsten vnnd trewen Landsuattern*,¹⁷ der persönlich friedliebend gewesen sei und in seiner 54-jährigen Regierungszeit als *Pater patriae*¹⁸ *wolgeordnete Policy*, *Hoff-, Statt- vnnd Landordnung vnd gutt Regiment gehalten*, der *gute Iusticiam administrirt* habe und, auf seine Kaisertreue anspielend, *ein rechte Braunschweigische Seul des heiligen Reichs gewesen*¹⁹ sei. Andererseits weiß er um seine moralischen Verfehlungen, *wie er dann ... in jrer jugend oder sonsten dem fleisch nachgehenget, vnd durch menschliche blödigkeit vnd schwachheit des fleisches gestrauchelt vnd gesündigt*.²⁰ Dennoch ist Ulner davon überzeugt, Gott habe den Herzog, *ob er schon ein grosser vnd armer sündler gewesen, ... nicht verstossen, sondern zu gnaden auff vnd angenommen*.²¹

Nach der Predigt erklangen der lateinische und der deutsche Lobgesang des Simeon,²² und beim Herablassen des Sarges in die Gruft intonierte die Gemeinde das bei keiner evangelischen Beerdigung fehlende Trauerlied „Nun lasst vns den Leib begraben“ von Michael Weisse. Vor dem Entlassungssegen sang Ulner noch ein Kollektengebet um Trost für alle Anwesenden.

Damit war die Rolle des Leichenredners beendet. Ulner spielte sie tadellos. Er hat sich, wie bei solcher Gelegenheit üblich, auch redlich darum bemüht, dem Verstorbenen, der zu den umstrittensten Gestalten der Reformationsgeschichte gehört, als Amtsperson und als Privatmensch gerecht zu werden, während er die katholische Religiosität, von der er den Regenten gegen Ende seines Lebens hat abrücken lassen, die aber noch von vielen anwesenden Trauergästen – unter ihnen die Witwe Heinrichs d.J. – vertreten wurde, einer schonungslosen Kritik unterzog und stattdessen die zentralen Anliegen der reformatorischen Theologie entfaltete. Ulner trat hier einerseits als überzeugter evangelischer Theologe auf und nahm doch gleichzeitig die Funktion eines Vermittlers zwischen den Konfessionen, ja selbst zwischen den Gliedern der herzoglichen Familie wahr. Die Wahl des Benediktiners als Leichenredner ging vermutlich auf den Sohn Julius zurück, der gegen den Wunsch des Vaters in dessen letztem Testament vom 2. Mai 1562, sein Leichnam möge *nach*

13 Ebd., Bl. Gij^r.

14 Ebd., Bl. C[4^r].

15 Ebd., Bl. Cij^r.

16 Ebd., Bl. Hij^r.

17 Ebd., Bl. Diiij^r.

18 Ebd., Bl. D[4^r].

19 Ebd., Bl. Diiij^v.

20 Ebd., Bl. Hij^r. Zweifellos hatte Ulner hier die öffentlich gewordene Affäre mit der Mätresse Eva von Trott vor Augen. Vgl. dazu Rainer TAUBRICH: Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel (1489–1568). Leben und Politik bis zum Primogeniturvertrag von 1535. Braunschweig 1991 (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 29), S. 166–169.

21 Leichpredigt, Bl. H[4^r].

22 *Nunc dimittis seruum tuum Domine/ Mit fried vnd frewd ich fahr dahin.*

Christlichem Catholischem gebrauche vnd ordenung ... begraben vnd zur erden bestattet werden,²³ nicht allzu grob verstoßen wollte. Die während der Prozession und auf der Trauerfeier gesungenen Lutherlieder, von denen das beim Hinausgehen aus der Kirche angestimmte „Erhalt vns HERR bey deinem Wort/vnd stewr des Bapsts vnd Türcken mordt“²⁴ für altgläubige Ohren wohl am anstößigsten klang, dürften dem Verstorbenen nicht alle gefallen haben.²⁵ Immerhin hoffte der überzeugte Protestant Julius, die Gratwanderung zwischen altem und neuem Glauben durch die Flankierung der Opfermesse mit einer evangelischen Leichenrede und mit insgesamt 13 reformatorischen Glaubensliedern bestanden sowie die Weichen für seine künftige Kirchenpolitik deutlich gestellt zu haben.

Um wen handelte es sich nun bei diesem Abt Peter Ulner, der in Wolfenbüttel kein Unbekannter war?²⁶

1523 am Niederrhein geboren, in den Schulen zu Deventer und Herzogenbusch erzogen, trat er 1542 in das Benediktinerkloster Werden an der Ruhr ein. Nach vertiefenden theologischen Studien in Köln wurde der begabte Mönch 1554 von seinem Abt als Pfarrer in das mit Werden in Personalunion verbundene Ludegrikloster zu Helmstedt entsandt. Hier entdeckte Heinrich d.J. ihn und machte ihn 1555 zu seinem Hofprediger. Obgleich der hauptsächlich wegen der Gewinne aus der Hildesheimer Stiftsfehde kaisertreue, katholisch gesonnene Welfe nach dem Abzug der Schmalkaldener und der eigenen Rückkehr in sein Land ab 1547 zunächst einen restaurativen kirchenpolitischen Kurs mit z.T. strengen rekatholisierenden Verordnungen eingeschlagen hatte,²⁷ erkannte er doch je länger je mehr den Vorteil reformkatholischer Maßnahmen, die den z.T. heftigen Widerstand einzelner Gemeinden²⁸ gegen die wieder katholische geistliche Zwangsherrschaft zu mäßigen versprochen. Dafür kam ihm der moderate Ulner gerade recht. Zudem kannte dieser seit seiner rheinischen Studienzeit den exegetisch von Luther beeinflussten Franziskaner Johann Wild (1495–1554),²⁹ der gerade eine umfangreiche Evangelienpostille herausgebracht hatte.³⁰ Aus ihr machte Ulner im Auftrag Heinrichs d.J. eine gekürzte Sonderausgabe ganz gezielt *für die Prediger vnd Pfarherrn*

23 NLA-StA Wolfenbüttel: 2 Urk. 8, Nr. 5, Bl. 4v.

24 Die Tatsache, dass alle genannten Lieder offenbar bekannt waren, zeigt einmal mehr, wie gut trotz der langen katholischen Kirchenpolitik des alten Herzogs der Boden für die Reformation doch schon vorbereitet war.

25 Alle Luther-Lieder sind abgedruckt bei Gerhard HAHN (Hrsg.): Martin Luther. Die deutschen geistlichen Lieder. Tübingen 1967 (Neudrucke Deutscher Literaturwerke N. F. 20).

26 Vgl. Anton Joseph KREBS: Peter Ulner von Gladbach. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 7 (1859), S. 188–200; ADB 39, 1895, S. 211f.

27 Z. B. 1550 Verbot des Laienkelchs mit Empfehlung eines durch Lambert van Balven ins Niederdeutsche übersetzten Katechismus von Georg Witzel; 1551 Examinierung aller Geistlichen in Wolfenbüttel; 1554 Einschränkung der Opfermesse mit Kommunion sub una specie; 1558 Depositionierung einer katholischen Agende in allen Pfarreien und anderes mehr. Vgl. Horst RELLER: Vorreformatorische und reformatorische Kirchenverfassung im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel. Göttingen 1959 (Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens 10), S. 56–61.

28 Vgl. Emil SEHLING (Hrsg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Bd. VI,1.1. Tübingen 1955, S. 5.

29 Über ihn vgl. Nikolaus PAULUS: Johann Wild. Köln 1893; ADB 39, 1895, S. 211f.; LThK 10, 2001, Sp. 1123.

30 Johannes WILD: Postill oder Predigbuch Euangelischer warheyt ... Mainz 1557.

im Fürstenthumb Braunschweig. Auch sein Abt Hermann von Holte (1540–1572) scheint das Unternehmen befürwortet zu haben.³¹ Die Postille besteht aus einem Winter- und einem Sommerteil; sie wurde 1558 bei Conrad Horn in Wolfenbüttel im Folioformat gedruckt und gelangte anschließend kostenlos in alle wolfenbüttelschen Pfarreien.³² Für jeden Sonntag des Kirchenjahres fanden sich darin zu den Evangelienperikopen jeweils zwei Predigten. Sie konnten entweder als Anregung für das eigene Predigtmachen oder auch als Lesepredigt dienen. Schon die beiden an die Übersetzung Luthers angelehnten Schriftmotti auf dem Titelblatt – 1. Kor. 3,11 und Act. 4,12 – kündigen einen fast reformatorisch klingenden Ton an: *Ein andern grundt kan niemandt legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist CHRISTUS JESVS und Dann es ist in keinem andern heyl, ist auch kein ander namen vnder dem Himmel den menschen geben, darinnen wir müssen selig werden, dann allein der Name JESV Christi*. In der an Heinrich d.J. gerichteten Vorrede erinnert Ulner an die Reformmaßnahmen des jüdischen Königs Josia (2. Kön. 23,25) und an das Engagement Karls d. Gr. insbesondere für die Ausbreitung des Christentums in Deutschland. Er bedauert die Versäumnisse vieler späterer Bischöfe, warnt vor Lehrdifferenzen und ruft mehrmals eindringlich zu religiöser Geschlossenheit nach dem Maßstab der *ware[n] Euangelische[n] vnd rechte[n] Christliche[n] Lehr* auf.³³ Da deren wichtigste Voraussetzung nach seiner Meinung inhaltliche Gleichförmigkeit in den sonntäglichen Predigten sei, sollten sich in Zukunft alle Geistlichen in ihrer Verkündigung nach dieser Postille richten.

Ulner war zu diesem Zeitpunkt noch ein überzeugter katholischer Benediktiner. Dennoch scheinen ihm ebenso wie Johann Wild zentrale theologische Einsichten der Reformatoren eingeleuchtet zu haben. Das ist den ausgewählten Predigten durchaus anzumerken. So heißt es z. B. in der Auslegung der Perikope über die Versuchung Jesu (Mt. 4,1–11), dass insbesondere die Frommen *bey jren guten wercken am allermeysten angefochten werden*³⁴ und dass die Vorbildlichkeit der Heiligen nicht überbewertet werden dürfe. Denn *Christus soll vns exempels genug sein*.³⁵ Zweifellos verdankt sich auch die Bemerkung, die Sakramente seien *in das wort Gottes gefasset* und von den mit ihnen verbundenen Verheißungen her zu verstehen, reformatorischem Einfluss.³⁶ Und wenn Gott anzubeten, bedeutet, *jm glauben, vertrauen, jn lieb haben, ihm fürchten vnd anrufen*, so konnte darin für feine Ohren unüberhörbar Luthers Auslegung des ersten Gebotes im Kleinen Katechismus anklingen.³⁷ Auch die offene Kritik am Fasten in der katholischen Kirche und die Empfehlung

31 Christof RÖMER: Helmstedt, St. Ludgeri. In: Germania Benedictina. VI. St. Ottilien 1979, S. 189.

32 Ohne die Erwähnung der wolfenbüttelschen Adressaten ist diese Postille unter dem Namen des Bearbeiters Ulner bis zum Jahrhundertende noch mehrere Male – meist im Oktavformat – nachgedruckt worden. Vgl. VD 16, unter Wild Nr. 3018–3053.

33 Wintertheyl der Postill oder Predigbuchs Euangelischer warheit vnd rechter Christlicher Lehr ... Wolfenbüttel 1558, Bl. iiij^v; Sommertheyl der Postill oder Predigbuchs ..., Wolfenbüttel 1558 (von fol. CXXI weitergezählt, mit angehängtem Teil über die Passion Christi und die Heiligenfeste).

34 Ebd., Bl. P^r.

35 Ebd.

36 Ebd., Bl. Pij^r.

37 Ebd., Bl. Pij^r. „Wir sollen Gott über alle Ding fürchten, lieben und vertrauen“ (Die Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche. 12. Aufl. Göttingen 1998, S. 507).

rechten Fastens *mit gebett vnd almosen*, ohne Verdienstansprüche setzen in der 2. Predigt eindeutige evangelische Akzente.³⁸ So kann vermutet werden, dass die während der fünfjährigen Herrschaft des Schmalkaldischen Bundes schon flüchtig mit der reformatorischen Theologie in Berührung gekommenen wolfenbüttelschen Priester durch die Lektüre der Wild/Ulnerschen Postille weiter in diese Richtung geprägt worden sein dürften. Zu meinen, die Postille sei kaum zur Kenntnis genommen worden,³⁹ scheint mir nach allem, was ich beobachte, nicht gerechtfertigt zu sein. Denn noch in evangelischen Predigten des Jahres 1573, die von einzelnen Pfarrern an das Konsistorium eingeschickt worden sind, lassen sich Anklänge und Beweise ihrer Benutzung finden.⁴⁰ Damals befanden sich noch Exemplare derselben in allen Kirchen der Gerichte Liebenburg und Lutter am Barenberge, wie Superintendent Georg Tappe im Rahmen der von ihm 1572 durchgeführten Spezial-Kirchenvisitation berichtet.⁴¹

Der dem reformatorischen Bekenntnis nahestehende Franziskaner Wild hat übrigens noch in einem zweiten Falle Spuren in der hiesigen Kirche hinterlassen, und zwar in dem Gebetbuch Joachim Mynsingers von Frundeck (1514–1588), der von 1556–1573 wolfenbüttelscher Kanzler war. Nach Forschungen von Paul Althaus d. Ä.⁴² soll das Büchlein erstmals 1566 in Wolfenbüttel gedruckt worden sein und nicht weniger als 45 Gebete aus einer Sammlung Wilds enthalten haben.⁴³ Leider sind von Mynsingers Betbüchlein nur Ausgaben ab 1590 überliefert.⁴⁴ Sollte die frühe Erstveröffentlichung stimmen, könnte gerade das Nichtmehrvorhandensein der Erstauflage ein Zeugnis für den intensiven Gebrauch dieser nahezu als ökumenisch zu bezeichnenden Gebetssammlung darstellen. Johann Wilds theologische Sympathie für die Reformation konnte weder in seinem Orden noch in Rom unbemerkt bleiben. Der 1596 vom Papst autorisierte und veröffentlichte Index verbotener Bücher zählt sämtliche seiner Werke, darunter die Postille, auf.⁴⁵

Nun zurück zu Peter Ulnar. Schon nach vier Jahren war die Zeit seiner unmittelbaren Einwirkung auf die wolfenbüttelsche Kirche beendet. Das benediktinische Provinzialkapitel berief ihn 1559 zum Koadjutor im Kloster Berge bei Magdeburg. 1561 trat er dort auch die Nachfolge des verstorbenen Abtes Heinrich Zirow an. In dieser leitenden Funktion stellte er das seit der Bauernkriegszeit ziemlich herunter-

38 Wintertheyl der Postill, Bl. Pijj^v; P[iijj]^{r-v}].

39 RELLER (wie Anm. 26), S. 58.

40 Erhalten haben sich 12 Predigten aus verschiedenen Spezialsuperintendenturen. Vgl. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel: V 470.471.

41 Mitgeteilt bei Ernst-Georg Wolters: Pastoren-Büchereien 1572. In: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 42 (1937), S. 289–301.

42 Paul ALTHAUS d. Ä.: Forschungen zur ev. Gebetsliteratur. Gütersloh 1927. ND Hildesheim 1966, S. 177 ff.

43 Einzelheiten bei Sabine SCHUMANN: Joachim Mynsinger von Frundeck (1514–1588). Herzoglicher Kanzler in Wolfenbüttel – Rechtsgelehrter – Humanist. Zur Biographie eines Juristen im 16. Jahrhundert. Wiesbaden 1983 (Wolfenbütteler Forschungen 23), S. 156–161. Vgl. Christliches und sonder schönes betbüchlein. Mainz 1551 u. ö.

44 Ein Christlichs und gar schönes Bethbüchlein ... Durch Joachim MINSINGER von Frundeck ..., Magdeburg 1590 (1600; 1605; 1611). Außerdem gibt es noch eine niederdeutsche (1596) und eine lateinische Ausgabe (1595). Vgl. die Bibliographie bei SCHUMANN, ebd., S. 237 f.

45 LThK 10, 2001, Sp. 1168: „wegen der Verbreitung reformatorischer Gedanken“.

gekommene Kloster nicht nur wirtschaftlich und baulich wieder her, sondern trat 1565 auch als erster Prälat des Erzbistums Magdeburg mitsamt seinem Konvent zum evangelischen Bekenntnis über. Darüber hinaus baute er den sich ergänzenden Konvent zu einer evangelischen Kandidatenanstalt aus, in welcher angehende Theologen sich wie in einer Art Predigerseminar vor dem Eintritt ins Pfarramt weiterbilden⁴⁶ und in der gleichzeitig eingerichteten Knabenschule erste Lehrerfahrungen sammeln konnten.⁴⁷ An der Reformation weiterer Klöster im Magdeburgischen war Ulner natürlich auch beteiligt.⁴⁸ 1573 verheiratete er sich mit einer Magdeburger Patriizierin. Über dem allen riss der Kontakt zur wolfenbüttelschen Kirche und zu dessen neuem Summepiscopus Julius nicht ab.

Zwischen Prinz Julius und dem verständnisvollen Hofprediger hatte sich gerade während der heftigen Auseinandersetzungen mit seinem Vater Heinrich d.J. in den 50-er und 60-er Jahren ein Vertrauensverhältnis entwickelt⁴⁹, das sich ein Leben lang bewährte. Nach der Beerdigung Heinrichs d.J. erreichte Ulner denn auch gleich die Bitte, zusammen mit Martin Chemnitz und Jakob Andreae bei der Durchführung der Reformation in Braunschweig-Wolfenbüttel mitzuhelfen. Infolgedessen nahm Ulner anfänglich an der am 8. Oktober 1568 beginnenden Generalkirchenvisitation teil und hat auch mehrere Pastoren examiniert.⁵⁰ Und dass am Ende des Reformationsprozesses in Braunschweig-Wolfenbüttel mehrere Klosterkonvente als Schulkollegien erhalten blieben, scheint neben württembergischen Einflüssen auch auf Anregungen und Erfahrungen Ulners im Magdeburgischen zurückzugehen.⁵¹

Schließlich begleitete Ulner Anfang 1569 auch Jakob Andreae auf seiner Reise nach Kursachsen, um in Wittenberg für das Zustandekommen einer lutherischen Konkordie zu werben.⁵² Seitdem blieb er dem mühsamen Entstehungsprozess der Konkordienformel als letzter lutherischer Bekenntnisschrift verbunden und brachte sich hilfreich ein, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. So fand vom 1. März

46 Vgl. dazu im einzelnen unter Berufung auf ältere Literatur Heinrich HOLZE: Zwischen Studium und Pfarramt. Die Entstehung des Predigerseminars in den welfischen Fürstentümern zur Zeit der Aufklärung. Göttingen 1985 (Schriften zur Kirchengeschichte Niedersachsens 25), S. 16 f.; Christof RÖMER: Das Kloster Berge bei Magdeburg und seine Dörfer 968–1565. Göttingen 1970 (Veröffentlichungen des Max Planck-Instituts für Geschichte 30).

47 ADB 39, 1895, S. 211. Vgl. ferner RÖMER (wie Anm. 45), S. 13 ff, 23, 154, 177, 194.

48 Franz SCHRADER: Ringen, Untergang und Überleben der katholischen Klöster in den Hochstiften Magdeburg und Halberstadt von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden. Münster 1977 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 37), S. 36. 40 ff. Kloster Berge wurde 1810 aufgehoben.

49 Horst RELLER: Die Auseinandersetzung zwischen Herzog Heinrich d.J. und Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg in den Jahren 1553–1568. In: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 67 (1969), S. 91–106.

50 Vgl. Friedrich SPANUTH: Quellen zur Durchführung der Reformation im Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande 1551 bis 1568. In: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 42 (1937), S. 265 ff. Weshalb er offenbar bald ausschied, ist mir nicht bekannt. Vgl. Kurt KRONENBERG: Die Reformation im Lande Braunschweig. In: Vier Jahrhunderte lutherische Landeskirche. Festschrift zum 400jährigen Reformationsjubiläum der Braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche im Jahre 1568. Wolfenbüttel 1568, S. 11.

51 Christlicher und gründlicher bericht, welcher gestalt die herrn und jungfrauenklöster ... reformiret ... Wolfenbüttel 1569. Vgl. SEHLING (wie Anm. 27), S. 281 ff.

52 Inge MAGER: Die Konkordienformel im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel. Entstehung – Rezeption – Geltung. Göttingen 1993 (Schriften zur Kirchengeschichte Niedersachsens 33), S. 46.

bis zum 29. Mai 1577 die Bearbeitung des Torgischen Buches zur Bergischen Konkordienformel nach den bis dahin eingegangenen auswärtigen Stellungnahmen in seinem gastlichen Kloster Berge statt.⁵³ Der Name „Bergisches Buch“ für den damals redigierten Text erinnert bis heute daran. Ulner scheint damals jedoch nicht nur Gastgeber, sondern auch inoffizieller Gesprächsteilnehmer gewesen zu sein. Große Sachkenntnis über die anstehenden dogmatischen Fragen besaß er ohnehin seit langem. Sein Name und schriftliche Äußerungen von ihm tauchen denn auch bis 1585 in einer ganzen Reihe von nachkonkordistischen Vorgängen auf, z. B.: 1578 im Zusammenhang mit der calvinistischen Polemik gegen die ubiquitistische Christologie der FC;⁵⁴ 1580 wegen des Druckes der Konkordienformel;⁵⁵ 1582/83 in den Akten des Kolloquiums in Quedlinburg um die Ubiquität der Menschheit Christi und 1585 im Kontext der anhaltinischen Auseinandersetzung mit der Kritik Tilemann Heshusens an den christologischen Passagen der Apologie der Konkordienformel.⁵⁶

Überblickt man das vielfältige Wirken dieses Mannes zwischen den Zeiten, zwischen den Konfessionen und zwischen den Territorien, so wird man ihm zwar keine außergewöhnliche Originalität attestieren können, seinem überzeugenden Einsatz für die Verbreitung, Umsetzung und Konsolidierung reformatorischen Gedankengutes aber den Respekt nicht versagen dürfen. Insbesondere die wolffenbüttelsche Kirche hat ihm einiges zu verdanken.

53 Ebd., S. 273–281.

54 Einzelheiten ebd., S. 321–324; Irene DINGEL: *Concordia controversa. Die öffentlichen Diskussionen um das lutherische Konkordienwerk am Ende des 16. Jahrhunderts*. Gütersloh 1996 (*Quellen und Forschungen zu Reformationsgeschichte* 63), S. 415–425.

55 MAGER, *Konkordienformel* (wie Anm. 51), S. 393–402.

56 DINGEL (wie Anm. 53), S. 425 und besonders S. 436 f.

„Magd der Theologie“ oder „Hort der Innovation“:

Zur Rolle der philosophischen Fakultät der
Universität Helmstedt in der Frühaufklärung*

von

Jens Bruning

In seiner 1798 veröffentlichten Abhandlung „Der Streit der Fakultäten“ stellt Immanuel Kant am Beginn seiner Ausführungen fest: *Nach dem eingeführten Gebrauch werden sie [die Fakultäten, J.B.] in zwei Klassen, die der drei obern Fakultäten und die einer untern, eingeteilt. Man sieht wohl, daß bei dieser Einteilung und Benennung nicht der Gelehrtenstand, sondern die Regierung befragt worden ist. Denn zu den obern werden nur diejenigen gezählt, [bei] deren Lehren es die Regierung selbst interessiert, ob sie so oder anders beschaffen sein, oder öffentlich vorgetragen werden sollen, dahingegen diejenige, welche nur das Interesse der Wissenschaft zu besorgen hat, die untere genannt wird, weil diese es mit ihren Sätzen halten mag, wie sie es gut findet.*¹ Kant sprach hiermit die auch heute noch aktuelle Frage nach der Rolle der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften und ihrer ökonomischen Anwendungsbezogenheit an.² Doch hatte sich die Position der ursprünglichen Magd

* Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, der im Rahmen der Tagung „Was war Helmstedt? Eine Universität um 1700“ der „Zeitschrift für Ideengeschichte“ am 23. Februar 2008 an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel gehalten wurde. Vorgestellt wurden erste Überlegungen, die im Rahmen des vom Niedersächsischen Vorab finanzierten Projektes „Wissensproduktion an der Universität Helmstedt. Die Entwicklung der philosophischen Fakultät 1576–1810“ gewonnen wurden. Das im Projekt erhobene Material (Hochschulschriften der philosophischen Fakultät; Vorlesungsverzeichnisse) kann eingesehen werden unter: <http://uni-helmstedt.hab.de>.

1 Immanuel KANT: Der Streit der Fakultäten (1798); hier benutzt in der neuesten Edition von Piero GIORDANETTI: Kant, Der Streit der Fakultäten. Mit Einleitung, Bibliographie und Anmerkungen von Piero Giordanetti. Hrsg. v. Horst D. BRANDT, Piero GIORDANETTI. Hamburg 2005, das Zitat auf S. 17 (Akademie-Ausgabe, Bd. VII, S. 18f.). Zum Entstehungskontext vgl. Riccardo POZZO: Kant's „Streit der Fakultäten“ and Conditions in Königsberg. In: History of Universities 16 (2000), S. 96–128 und Reinhard BRANDT: Universität zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Kants „Streit der Fakultäten“. Berlin 2003. Siehe generell auch Rudolf STICHWEH: Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen in Deutschland 1740–1890, Frankfurt a.M. 1984.

2 Konziser Problemaufriss bei Hans Erich BÖDEKER: Von der „Magd der Theologie“ zur „Leitwissenschaft“. Vorüberlegungen zu einer Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: Das Achtzehnte Jahrhundert 14 (1990), S. 19–57. Vgl. auch Rüdiger VOM BRUCH: Von der Propädeutik zum Königsweg: Die artes-Fakultäten in sieben Jahrhunderten. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 1 (1998), S. 239–247; Walter HÖFLECHNER: Bemerkungen zur Differenzierung des Fächerkanons und zur Stellung der philosophischen Fakultät im Übergang vom 18. auf das 19. Jahrhundert. In: Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Rainer Christoph SCHWINGES. Basel 1999, S. 297–317; Martin KINTZINGER: Die Nidesten im Streit der Fakultäten. Vom Nutzen der Wissenschaft zwischen Mittelalter und

der Theologie, der philosophischen Fakultät, bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts soweit konsolidiert, dass Kant hinsichtlich der Hierarchie der Fakultäten recht selbstbewusst die Frage stellen konnte, ob die Magd *ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt*³.

Damit ist eingangs danach zu fragen, welche Rolle die von ungefähr drei Viertel der Studenten besuchte philosophische Fakultät um 1700 spielte und welche Funktionen sie zu dieser Zeit übernahm: Zunächst musste die Fakultät natürlich aufgrund differierender schulischer Vorbildungen für ein vergleichbares Ausgangsniveau sorgen und Übungen im sprachlichen und mathematischen Bereich anbieten, aber auch die Vermittlung von „Allgemeinbildung“ – erinnernd an die heutige Diskussion über ein Studium generale – gehörte zum Aufgabenspektrum.⁴ Zudem wurden Anfangsvorlesungen für die Studien in den höheren Fakultäten in den Lehrplan aufgenommen (also z. B. Kirchengeschichte für die Theologen), aber auch spezielle Hilfswissenschaften für die eigentlichen Fakultätswissenschaften wie beispielsweise Geschichte für die Rechtswissenschaften oder orientalische Sprachen für die Theologie waren Teil des Angebots.⁵ Erst nach und nach lassen sich demgegenüber erste Anfänge einer einzelwissenschaftlichen Forschung nachweisen, und auch der Beginn eines Berufsstudiums im Rahmen der Fakultät setzt nicht vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein. Insgesamt war die philosophische Fakultät also eine Nachschule hinsichtlich der Lateinschulen bzw. Gymnasien, auf der anderen Seite war sie aber auch eine Vorschule für die Theologie, Medizin und Jurisprudenz (also die höheren Fakultäten), und aus dieser Mittelstellung heraus ergaben sich zahlreiche Probleme aber auch zahlreiche Entwicklungsmöglichkeiten.

Im Folgenden soll daher versucht werden, am Beispiel der Universität Helmstedt die Rolle und den Status der philosophischen Fakultät in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zu thematisieren, wobei insbesondere auch das im Lauf des Jahrhunderts formulierte neue Ausbildungs- und Berufsziel der Gymnasiallehrrausbildung betrachtet werden soll. Geht es so erst einmal um den langsamen Aufstieg der „Magd der Theologie“, sollen in einem zweiten Punkt die Innovationsfähigkeit dieser Fakultät und damit die Neuerungen im Bereich der Lehrinhalte und Lehrmethoden in der Zeit der Frühaufklärung⁶ vorgestellt werden, um abschließend das

Moderne. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 4 (2001), S. 177–194. Mit anderer Perspektive jetzt Marian FÜSSEL: Der Streit der Fakultäten. Zur sozialen Praxis des Wertewandels in der frühmodernen Gelehrtenkultur, in: Eule oder Nachtigall? Tendenzen und Perspektiven kulturwissenschaftlicher Werteforschung. Hrsg. v. Maria Luisa ALLEMEYER u. a. Göttingen 2007, S. 104–133, zum Wandel der Stellung der philosophischen Fakultät im 18. Jahrhundert S. 122–128.

3 KANT, Streit der Fakultäten, Edition von Giordanetti (wie Anm. 1), S. 28 (Akademie-Ausgabe, Bd. VII, S. 28).

4 Zur Rolle und Funktion der philosophischen Fakultät und des philosophischen Unterrichts allgemein vgl. Joseph S. FREEDMAN: Philosophy and the Arts in Central Europe 1500–1700. Teaching and Texts at Schools and Universities. Aldershot 1999; Rainer Christoph SCHWINGES (Hrsg.): Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13 bis zum 19. Jahrhundert. Basel 1999.

5 Vgl. generell zu Aufbau und Struktur der Universität Helmstedt und ihrer philosophischen Fakultät die Statuten dieser Bildungseinrichtung: Peter BAUMGART, Ernst PITZ (Bearb.): Die Statuten der Universität Helmstedt. Göttingen 1963.

6 Eine Diskussion um die Tragfähigkeit des geistesgeschichtlichen Epochenbegriffs der Frühaufklärung

spezifische Profil der philosophischen Fakultät der Universität Helmstedt in diesem Zeitraum einordnen zu können.⁷

Die Universität Helmstedt und ihre philosophische Fakultät in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Nach ihrer Schließung in den Jahren 1626/27 während des Dreißigjährigen Krieges hatte sich die Helmstedter Universität vergleichsweise schnell erholt, so dass in den 1650er und 1660er Jahren wieder sehr hohe Immatrikulationszahlen erreicht werden konnten.⁸ Verantwortlich für diese sogenannte „zweite Blütephase“ waren sicherlich nicht zuletzt so überregional bekannte Professoren wie der Theologe Georg Calixt und der Polyhistor Hermann Conring.⁹ Auch wenn man nicht soweit gehen möchte,

runge kann an dieser Stelle nicht geführt werden. Vgl. die aktuelle Diskussion bei Hans Erich BÖDEKER (Hrsg.): *Strukturen der deutschen Frühaufklärung 1680–1720*. Göttingen 2008, zu den Universitäten insbesondere Rudolf STICHWEH: *Zur Funktion der Universität für die deutsche Frühaufklärung*, S. 31–43. Siehe weiterhin Martin MULSOW: *Moderne aus dem Untergrund. Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680–1720*. Hamburg 2002; Jonathan I. ISRAEL: *Radical Enlightenment. Philosophy and the Making of Modernity 1650–1750*. Oxford 2001.

- 7 Grundlage dafür sind vor allem die im Rahmen der philosophischen Fakultät entstandenen Hochschulschriften (Dissertationen, Programme, Reden) und die Lektionskataloge/Vorlesungsverzeichnisse der Helmstedter Universität, nachgewiesen unter: <http://uni-helmstedt.hab.de>. Zu den Hochschulschriften bzw. Dissertationen der höheren Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) existieren gedruckte Kataloge: William Ashford KELLY: *The Theological Faculty at Helmstedt. An outline of its intellectual development as mirrored in its dissertations, together with a chronological catalogue*. 3 Bde, Strathclyde 1991 (Typoskript, im Bestand der HAB, Signatur: 43.4° 350); Werner KUNDERT: *Katalog der Helmstedter juristischen Disputationen, Programme und Reden 1574–1810*. Wiesbaden 1984; Michaela TRIEBBS: *Die Medizinische Fakultät der Universität Helmstedt (1576–1810). Eine Studie zu ihrer Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Promotions- und Übungsdisputationen*. Wiesbaden 1995.
- 8 Edition der Matrikel der Universität Helmstedt: Paul ZIMMERMANN (Bearb.): *Die Matrikel der Universität Helmstedt*. Bd. 1: *Album Academiae Juliae, Abt. 1: Studenten, Professoren etc. der Universität Helmstedt von 1574–1636*. Voran geht ein Verzeichnis der Schüler und Lehrer des Pädagogium Illustre in Gandersheim 1572–74. Hannover 1926. ND Nendeln 1980 [Registerband hierzu hrsg. von Werner SPIESS. Hannover 1955]; Werner HILLENBRAND (Bearb.): *Die Matrikel der Universität Helmstedt 1636–1685*. Hildesheim 1981; Herbert MUNDHENKE (Bearb.): *Die Matrikel der Universität Helmstedt 1685–1810*. Hildesheim 1979. Zur Entwicklung der Studentenfrequenz in Helmstedt vgl. die Matrikelanalyse von Uwe ALSCHNER: *Universitätsbesuch in Helmstedt. Modell einer Matrikelanalyse am Beispiel einer norddeutschen Universität*. Wolfenbüttel 1998. Generell als Überblick zur Frequenzentwicklung der deutschen Universitäten ist nach wie vor heranzuziehen: Franz EULENBURG: *Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart*. Leipzig 1904. ND Berlin 1994.
- 9 Ein Überblickswerk zur Geschichte der Universität Helmstedt existiert nicht. Vgl. daher ersatzweise vor allem Paul ZIMMERMANN, Franz HÄBERLIN: *Die Gründung der Universität Helmstedt und der weitere Verlauf ihrer Geschichte*. Helmstedt 1927. Vgl. auch die überblicksartig angelegten Ausstellungskataloge von Christof RÖMER: *Späthumanismus und Landeserneuerung. Die Gründungsepoche der Universität Helmstedt 1576–1613*. Braunschweig 1976; Rolf VOLKMANN: *Die Universität Helmstedt und die Epochen ihrer Geschichte. Ausstellung aus Anlaß des 400. Gründungsjubiläums der ehemaligen Universität Helmstedt*. Hrsg. vom Landkreis Helmstedt. Helmstedt 1976; Sabine AHRENS: *Die alte Universität – aus der Geschichte der Academia Julia zu Helmstedt*. Helmstedt 2000. Zur Gründungs- und Frühphase der Helmstedter Universität existieren vergleichsweise zahlreiche Studien. Vgl. insbesondere die Arbeiten von Peter BAUMGART, jetzt greifbar in: *Universitäten im Konfessionellen Zeitalter. Gesammelte Beiträge*. Münster 2006, demnächst auch

mit diesen beiden Gelehrten den Einzug der Aufklärung in Helmstedt festzumachen, bleibt doch zu konstatieren, dass mit der Irenik Calixts und der Rezeption des modernen Naturrechts durch Conring die konfessionelle Dogmatik in Helmstedt endgültig überwunden war und innerweltliche Argumente vor theologischen standen. Helmstedt wirkte nach dem Dreißigjährigen Krieg „ungemein befreiend“¹⁰, so die pointierte Wertung Notker Hammersteins.

Für den in den 1660er Jahren dann massiv einsetzenden Einschreibungsrückgang können schließlich nur Vermutungen geäußert werden: Mit Conring starb 1681 der letzte überragende Name der Universitätsgeschichte,¹¹ der Universitätsförderer Herzog August verstarb bereits 1666, und mit der Gründung der Universität Kiel im Jahr 1665 wurde der Einzugsbereich Helmstedts nach Norden deutlich eingeschränkt.¹² Diese Minimierung wiederholte sich dann mit der Gründung Halles 1694 und der Gründung Göttingens 1737, so dass Helmstedt nur die Rolle einer regional verankerten Landesuniversität blieb.¹³ Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts

Michael MAASER: Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und die Universität Helmstedt. Phil. Diss. Frankfurt a.M. 2002 (erscheint in den Frankfurter Historischen Abhandlungen). Zu einzelnen Aspekten der Universitätsgeschichte siehe Horst DREITZEL: Protestantischer Aristotelismus und absoluter Staat. Die „Politica“ des Henning Arnisäus (ca. 1575–1636). Wiesbaden 1970; Alois SCHIKORA: Die Spruchpraxis an der Juristenfakultät zu Helmstedt. Göttingen 1973; Peter-Michael HAHN: Die Gerichtspraxis der altständischen Gesellschaft im Zeitalter des „Absolutismus“. Die Gutachtertätigkeit der Helmstedter Juristenfakultät für die brandenburg-preußischen Territorien 1675–1710. Berlin 1989; Ingrid HENZE: Der Lehrstuhl für Poesie an der Universität Helmstedt bis zum Tode Heinrich Meiboms d. Ält. († 1625). Eine Untersuchung zur Rezeption antiker Dichtung im lutherischen Späthumanismus. Hildesheim 1990; Rolf VOLKMANN: Die Universität Helmstedt (1576–1810) im internationalen Netzwerk. Ihre wissenschaftlichen Beziehungen zum europäischen Ausland und zu Nordamerika. Helmstedt 2000; Claudia KAUERTZ: Wissenschaft und Hexenglaube. Die Diskussion des Zaubers- und Hexenwesens an der Universität Helmstedt (1576–1626). Bielefeld 2001; Karin STUKENBROCK: „Der zerstückte Körper“. Zur Sozialgeschichte der anatomischen Sektionen in der frühen Neuzeit (1650–1800). Stuttgart 2001; Wiebke KLOTH: Die Universität Helmstedt und ihre Bedeutung für die Stadt Helmstedt. Helmstedt 2003; Markus FRIEDRICH: Die Grenzen der Vernunft. Theologie, Philosophie und gelehrte Konflikte am Beispiel des Helmstedter Hofmannstreits und seiner Wirkungen auf das Luthertum um 1600. Göttingen 2004;

- 10 Notker HAMMERSTEIN: Universitäten. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. II: 18. Jahrhundert. Hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN, Ulrich HERRMANN. München 2005, S. 369–400, hier S. 372. Vgl. mit Blick auf diesen Zeitabschnitt auch DERS.: Tradition und Krise. Die Universität Helmstedt nach ihrer „Glanzzeit“. In: Academia Julia. Universität Helmstedt. Tradition – Zukunft. Helmstedt 2002, S. 71–93.
- 11 Michael STOLLEIS (Hrsg.): Hermann Conring (1606–1681). Beiträge zu Leben und Werk. Berlin 1983.
- 12 Zur europäischen und insbesondere deutschen Universitätsgeschichte der Frühen Neuzeit vgl. die Überblicksdarstellungen von Walter RÜEGG (Hrsg.): Geschichte der Universität in Europa. Bd. II: Von der Reformation bis zur Französischen Revolution (1500–1800). München 1996; Arno SEIFERT: Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. I: 15. bis 17. Jahrhundert. Hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN. München 1996, S. 197–374; Notker HAMMERSTEIN: Bildung und Wissenschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. München 2003; Anton SCHINDLING: Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800. 2. Aufl. München 1999. Aus der älteren Literatur nach wie vor grundlegend ist Friedrich PAULSEN: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 2 Bde. Leipzig, Berlin 1919/1921. ND 1965.
- 13 Zu dieser Phase der deutschen Universitätsgeschichte vgl. nach wie vor insbesondere Notker HAMMERSTEIN: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung. In: Zeitschrift für Historische Forschung 10 (1983), S. 73–89.

bewegten sich die Immatrikulationszahlen im deutschlandweiten Vergleich jahrzehntelang auf einem durchschnittlichen Niveau; Helmstedt blieb also von der Größe her bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein eine durchaus wichtige, aber nur noch mittelgroße Universität.

Die philosophische Fakultät war die größte Fakultät der Universität mit bis zu zehn Professuren, jedoch gab es im eigentlichen Sinn keine festgefügt Strukturen, da alle Kombinationen untereinander möglich waren; ein zentrales Problem war dabei, dass das Präsentationsrecht für die jeweiligen Professuren zwischen den einzelnen Welfen-Häusern wechselte, was zu vielfältigen Streitigkeiten führte und einzelne Lehrstühle daher jahrelang vakant waren.¹⁴ Die philosophische Fakultät bestand dabei aus einem sprachlich-philologischen Bereich mit den Fächern Griechisch, Orientalische Sprachen (Hebräisch), Eloquenz und Poesie (Latein), einem naturwissenschaftlichen Bereich mit den Fächern Naturphilosophie, Mathematik und Physik, dem eigentlichen philosophischen Bereich mit Metaphysik, Logik, Moralphilosophie bzw. Ethik und einem „gesellschaftswissenschaftlichen“ Bereich mit den Fächern Geschichte und Politik. Diese Ausstattung war durchaus bemerkenswert, wenn man sie beispielsweise mit den fünf Lehrstühlen an der philosophischen Fakultät der württembergischen Landesuniversität Tübingen vergleicht, so dass Helmstedt über eine der größten Einrichtungen dieser Art im Alten Reich verfügte.¹⁵

Nach der Hochphase im Anschluss an den Dreißigjährigen Krieg und einer ruhigeren Phase am Ende des 17. Jahrhunderts stellen demgegenüber die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts für die Universität und die philosophische Fakultät einen recht problematischen Zeitabschnitt dar.¹⁶ Die Zahl der Professoren an der Fakultät war im Jahr 1701 auf sechs abgesunken, da während einer Epidemiewelle im Jahr 1700 insgesamt acht Dozenten der Universität starben und andere Stellen schon lange nicht mehr besetzt worden waren. Eine Visitation wurde aufgrund der zahlreichen Probleme bereits für das Jahr 1708 vorbereitet, hatte aber 1712 immer noch nicht stattgefunden.¹⁷ Zudem sind personelle Streitigkeiten und daraus resultierende tiefe Gräben innerhalb der Fakultät zu beobachten, wobei die ungewöhnliche Schärfe und Länge des Streits selbst für eine frühneuzeitliche Universität bemerkenswert ist.¹⁸

14 Vgl. z. B. Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 197 u. 198.

15 Zur philosophischen Fakultät der Universität Tübingen in diesem Zeitraum vgl. jetzt Sonja-Maria BAUER: Das Studium an der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen zur Zeit von Friedrich Christoph Oetinger. In: Susanne HOLTZ u. a. (Hrsg.): *Mathesis, Naturphilosophie und Arkanwissenschaft im Umkreis Friedrich Christoph Oetingers (1702–1782)*. Stuttgart 2005, S. 25–41, hier S. 25. Vgl. auch DIES.: Die Veränderung von Lehrfächern und Lehrinhalten an der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert*. Hrsg. v. Rainer Christoph SCHWINGES. Basel 1999, S. 181–205.

16 Zu den Klagen über die geringe Zahl der Studierenden in diesem Zeitraum vgl. Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 553.

17 Zu den Vorschlägen zur Verbesserung und Förderung der Universität vgl. Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 41–43.

18 Beteiligt an diesen Streitigkeiten war auch Friedrich August Hackmann, der dann aufgrund veruntreuter Stipendiengelder fluchtartig die Universität verlassen musste. Vgl. zu diesem problematischen Zeitabschnitt mit den Hauptbeteiligten Niemeier, von der Hardt und Hackmann die Aktenüberlieferung in: Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 2455–2461 sowie

Diese problematischen Jahre zwischen 1700 und ungefähr 1713 spiegeln sich so auch in den Vorlesungsverzeichnissen wider, die um 1701/02 nur noch ein schmales Basisangebot aufweisen, was auch aus der Umgebung von Leibniz entsprechend kommentiert wurde,¹⁹ ebenso sind die Einschreibezahlen zwischen ungefähr 1708 und 1711 auf einem untypisch niedrigen Niveau.

Die Forschungslage zur Geschichte der Helmstedter philosophischen Fakultät kann insgesamt als recht übersichtlich bezeichnet werden.²⁰ Bereits 1810 publizierte der Helmstedter Professor Paul Jakob Bruns ein „Fragment“ über die Helmstedter Professoren im Bereich der Philologie, Philosophie und Mathematik,²¹ am Ende des 19. Jahrhunderts erschienen eine Übersicht über die Entwicklung der Physik²² und der grundlegende Überblick von Friedrich Koldewey über die Geschichte der klassischen Philologie in Helmstedt;²³ die Studie von Gisela Hölk aus dem Jahr 1969 zur Geschichte der Geschichtswissenschaft in Helmstedt setzt zeitlich erst mit der Gründung Göttingens ein.²⁴ Ganz neue Impulse und Sichtweisen brachte hingegen der Aufsatz von Paul Nelles über die *Historia Litteraria* in Helmstedt aus dem Jahr 2001, womit sicherlich ein Neuanfang in der Beschäftigung mit der akademischen Lehre und ihren Inhalten in Helmstedt einsetzte.²⁵

Der Aufstieg der Magd im Lauf des 18. Jahrhunderts: Der Rang der philosophischen Fakultät und das Selbstverständnis ihrer Dozenten

Die philosophische Fakultät war aus der Artistenfakultät der spätmittelalterlichen Universitäten erwachsen und hatte wie bereits skizziert eine stark ausgeprägte pro-

Paul ZIMMERMANN: Friedrich August Hackmann, insbesondere in seinem Verhältnisse zu Leibniz und zu der Universität Helmstedt. In: *BsJb* 2 (1903), S. 81–115.

- 19 So beispielsweise das vernichtende Urteil des späteren Helmstedter Professors Johann Georg Eckhart. Vgl. Gottfried Wilhelm LEIBNIZ: *Allgemeiner politischer und historischer Briefwechsel*. Bd. 20: Juni 1701 – März 1702. Bearb. von Malte-Ludolf BABIN. Berlin 2006, N. 30, sowie Einleitung S. XXXV–XXXVII, hier S. XXXVII.
- 20 Allgemein sind die philosophischen bzw. Artisten-Fakultäten der frühneuzeitlichen Universitäten aufgrund ihrer Heterogenität nicht gerade ein bevorzugtes Forschungsfeld. Vgl. z. B. Heinz KATHE: *Die Wittenberger Philosophische Fakultät 1502–1817*, Köln 2002, zum hier interessierenden Zeitraum S. 265–346, und Norbert HOFMANN: *Die Artistenfakultät an der Universität Tübingen 1534–1601*. Tübingen 1982.
- 21 Paul Jakob BRUNS: *Verdienste der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit. Ein Fragment. Philologen, Philosophen, Mathematiker*. Halle 1810.
- 22 Heinrich NENTWIG: *Die Physik an der Universität Helmstedt. Mit Benutzung von Akten des Herzogl. Landeshauptarchives zu Wolfenbüttel und bisher ungedruckter Briefe Leibnizens in den Kgl. Bibliotheken zu Halle und Hannover*. Wolfenbüttel 1891.
- 23 Friedrich KOLDEWEY: *Die Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt*. Braunschweig 1895, zum Aufbau und zur Stellung der philosophischen Fakultät allgemein vgl. S. 5–22.
- 24 Gisela HÖLK: *Die Geschichtswissenschaft an der Universität Helmstedt seit der Gründung der Universität Göttingen (1737–1809)*. Berlin 1969, zur Situation der philosophischen Fakultät im 18. Jahrhundert allgemein vgl. S. 19–30.
- 25 Paul NELLES: *Historia litteraria at Helmstedt. Books, professors and students in the early Enlightenment university*. In: *Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. v. Helmut ZEDELMAIER, Martin MULSOW. Tübingen 2001, S. 147–176.

pädeutische Funktion. Sie wurde daher gern als „Magd“ der oberen Fakultäten und insbesondere der Theologie angesehen; ursprünglich stellte sie eine Art universitätsinternes Gymnasium und damit eine allgemeine Vorbereitungs- und Eingangsschule dar.²⁶ Helmstedt hatte hier durchaus bereits eine Art Vorreiterposition eingenommen, da man bewusst eine so bezeichnete Philosophische (und keine Artisten-) Fakultät im Jahr 1576 gegründet hatte – also unter Verzicht auf die Fächer und Wissensgebiete, die nun im Aufgabenbereich der höheren Lateinschulen lagen –, während viele andere deutsche Universitäten in diesen Wandlungsprozess erst im Lauf des 17. Jahrhunderts eintraten.

Auch diese propädeutische Funktion der Basisausbildung, die der philosophischen Fakultät immerhin sehr hohe Einschreibezahlen und den Professoren damit erhebliche Hörgelder eingebracht hatte, war jedoch am Ende des 17. Jahrhunderts unter Druck geraten, denn immer mehr Studierende wandten sich direkt einem Studium in den drei berufsausbildenden Fakultäten (Theologie, Jura, Medizin) zu.

Der Kampf der philosophischen Fakultät um Gleichberechtigung (um gleiche Dignität) ist ein bestimmendes Kriterium der Universitätsgeschichte des 18. Jahrhunderts, wobei ein endgültiger Erfolg in dieser Hinsicht dann erst im 19. Jahrhundert erzielt werden konnte.²⁷ Die Helmstedter Professoren der Philosophischen Fakultät benutzten bezeichnenderweise in den Schriftwechseln bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts durchgehend die Bezeichnung „sogenannte höhere Fakultäten“, um ihre Position zu verdeutlichen.²⁸ Den Fundamentalstudien, in die sich die anderen Fakultäten ohne Berechtigung eingemischt hätten, müsse wieder ein höheres Gewicht zukommen und die nicht zu umgehende Grundlage aller weiteren Studien sein.

Ein, wenn nicht gar *das* zentrale Problem bei der Verbesserung der Universität Helmstedt, so der Theologe Johann Lorenz Mosheim in einem Gutachten des Jahres 1745, sei der „Rang“ der Professoren, die darum kämpften, mit Gerichts-Schultheißen und Bürgermeistern auf eine Stufe gestellt zu werden. Aber auch in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren diese nach wie vor in die Stufe 10 des Rangreglements eingeordnet, die sie mit Kämmerern, Sekretären, Küchenmeistern und Landrentmeistern teilten.²⁹ Ein Vergleich mit der 1737 feierlich eröffneten Universität Göttingen macht klar, dass man hier offenbar ein zentrales Problem sah, denn die

26 Vgl. generell zu diesem Themenkomplex neben den oben unter Anm. 2 genannten Studien auch Notker HAMMERSTEIN: Vom Rang der Wissenschaften. Zum Aufstieg der Philosophischen Fakultät. In: Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Armin KOHNLE, Frank ENGEHAUSEN. Stuttgart 2001, S. 86–96.

27 Hierzu jetzt die exzellente Studie von Marian FÜSSEL: Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit. Darmstadt 2006, zum Verhältnis der philosophischen Fakultät zu den höheren Fakultäten insbesondere S. 234–246. Vgl. weiterhin die anregenden Überlegungen von William CLARK: Academic Charisma and the Origins of the Research University. Chicago 2006.

28 Vgl. beispielsweise Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 325.

29 Siehe zu diesem Vorgang aus dem Jahr 1756 und dem Gutachten Mosheims die Überlieferung in Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 263. Vgl. FÜSSEL, Gelehrtenkultur (wie Anm. 27), S. 242f.

Göttinger Professoren wurden sofort konsequent auf einer Stufe mit den Hofräten eingruppiert.

Ein Beispiel aus dem Jahr 1746 zeigt, wie langsam und mühsam, aber letztlich doch erfolgreich der Aufstieg der philosophischen Fakultät und ihrer Mitglieder in Helmstedt verlief: Erst nach jahrzehntelangem Kampf bekamen die philosophischen Magister das Recht zugesprochen, in den Sitzungen der akademischen Vollversammlung („Konsistorium“) auf einem Stuhl zu sitzen („Stuhlrecht“), was bislang nur den Doktoren der oberen Fakultäten gestattet war.³⁰ Als Begründung für diese sichtbar aufwertende Entscheidung wurde angegeben, dass eine Gleichbehandlung notwendig sei, da ja hinsichtlich des Tätigkeitsfeldes und der Aufgaben keine Unterschiede bestünden und zudem eine Aufmunterung des Lehrpersonals sicherlich nicht verkehrt sei. Bemerkenswert ist allerdings nicht nur der Erfolg und das damit einhergehende gesteigerte Prestige der philosophischen Fakultät und ihrer Mitglieder; allein die Tatsache, dass die Helmstedter Dozenten eine Anfrage beim Landesherrn in dieser Angelegenheit stellten, zeigt, wie sehr das Selbstbewusstsein inzwischen angewachsen war.

Ein weiteres Konfliktfeld zwischen der philosophischen Fakultät und den höheren Fakultäten waren Streitigkeiten um den Wert des philosophischen Magistertitels und damit die Frage nach der Gleichsetzung mit den Promovierten der anderen Fakultäten, die selbstverständlich den Dokortitel führten. Diese Titulaturauseinandersetzungen wurden in Helmstedt insbesondere zwischen dem Theologieprofessor Johann Barthold Niemeier (zugleich aber Professor in der philosophischen Fakultät) und dem Orientalisten Hermann v. d. Hardt zu Beginn des 18. Jahrhunderts geführt:³¹ Niemeier warf Hardt die illegitime Anmaßung des Dokortitels vor und bezeichnete v. d. Hardt in seinen teilweise mehr als 100 Seiten umfassenden Anklage-Schreiben konsequenterweise als „Magister Hardt“.³² Was wie ein Privatkrieg zweier exzentrischer Gelehrter wirkt, war also in Wahrheit ein Kampf der philosophischen Fakultät und ihrer Mitglieder um Gleichberechtigung und Anerkennung, und tatsächlich gelang es v. d. Hardt nach vierjährigen Auseinandersetzungen eine Gleichbehandlung in der verwendeten Titulatur beim Landesherrn durchzusetzen. Das hier skizzierte Problemfeld „Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit“, das lange Zeit eher unter folkloristischen Aspekten gesehen wurde,

30 Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 326. Vgl. FÜSSEL, *Gelehrtenkultur* (wie Anm. 27), S. 236 f.

31 Marian FÜSSEL, *Gelehrtenkultur* (wie Anm. 27), S. 235 f. Zu Hermann von der Hardt vgl. nach wie vor Hans MÖLLER: Hermann von der Hardt (1660–1746) als Alttestamentler. Trebitz a. d. Elbe 1966 (Typskript) sowie zu einem Editionsprojekt von der Hardts die Studie von Dieter MERZBACHER: Die „Herwiederbringung der herrlichen Schriften, so fast verloren gewesen“. Das „Concilium Constantiense“, ein Editionsprojekt Hermann von der Hardts und des Herzogs Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg. In: *Vom Mittelalter zur Neuzeit. Festschrift für Horst BRUNNER*. Hrsg. v. Dorothea KLEIN. Wiesbaden 2000, S. 569–592. Interessant auch die Reisebeschreibung des Frankfurter Privatgelehrten Zacharias Conrad von UFFENBACH, der auf einer Reise im Jahr 1709 mit von der Hardt in Helmstedt zusammentraf: Herrn Zacharias Conrad von UFFENBACH: *Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland*. Hrsg. v. Johann Georg SCHEL-HORN. Erster Theil. Ulm 1753, zum Aufenthalt in Helmstedt S. 182–267.

32 Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 2455–2459.

ist dabei erst in jüngster Zeit in seiner Bedeutung erkannt worden, wie insbesondere die Studie von Marian Füssel verdeutlicht.³³

Trotz aller an der Universität Helmstedt festzustellenden Tendenzen zur Aufwertung der philosophischen Fakultät und ihrer Mitglieder in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts muss einschränkend betont werden, dass es nach wie vor das Ziel vieler Dozenten war, in eine der höheren Fakultäten aufzusteigen, wenn auch diese Tendenz im Lauf des Jahrhunderts deutlich abnahm. Obwohl gerade in Helmstedt die landesherrliche Besoldung der Professoren zwischen den einzelnen Fakultäten durchaus nicht extrem stark differierte, lockten neben dem höheren Sozialprestige natürlich die besseren „Nebenerwerbsmöglichkeiten“ und lukrativen Zusatzposten in den oberen Fakultäten.³⁴

Neben dem allgemeinen Kampf um Rang, Anerkennung und Gleichberechtigung versuchte die philosophische Fakultät während des 18. Jahrhunderts jedoch auch, ein neues berufsbezogenes Ausbildungsangebot zu formulieren, womit der Bereich Universität und höheres Schulwesen angesprochen ist. Schaut man sich allerdings die heutige Forschungslandschaft zur Geschichte des historischen Bildungswesens an, so werden hier nahezu hermetisch abgeschlossene Gruppen von Forschern erkennbar, die sich mit den einzelnen Segmenten und Ebenen des Schul- und Universitätswesens auseinandersetzen. Dies überrascht insbesondere für den Bereich der Lateinschulen oder Gymnasien, denn diese höheren Bildungseinrichtungen waren sehr eng gerade mit den philosophischen Fakultäten verknüpft, wenn auch bis ins 19. Jahrhundert hinein der Besuch einer höheren Schule keineswegs Vorbedingung für die Aufnahme eines Universitätsstudiums war.³⁵ Demgegenüber muss die vielfältige Interaktion zwischen Lateinschulwesen und Universität soweit wie möglich berücksichtigt werden, entstanden doch gerade in diesem Zusammenhang ganz neue Wirkungsmöglichkeiten der Fakultät, die jahrhundertlang lediglich Absolventen für den Niederklerus (im Spätmittelalter), den niederen und mittleren Schuldienst und den Dienst als Schreiber zur Verfügung stellen konnte – Berufe, die weder mit einem hohen Ansehen noch mit einem bedeutenden Einkommen verbunden waren.³⁶

Im Gegensatz zu dieser ausgeprägten Separierung in der aktuellen Forschung fällt auf, dass sich die philosophische Fakultät der Helmstedter Universität sehr wohl und frühzeitig mit dem Problem Schule und Lehrerausbildung auseinandersetzte:

33 Marian FÜSSEL: *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis* (wie Anm. 27).

34 Zur Besoldung der Helmstedter Professoren siehe die Aktenüberlieferung in Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 253–262. Zum generellen Umfeld des frühneuzeitlichen Gelehrten vgl. jetzt Marian FÜSSEL: *Akademische Lebenswelt und gelehrter Habitus. Zur Alltagsgeschichte des deutschen Professors im 17. und 18. Jahrhundert*. In: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 10 (2007), S. 35–51.

35 Eine Ausnahme bildet die kleine Studie von Fritz BLÄTTNER: *Philosophische Fakultät und Schule. Ein Beitrag ihrer Beziehungen von 1750 bis 1850*. Dargestellt am Beispiel der schleswig-holsteinischen Gelehrtenschulen und der Kieler Universität. In: *Pädagogisches Denken in Geschichte und Gegenwart*. Festschrift Josef Dolch. Hrsg. v. Ingrid SCHINDLER. Ratingen 1964, S. 73–89.

36 Zum Schul- und Bildungswesen in Braunschweig-Wolfenbüttel allgemein vgl. Friedrich KOLDEWEY: *Geschichte des Schulwesens im Herzogtum Braunschweig von den ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt des Herzogs Wilhelm im Jahre 1831*. Wolfenbüttel 1891.

Basierend auf ersten Ansätzen zur Mitte des 17. Jahrhunderts unter Herzog August wünschten die Professoren der Fakultät schon 1711 einen besseren Austausch mit den Rektoren der Lateinschulen über die abgehenden Schüler und deren Vorkenntnisse, insbesondere in den Bereichen Latein (also Poesie/Eloquenz), Griechisch, Hebräisch und Geschichte.³⁷ Das Ziel war eine bessere Abstimmung zwischen den verschiedenen Bildungseinrichtungen, um so den Erfolg der schulisch-universitären Ausbildung zu gewährleisten; zu diesem Zweck wurde auch die Verbesserung der universitären Eingangsprüfung diskutiert.

Die Beschäftigung mit diesen Fragen hatte durchaus eine längere Tradition und hängt insbesondere mit dem 1648 eingeführten Amt des Generalschulinspektors zusammen, das zunächst für mehr als 30 Jahre der Helmstedter Professor Christoph Schrader als Mitglied der philosophischen Fakultät innehatte, sowie mit der 1651 durch Herzog August erlassenen Schulordnung.³⁸ Die Forschungslage hinsichtlich der Tätigkeit und Bedeutung Schraders ist sehr gut, während im hier interessierenden Zeitraum der von der Universität entfernte Theologe Johannes Fabricius von 1709 bis 1729 das Amt innehatte; Akten aus diesen Jahren befinden sich im Staatsarchiv Wolfenbüttel und sind bislang noch nicht ausgewertet worden.³⁹

Anknüpfend an Überlegungen von Böhmer und Fabricius gab es immer wieder Vorstellungen, die Helmstedter Stadtschule als Praktikumsplatz für zukünftige Lateinschul-Lehrer zu nutzen, die an der Philosophischen Fakultät studierten und dort theoretische Kenntnisse erwarben. Zu nennen sind hier in den 1740er Jahren beispielsweise Abt Jerusalem in Braunschweig, der Helmstedter Professor Johann Nikolaus Frobose (ein Schüler von Cornelius Dietrich Koch), oder der Probst und Generalschulinspektor Harenberg, der 1748 erstmals konkret die Errichtung eines Seminars zur Gymnasiallehrerausbildung thematisierte, wenn es auch zu diesem Zeitpunkt nur noch innerhalb des Territoriums wirksam werden, d. h. Lehrer für die zur Universität führenden Lateinschulen in Wolfenbüttel, Helmstedt, Gandersheim, Schöningen und Blankenburg zur Verfügung stellen sollte.⁴⁰

Auch in den 1750er und 1760er Jahren wurden Pläne zur Errichtung eines Philologischen Seminars zur Lehrerausbildung weiter diskutiert, letztlich aber aufgrund der Unruhen des Siebenjährigen Krieges nicht umgesetzt.⁴¹ Beteiligt daran waren vor allem der Helmstedter Professor für Eloquenz und Poesie Johann Christian

37 Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 265. Das Schreiben der Professoren der Philosophischen Fakultät vom 4. September 1711 auf Bl. 84–95v.

38 Zu diesem sehr gut erforschten Abschnitt der Schul- und Bildungsgeschichte des Territoriums vgl. die beiden exzellenten Studien von Jean-Luc LE CAM: *La politique scolaire d'August Le Jeune de Brunswick-Wolfenbüttel et l'inspecteur Christoph Schrader 1635–1666/80*. 2 Bde. Wiesbaden 1996 und Johannes TÜTKEN: *Höhere und mittlere Schulen des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel, der Herrschaft Dannenberg und der Grafschaft Blankenburg im Spiegel der Visitationsprotokolle des Generalschulinspektors Christoph Schrader (1650–1666)*. Wiesbaden 1997.

39 Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, Bestand 45 Alt: Generalschulinspektion, zur Amtszeit von Fabricius Nr. 2.

40 Genereller Überblick über die Schul- und Bildungsgeschichte bei Carl HAASE: *Bildung und Wissenschaft von der Reformation bis 1803*. In: *Geschichte Niedersachsens*. Bd. 3, Tl. 2: *Kirche und Kultur von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans PATZE. Hildesheim 1983, S. 261–493.

41 Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 975.

Wernsdorf oder der Professor für Logik und Metaphysik Johann Christoph Dommerich, der vor seiner Helmstedter Tätigkeit von 1749 bis 1759 Rektor der Großen Schule in Wolfenbüttel gewesen war und als ausgewiesener Schulpraktiker gelten darf; so übte er bereits mit den Schülern der obersten Klasse des Gymnasiums das Disputieren, um sie auf den späteren Universitätsbesuch vorzubereiten.⁴²

Hinter all diesen Bemühungen der Helmstedter philosophischen Fakultät stand letztendlich die Formulierung eines neuen Studien- und Berufszieles: Etabliert werden sollten Gymnasiallehrer mit nun nicht mehr theologischer, sondern philologisch-philosophischer Vorbildung, wodurch die Fakultät auch für „Brotberufe“ ausbilden konnte und sich in dieser Hinsicht auf einer Ebene mit den anderen Fakultäten sehen und fühlen konnte.⁴³ Idealisiert werden sollte dieser lange und mühevolle Weg, der im frühen 18. Jahrhundert begonnen worden war, allerdings nicht: So dokumentiert eine Übersicht aus dem Jahr 1787, dass von 170 Studierenden in Helmstedt 84 das Studienziel Theologie hatten, 71 das Ziel Jura, 11 das Ziel Medizin, und immerhin 4 Studenten gaben nun „Philosophie“ als Ziel ihrer Studien an; gemeint war damit der beabsichtigte Einstieg in den Schuldienst an einem Gymnasium und zwar nunmehr in Form eines Lebenszeitberufes.⁴⁴

Institutionalisiert wurde dieser neue Weg der Lehrerausbildung – trotz jahrzehntelanger Vorgeschichte im reichsweiten Vergleich immer noch sehr frühzeitig – mit der Gründung des Philologisch-Pädagogischen Instituts im Jahr 1779, das in vielem an das 1738 eingerichtete Seminarium Philologicum in Göttingen anknüpfte.⁴⁵ Damit konnte die philosophische Fakultät von ihrer vormals propädeutischen Funktion deutlich entlastet und ein Fachbezug hergestellt werden, der die Absolventen direkt in einen Beruf führen konnte. Die philosophische Fakultät bekam mit der Lehrerausbildung erstmals die Aufgabe eines Fachstudiums übertragen, sie löste sich damit aus der Dienststellung zu den bislang so genannten höheren Fakultäten und errang Eigenständigkeit und Gleichrangigkeit. Am endgültigen Durchbruch dieses Professionalisierungsweges im Zeichen des Neuhumanismus konnte die Universität Helmstedt dann allerdings aufgrund der 1810 erfolgten Schließung nicht mehr teilhaben.⁴⁶ So brachte erst das 19. Jahrhundert mit den Humboldtschen Bildungsidea-

42 Zur Wolfenbütteler Lateinschule vgl. insgesamt die ausgezeichnete Studie von Johannes TÜTKEN: Glaubenslehre, Bildung, Qualifikation. 450 Jahre Große Schule Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte eines evangelischen Gymnasiums in Norddeutschland. Berlin 1993. Aus der älteren Literatur ist heranzuziehen die Arbeit von Friedrich KOLDEWEY: Geschichte des Schulwesens im Herzogtum Braunschweig. Von den ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt des Herzogs Wilhelm im Jahre 1831. Wolfenbüttel 1891.

43 Überblick über die Entwicklung der protestantischen höheren Schulen im 18. Jahrhundert bei Jens BRUNING: Das protestantische Gelehrtenschulwesen im 18. Jahrhundert: Pietismus – Aufklärung – Neuhumanismus. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. II: 18. Jahrhundert. Hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN, Ulrich HERRMANN. München 2005, S. 278–323, hier vor allem S. 296–299 u. S. 305–308.

44 Die Verzeichnisse der Studierenden mit namentlicher Nennung und Angabe des Berufsziels existieren leider erst ab dem Jahr 1786. Siehe Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 2 Alt Nr. 16431–16433.

45 Vgl. zu dieser Einrichtung nach wie vor Wilhelm STALMANN: Das Herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779–1810). 2 Teile. Blankenburg 1899–1900.

46 Vgl. für einen Ausblick in das 19. Jahrhundert Peter LUNDGREEN: Examina und Tätigkeitsfelder

len und der Gründung der Berliner Universität eine endgültige Neuformierung der philosophischen Fakultät, die nunmehr endgültig ihr Magd-Dasein verließ und zum „Königsweg“ geistiger und generell menschlicher Bildung aufstieg.⁴⁷

Innovationen im akademischen Lehrbetrieb der philosophischen Fakultät: Neue Lehrinhalte und Lehrmethoden in Helmstedt

Die Phase der Innovationen im akademischen Lehrbetrieb an der philosophischen Fakultät zwischen ungefähr 1710 und 1730 ist verknüpft mit einer Professorengeneration, die während der 1720er Jahre sogar eine Zeit lang gemeinsam an der Fakultät wirkte.⁴⁸ Dabei handelt es sich um Gelehrte, die sicherlich nicht in die erste Reihe der Geistesgrößen des 18. Jahrhunderts gehören, die aber trotzdem eine große Bedeutung für die Entwicklung der universitären Lehre hatten. Zu nennen und im Folgenden kurz vorzustellen sind hier vor allem Justus Christoph Böhmer, Cornelius Dietrich Koch, Rudolf Christian Wagner, Polycarp Leyser (IV.) und Gottlieb Samuel Treuer, wobei auch Hermann von der Hardt in gewisser Hinsicht noch diesem Kreis zuzurechnen ist.⁴⁹

Bereits vorbereitet durch Conring und Schrader in der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt mit Justus Christoph Böhmer⁵⁰ die Reihe der Helmstedter Professoren, die die *Historia Litteraria* als neues Unterrichtsfach – zunächst noch ausschließlich in Privat-Lehrveranstaltungen – in den akademischen Unterricht der Universität Helmstedt einführten und damit versuchten, die praktische Seite des Unterrichtens zu stärken.⁵¹ Böhmer bot beispielsweise Exzerpier-Übungen als praktische Studien-

für Absolventen der Philosophischen Fakultät. Berufskonstruktion und Professionalisierung im 19. Jahrhundert. In: *Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert*. Hrsg. v. Rainer Christof SCHWINGES. Basel 1999, S. 320–334.

47 Vgl. den zusammenfassenden Überblick bei Regina MEYER: *Das Licht der Philosophie. Reformgedanken zur Fakultätenhierarchie im 18. Jahrhundert von Christian Wolff bis Immanuel Kant*. In: *Universitäten und Aufklärung*. Hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN. Göttingen 2005, S. 97–124.

48 Erst am Ende des 18. Jahrhunderts findet sich eine vergleichende Einschätzung der Lehrpraxis an der Universität Helmstedt von außen durch den preußischen „Universitätsbereiser“ Friedrich Gedike. Vgl. Gerd BIEGEL: „Dieser Professor ist ganz unnütz für die Universität“. Die braunschweigische Landesuniversität Helmstedt im Bericht des „Universitätsbereisers“ Friedrich Gedike aus dem Jahr 1789. Braunschweig 2002. Der gesamte Bericht ist greifbar bei Richard FESTER: *Der „Universitäts-Bereiser“ Friedrich Gedike und sein Bericht an Friedrich Wilhelm II. Berlin 1905*.

49 Überblick über das Lehrpersonal der Universität Helmstedt im Professorenkatalog von Sabine ÅRENS: *Die Lehrkräfte der Universität Helmstedt (1576–1810)*. Helmstedt 2004. Vgl. weiterhin die Artikel zu zahlreichen Helmstedter Professoren in: *Braunschweigisches Biographisches Lexikon: 8.–18. Jahrhundert*. Hrsg. v. Horst-Rüdiger JARCK. Braunschweig 2006, und für die nach 1800 verstorbenen Helmstedter Professoren den zuerst erschienenen Band des Lexikons: 19. und 20. Jahrhundert. Hannover 1996. Auf Einzelnachweise zu den hier vorgestellten Helmstedter Professoren aus diesen und weiteren einschlägigen Nachschlagewerken (*Allgemeine und Neue Deutsche Biographie*, *Zedlers Universal-Lexicon*, *Jöchers Allgemeines Gelehrten-Lexicon*) wird im folgenden verzichtet.

50 Zu Böhmer vgl. insbesondere KOLDEWEY, *Geschichte der klassischen Philologie* (wie Anm. 23), S. 83–94, sowie NELLES, *Historia litteraria* (wie Anm. 25), S. 151–153.

51 Generell zur Bedeutung der *Historia Litteraria* vgl. jetzt den von Frank GRUNERT und Friedrich

Technik an oder veranstaltete sogenannte „Zeitungskollegs“, in denen Beiträge aus den neuen gelehrten Zeitschriften mit den Studenten durchgegangen und diskutiert wurden; dies war beinahe schon ein revolutionärer Akt, ging es doch im akademischen Unterricht über Jahrhunderte hinweg nur um die Weitergabe tradierten Wissens.

Historia Litteraria, nur teilweise zutreffend als Literaturgeschichte übersetzt, meint dabei die Historisierung und didaktische Aufbereitung des menschlichen Wissens, womit ein Überblick in Form von kommentierenden Auswahlbibliographien verbunden war. Diese seit dem frühen 17. Jahrhundert aufkommende neue Wissenschaftsrichtung beschäftigte sich mit den Gelehrten und ihrer literarischen Produktion, also mit der Geschichte der Gelehrsamkeit, und erwies sich gerade in propädeutischer Hinsicht als überaus nützlich für den akademischen Unterricht, um den Studenten eine Einführung in die universitären Fächer und die wichtigste Literatur, also eine Art Basisorientierung zu bieten.

Auch Cornelius Dietrich Koch bot ähnlich wie Böhmer ein breites Spektrum an propädeutischen Lehrveranstaltungen an, z. B. ebenfalls zum Exzerpieren oder über die Kunst des („gelehrten“) Reisens, und auch private Lehrangebote zur richtigen Studienmethode finden sich in den Lektionskatalogen dieser Zeit regelmäßig.⁵² Koch war zudem Gründer der ersten gelehrten Gesellschaft in Helmstedt, der „Societas Conantium“, die 1711 mit Ermunterung durch Leibniz gegründet worden war und die immerhin gut 10 Jahre bis 1723 existierte.⁵³ Diese Gesellschaft widmete sich als Lesezirkel der Diskussion über Aufbau und Inhalt der gelesenen Werke, bot zugleich auch einen Rahmen für die Vorstellung von Referaten und war generell für die Studenten der Universität offen, um diese an den aktuellen Entwicklungen in der Wissenschaft zu beteiligen. Der Schaffung von Öffentlichkeit verpflichtet war auch die durch Koch 1722 ins Leben gerufene erste gelehrte Zeitschrift in Helmstedt, die von 1722 bis 1728 in fünfzehn Bänden erschienenen „Annales Academiae Juliae“, die breiten Raum für alle Fragen von Wissenschaft und akademischer Lehre schuf und auch der Darstellung der Universität und ihres Profils nach außen diente.⁵⁴ Bereits Paul Jakob Bruns bezeichnete Koch 1810 als ersten Helmstedter Professor, der sich bewusst von Aristoteles entfernt habe, und so darf dieser Gelehrte sicherlich als einer der wesentlichen Wegbereiter der Frühaufklärung an der Universität Helmstedt eingeschätzt werden.

VOLLHARDT herausgegebenen Band: *Historia literaria. Neuordnungen des Wissens im 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin 2007.

52 Zu Koch vgl. BRUNS, Verdienste der Professoren (wie Anm. 21), S. 80–82.

53 Die Aktenüberlieferung zu dieser gelehrten Gesellschaft aus dem Nachlass von Koch in: Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, VI Hs 15 Nr. 62.

54 HAB Wolfenbüttel, Signatur H: 615 Helmst. Dr. (Bd. 1–4); H: 616 Helmst. Dr. (Bd. 5 u. 8, 9–11), H: 617 Helmst. Dr. (Bd. 12–15). Einen Überblick über die „Presselandschaft“ des Territoriums bieten die Arbeiten von Britta BERG, *Zeitungen und Zeitschriften aus Braunschweig einschließlich Helmstedt (bis 1810) und Wolfenbüttel (bis 1918)*. Hannover Braunschweig 1995 sowie DIES./Peter ALBRECHT: *Presse der Region Braunschweig/Wolfenbüttel, Hildesheim–Goslar. Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache sowie biographische Hinweise zu Herausgebern, Verlegern, Druckern und Beiträgern periodischer Schriften bis zum Jahre 1815*. 2 Bde. Stuttgart–Bad Cannstatt 2003

Mit dem Mathematiker Rudolf Christian Wagner ist die Einführung der experimentellen Naturwissenschaften in Helmstedt verknüpft: Er las über Newton, Bacon, Descartes und Wolff, fertigte mit seinen Studierenden Sternenkarten nach Observationsübungen an und lehrte die Konstruktion und den Gebrauch optischer Instrumente.⁵⁵

Polycarp Leyser ist der eigentliche Begründer der *Historia Litteraria* als Lehrfach in Helmstedt, obwohl erste Ansätze in dieser Richtung durchaus seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Helmstedt zu erkennen sind.⁵⁶ Unter anderem mit Leyser – aber auch mit Koch und Böhmer – verbunden ist die Einführung des Deutschen als Unterrichts- und Lehrsprache, wenn auch vorerst noch auf Privat-Lektionen beschränkt. Der starke Propädeutik- und Praxisbezug Leyzers kommt bereits vor seiner Zeit in Helmstedt zum Ausdruck: Schon 1714 hatte er in Wittenberg über die Bedeutung von Büchern und Bibliotheken für den wissenschaftlichen Austausch unter den Gelehrten disputiert und 1716 dort eine gelehrte Gesellschaft gegründet sowie flankierend darüber disputiert, wie gelehrte Zeitschriften am besten zu gestalten seien. Leyzers Lehrtätigkeit gab offenbar auch den Anstoß dazu, dass bereits 1724 darüber diskutiert wurde, zukünftig einen Lehrstuhl in der Fakultät ganz der *Historia Litteraria* zu widmen. Bei Leyser verbinden sich in exemplarischer Weise wissenschaftliche Leistung und ihre Umsetzung in den akademischen Unterricht, denn mit seiner „Geschichte der lateinischen Dichter und Dichtungen des Mittelalters“ aus dem Jahr 1721 beispielsweise publizierte er auch als Schriftsteller der *Historia Litteraria* ein bemerkenswertes Werk, das letztmalig 1969 im Nachdruck erschien.

Gottlieb Samuel Treuer war ein dezidierter Anhänger von Pufendorf und Thomasius, und die enge Verbindung von „Jus und Historie“, die das Markenzeichen der neu gegründeten Universität Halle war, brachte er nach Helmstedt, so dass ein Anschluss an diese wissenschaftliche Neuausrichtung gegeben war.⁵⁷ Auch in Helmstedt löste die Jurisprudenz die Theologie nun langsam als neue und führende Wissenschaft mit der Geschichte als wichtigster Hilfsdisziplin ab, was die „Magd der Theologie“ weiter aus der alten Abhängigkeit befreite und das Selbstwertgefühl steigerte, obgleich nun verstärkt der juristischen Fakultät zuzuarbeiten war. Treuer übernahm nach dem Tod Kochs auch die Herausgabe der Helmstedter „*Annales*“, wurde aber offenbar vor allem als ein sehr guter Organisator geschätzt: Nach seiner Berufung trat an der Helmstedter philosophischen Fakultät nach langer Zeit wieder Ruhe ein, was die Konsolidierung und die Neuausrichtung um 1720 erst möglich

55 Zu Wagner vgl. insbesondere NELLES, *Historia litteraria* (wie Anm. 25), S. 160f. Aktenüberlieferung in Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 467.

56 Zu Leyser jetzt insbesondere NELLES (wie Anm. 25), S. 168–175; aus der älteren Literatur insbesondere KOLDEWEY, *Geschichte der klassischen Philologie* (wie Anm. 23), S. 123f. u. 129–133. Zum akademischen Weg Leyzers in Helmstedt vgl. Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 473. Weitere Personalakten zu den Professoren der Philosophischen Fakultät in 37 Alt Nr. 2385–2396.

57 Grundlegend für diesen Zusammenhang ist die Studie von Notker HAMMERSTEIN: *Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und im 18. Jahrhundert*. Göttingen 1972.

machte. Der Ruf Treuers als Universitätsorganisator führte schließlich dazu, dass man ihn als Gründungsdekan der philosophischen Fakultät 1734 nach Göttingen berief, wo er auch die Statuten der Fakultät verfasste.⁵⁸

Natürlich gehörte zu dieser während einiger Jahre sogar zeitgleich in Helmstedt wirkenden Gruppe auch der bereits erwähnte Hermann von der Hardt selbst, der den Behörden mit seiner kritischen Bibelauslegung jahrelang ein Dorn im Auge war, bevor er dann 1727 von seinem Lehrstuhl entfernt wurde. Noch fast 20 Jahre lang bis zu seinem Tod bot er allerdings weiterhin private Lehrveranstaltungen an und war wie selbstverständlich ein Teil des Lehrkörpers der Universität.⁵⁹ Auch von der Hardt ist mit einer im 18. Jahrhundert überaus bekannten Publikation im Bereich der *Historia Litteraria* hervorgetreten, und zwar mit einem Überblick über die Literatur zur Geschichte der Reformation im Jahr 1717.⁶⁰

Hinzuweisen ist bei der für den akademischen Unterricht in Helmstedt so positiven Personenkonstellation auf die offenbar recht große Bedeutung von Leibniz für die ursprüngliche Konstituierung dieser Professorengruppe. Leibniz stand in einem teilweise sehr engen Briefwechsel mit zahlreichen Helmstedter Gelehrten, sein Einfluss oder wenigstens sein Versuch der Einflussnahme auf die Besetzung der Helmstedter Professuren ist durchgehend festzustellen, allerdings keineswegs immer und sofort mit dem gewünschten Erfolg. Im Gegensatz dazu sind landesherrliche Bemühungen bei den Besetzungen der Professuren zumindest im frühen 18. Jahrhundert kaum erkennbar, dafür aber wiederholte Absprachen der Professoren untereinander, die viele Kandidaten ausdrücklich unterstützten und so auf frei werdende Professuren nachholen konnten.

Die zahlreichen Verbesserungen und Neuerungen in der akademischen Lehre an der Universität Helmstedt waren jedoch sehr eng mit den einzelnen Dozenten verbunden, so dass viele Entwicklungen mit Weggang oder Tod sehr schnell wieder abbrachen. Eine Ausnahme bildete die neu eingerichtete und damit institutionalisierte Professur für die *Historia Litteraria*, die Rudolf Anton Fabricius seit 1734 für nahezu 40 Jahre innehatte, wenn er auch jahrzehntelang immer wieder die gleichen Lehrveranstaltungen anbot und so die von Koch und Leyser installierte Lehrtradition ad absurdum führte.

Die Innovationsphase an der Universität Helmstedt und insbesondere an der philosophischen Fakultät im frühen 18. Jahrhundert wurde dabei durchaus überregional wahrgenommen, wie beispielsweise die Berufung von Treuer als Organisator der Göttinger philosophischen Fakultät demonstriert. Und auch bei der langjährigen Diskussion um eine Reform der Universität Greifswald wird in den öffentlichen

58 Vgl. insgesamt zur Gründungsphase der Universität Göttingen nach wie vor Götz von SELLE: *Die Georg-August-Universität zu Göttingen (1737–1937)*. Göttingen 1937, und die von Emil Franz RÖSSLER herausgegebene Quellenedition: *Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen*. Göttingen 1855.

59 Zu den sogenannten „anstößigen“ Schriften von der Hardts und deren Zensur vgl. Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 545–547.

60 Zu von der Hardt vgl. neben MÖLLER (wie Anm. 31), vor allem BRUNS, *Verdienste der Professoren* (wie Anm. 21), S. 25–33

Vorschlägen der späten 1730er Jahre nicht nur – wenig verwunderlich – auf Halle und Göttingen verwiesen, sondern explizit auch auf Helmstedt.⁶¹

Fazit: Die philosophische Fakultät der Universität Helmstedt im Wandel

Insgesamt zeigt sich bei einer Betrachtung der philosophischen Fakultät der Universität Helmstedt ein bemerkenswerter Modernisierungsschub in den Jahren zwischen 1710 und 1730 – ein Modernisierungsschub, der sowohl die Lehrfächer und Lehrinhalte als auch die Organisation von Wissenschaft in Form gelehrter Gesellschaften und Zeitschriften und nicht zuletzt den einsetzenden Funktionswandel der philosophischen Fakultät betrifft. Helmstedt ist zwar in vielen Bereichen nicht mehr wie noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu Zeiten von Calixt und Conring in der ersten Reihe der deutschen Universitäten zu finden, aber die methodischen und inhaltlichen Neuerungen wurden mit einer gewissen Zeitverzögerung umfassend rezipiert und zumindest zeitweise konsequent in die akademische Lehre übernommen.

Das für die philosophische Fakultät in groben Zügen herausgearbeitete und vorgestellte frühaufklärerische Profil in den Jahren nach 1710 findet durchaus auch in anderen Bereichen der Universität seine Entsprechung und wurde auch von außen dementsprechend wahrgenommen. Erinnert sei hier beispielsweise an die scharfen Angriffe der lutherischen Orthodoxie auf die teilweise bereits sehr frühzeitig aufklärerisch-rationalistisch geprägte Theologische Fakultät: So fordert eine 1725 veröffentlichte Schrift, dass Eltern ihre Söhne aufgrund der an der Academia Julia vorherrschenden Lehrmeinung nicht zum Theologiestudium nach Helmstedt schicken dürften; massive Kritik wurde dabei insbesondere an Georg und Friedrich Ulrich Calixt, Johann Barthold Niemeier, Johann Fabricius, Johann Andreas Schmidt, Johann Lorenz Mosheim, Hermann von der Hardt und Johann Georg Eckhardt geübt.⁶²

Es stellt sich damit die Frage, ob eine solche Entwicklung nur in Helmstedt festzumachen ist, oder ob es ähnliche Tendenzen nicht auch an anderen Universitäten des Reichs zu dieser Zeit gegeben hat. Hier ist leider ein großer Mangel an vergleichbaren Studien zu beklagen, denn die Berücksichtigung von Vorlesungsverzeichnissen und Hochschulschriften, auf deren Grundlage allein solche Aussagen getroffen werden können, ist nur sehr vereinzelt anzutreffen; häufig sind diese Quellengruppen für einzelne Universitäten noch nicht einmal hinreichend erschlossen. Immerhin wurde aber für Tübingen, das um 1700 eher als verschlafener Universitätsstandort galt, bei der Analyse von Lehrangeboten und Dissertationen durch Sonja-Maria Bauer ein bemerkenswerter Modernisierungsschub an der philosophischen

61 Vgl. hierzu jetzt Dirk ALVERMANN: Greifswalder Universitätsreformen 1648–1815. In: Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums. Hrsg. v. Dirk ALVERMANN, Nils JÖRN, Jens E. OLESEN. Berlin 2007, S. 69–104, hier S. 83 zu den Reformvorschlägen des Juristen Hermann Heinrich Engelbrecht.

62 Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 550.

Fakultät festgestellt; auch an der württembergischen Landesuniversität erscheinen die 1720er Jahre als Hochzeit der Aufklärung.⁶³ Obwohl mit dem momentan sehr eingeschränkten Fokus auf Helmstedt und Tübingen die in der Forschungsliteratur dominierende Vorreiterrolle von Halle und Göttingen natürlich nicht in Frage gestellt werden soll, zeigt sich, dass ein Blick in die universitäre Provinz des frühen 18. Jahrhunderts durchaus interessante Aufschlüsse über die Innovationsfähigkeit der deutschen Universitäten der Frühen Neuzeit bieten kann.

63 BAUER, Das Studium (wie Anm. 15), S. 41.

Anmerkungen zu den von Hoym in Esbeck, ausgehend von einer Grabplatte in der dortigen St. Andreaskirche

von

Ingrid Henze

Der unbefangene Umgang, den das 19. und beginnende 20. Jahrhundert mit historischen Grabplatten gepflegt hat, ist bekannt. Bevorzugt nutzte man sie als Bodenbedeckung, bisweilen ohne Beachtung von Stand und Namen des Verstorbenen und dem möglichen Wert der Platte als kulturhistorischer Quelle. Nicht anders ist man auch in der Pfarrkirche St. Andreas in Esbeck, Landkreis Helmstedt, verfahren.

Die Esbecker Pfarrkirche, ein ihrem Ursprung nach gotischer Saalbau mit Anbauten und einem inschriftlich in das Jahr 1432 datierten Westturm, erhielt – wohl im Zusammenhang mit einer großen baulichen Erneuerung im Jahre 1711 – eine Vorhalle zu ihrem Eingang im Norden.¹ In diesem Vorbau liegt die Grabplatte, die hier interessiert. Die Platte (Abb. 1) trägt eine Inschrift, deren erhaltener Teil uns jedoch nicht den Familiennamen des Toten mitteilt. Sie ist in den Boden



Abb. 1: Grabplatte von 1763 im Nordeingang der St. Andreaskirche in Esbeck.

1 Zur Datierung der Vorhalle s.u. S. 111 mit Anm. 101. Zum Kirchenbau vgl. Paul Jonas MEIER: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Wolfenbüttel 1896. ND Osnabrück 1978, S. 343–344, desgl. Falko ROST: Kirchliche Bauten des 19. Jahrhunderts im Gebiet der Kreisdirektion Helmstedt. In: Kreisbuch 2007, hg. vom Landkreis Helmstedt, S. 191–226, hier S. 211–212. Eine ausführliche Beschreibung des Baus und seiner Geschichte sowie viele Nachrichten zur Esbecker Familie von Hoym bietet Walter SCHRÖDER: Esbeck. Beiträge zur heimatlichen und kirchlichen Geschichte des Dorfes und seiner Umgebung, als Typoskript vervielfältigt. O.J., Exemplar im Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel. Schröder war von 1938 bis 1959 Pfarrer in Esbeck. Er hat das Manuskript überwiegend in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts erarbeitet und verzichtet auf die Angabe von Belegstellen. Nicht in jedem Fall ist es der Verfasserin gelungen, die von Schröder in seiner Darstellung verwerteten Akten ausfindig zu machen. – Herrn Pfarrer Harry Köhler und Herrn Werner Köhler, beide Esbeck, sei für Unterstützung und weiterführenden Rat bei der vorliegenden Arbeit vielmals gedankt.

eingelassen und dient als eine Art Eingangsplattform. An ihre nach dem Verlauf der Inschrift untere, hier östlich gelegene Schmalseite ist eine steinerne Treppe als Aufgang zu den Prieche bündig angefügt. Mit ihrer südlichen Längsseite bietet die Platte als Stufe nach unten den Übergang zum Eingang in das Kirchenschiff. Entsprechend dieser Funktion trägt die Platte hier einen breiten, teilweise abgetretenen weißen Farbstreifen zur Warnung – Stufe! – für die Benutzer. An ihrer nördlichen, also rechten Längsseite ist die Platte durchgängig abgeschnitten und so verkürzt worden. Statt der üblichen Breite von ca. 110 cm ist sie also jetzt nur 86 cm breit. In der Länge liegt sie mit 228 cm im Bereich des Normalmaßes. Die Art ihres Einfügens in die Steintreppe deutet darauf hin, dass die Platte schon recht lange an dieser Stelle als Baumaterial eine Zweitverwendung gefunden hat.

Die Grabplatte ist aus Sandstein gearbeitet, das bedeutet, sie ist nicht nur verstümmelt, sie ist nach langjähriger Verwendung als Fußbodenbelag auch stark abgetreten. Derzeit ist sie zum größeren Teil mit einer vor weiterer Abnutzung schützenden Matte bedeckt. Das Schriftfeld des im übrigen schmucklosen Steins wird in den erhaltenen Teilen eingefasst von einem schmalen eingetieften Streifen. Die 28-zeilige Inschrift mit ihren zwischen 3,2 cm und 4,5 cm hoch ausgeführten eingetieften Kapitalisbuchstaben füllt die gesamte Fläche aus.

Jeder Versuch, die Inschrift wiederzugeben, hat einmal mit der schlechten Lesbarkeit der erhaltenen Schriftteile zu kämpfen. Hinzu kommt der Schriftverlust durch Beschneiden der Platte auf der rechten Längsseite. Hier sind zudem ursprünglich noch vorhandene Buchstaben beim Einfügen der Platte mit Zementputz (?) zugeschmiert worden. In der folgenden Wiedergabe sind verlorene Textteile, soweit sie sich ergänzen lassen, in eckige Klammern gesetzt. Striche in eckigen Klammern [– – –] bezeichnen Textverlust in unbekannter Länge, der nicht ergänzt werden kann. Lässt sich die Länge des verlorenen Textes in etwa schätzen, markiert ein Punkt jeweils einen ausgefallenen Buchstaben [....]. Abkürzungen werden in runden Klammern aufgelöst.

VIR
PERILLUSTRIS ATQUE C[– – –]
DOMINUS
IOHANNES CHRISTIANU[S AB HOYM]
SERENISSMI PRINCIPIS [AC DOMINI]²
DOMINI CAROLI
DUCIS BRUNSVIC(ENSIS) AC LUNE[B(URGENSIS)]
A
CONSILIIS CAMERAE QUONDAM SAN[CTIORIBUS RELIQUA]³

2 Wegen des hier, im abgeschnittenen Teil der Platte, anzunehmenden freien Platzes ist wohl *AC DOMINI* zu ergänzen, nach der gängigen Formel mit Verdoppelung von *DOMINI*.

3 Ergänzt nach der in der Inschrift von 1767 am Kirchturm über der Begräbnisstätte der Familie von Hoym verwendeten Titulatur, vgl. unten S. 106. Die lateinische Bezeichnung *CAMERA SANCTORIBUS RELIQUA* bezieht sich darauf, dass die Kammersachen neben Amts-, Berg- und Hütten- auch Klostersachen umfassten, also die Aufsicht u. a. über die Klostergüter und die aus ihnen fließenden Einkünfte. – *QUONDAM* (chemals) wird hier trotz seiner Stellung auf den Verstorbenen

UT ET
 ORD[IN]UM PROVINCIAL(IUM) PERILLUSTR(IS) CO[.....]⁴
 DEPUTATUSQUE OR[.....] P[.]R[.....]⁵
 DOMINUS IN [– – –]⁶
 CHRISTOPHORO F[RIDERICO AB HOYM]
 ET
 ANNA MARIA A SCHAF[GOTSCH]⁷
 PARENTIBUS
 CASTRO ESBECK D(IE) XXIII NOVEMBRIS A[(NNO) MDCLXXV]
 NATUS
 HOC SAXO TEGITUR
 DENATUS D(IE) XI FEBR(UARII) A(NNO) MDCCLXIII A[– – –]⁸
 GENITORI OPTIMO
 SEX LIBERI SUPERSTIT[ES]
 QUORUM
 EX
 ANNA MAGDALENA A [SCHÖNFELD]⁹
 QUATUORDE[CI]M GE[NUIT]
 H(OC) M(ONUMENTUM) F(IERI) C(URAUERUNT)

Übersetzung (die Ergänzungsvorschläge sind in Klammern übersetzt): Ein erlauchter und ... Mann, Herr Johannes Christian von Hoym, des durchlauchtigsten Fürsten (und Herrn), des Herrn Karl, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, ehemals Rat der Kammer für Klostersachen und so weiter wie auch der Landstände erlauchtes (Mitglied) und ihr (ordentlicher ständiger) Deputierter, Herr (in Esbeck und Wolsdorf), geboren auf der Burg Esbeck am 23. November im Jahre 1675 – seine Eltern waren Christoph Friedrich von Hoym und Anna Maria von Schaffgotsch – wird von diesem Stein bedeckt. Gestorben ist er

bezogen, da die Kammer nach der genannten Inschrift von 1767 offenbar immer noch so bezeichnet wurde.

- 4 Die Rede ist hier von der Tätigkeit des Verstorbenen in der Ständevertretung des Fürstentums, der Landschaft. CO[.....] ist zu CO[LLEGA] zu ergänzen, vgl. die Grabinschrift des Vertreters der Stadt Helmstedt in der Landschaft, des Bürgermeisters Franz Cuno († 1695) *ORBANTUR ORDINES DUCATUS PRUDENTISSIMO COLLEGA* (beraubt werden die Stände des Herzogtums eines höchst weisen Mitglieds) in: Die Inschriften der Stadt Helmstedt bis 1800 (Die Deutschen Inschriften Bd. 61, Göttinger Reihe Bd. 11). Gesammelt und bearb. von Ingrid HENZE. Wiesbaden 2005, Nr. 334.
- 5 Zu ergänzen zu OR[DINARIUS] P[E]R[PETUUS]. Zu *PERPETUUS* vgl. die Grabinschrift des Vertreters der Stadt Helmstedt in der Landschaft, des Bürgermeisters Richard Seiden († 1704) *ad conuentum statuum prouincialium delegatus perpetuus* (ständiger Abgesandter zur Provinzialversammlung), Inschriften Helmstedt (wie Anm. 4), Nr. 398.
- 6 Ergänzungsvorschlag an dieser Stelle *ESBECK ET WOLSDORF* nach der Titulatur der Traueranzeige auf *Esbek und Wolstorf Erbherrn*, Nieders. Landesarchiv-Staatsarchiv (künftig NLA-StA) Wolfenbüttel I Alt 31 a Nr. 225 a, Bl. 3r.
- 7 Oder andere Schreibung des Namens der Mutter.
- 8 Möglicherweise zu ergänzen zu A[ETATIS – – –] (seines Alters) mit folgender, mehr oder weniger genauer Angabe des Lebensalters.
- 9 Oder andere Schreibung des Namens der Ehefrau.

am 11. Februar im Jahre 1763. Dem besten Vater ließen sechs überlebende Kinder, deren er vierzehn mit Anna Magdalena von Schönfeld zeugte, dies Denkmal setzen.

Eigentlich war es eine Überraschung, dass die Platte nach der Entzifferung der Inschrift einem Mitglied der Familie von Hoym zuzuweisen war. Sind doch die von Hoym trotz jahrhundertelanger Herrschaft über die Burg Esbeck im Bereich der Pfarrkirche unter den wenigen erhaltenen Sepulkraldenkmälern sonst nicht vertreten. Das mag damit zusammenhängen, dass sich die Familie von Hoym eine Grablege im Erdgeschoss des Turms eingerichtet hatte, die bis zum Ende ihrer Anwesenheit in Esbeck im Jahre 1838 und darüber hinaus ausschließlich von ihr genutzt wurde.¹⁰ Nun also diese Grabplatte des Johann Christian von Hoym, der nach dem Eintrag im Kirchenbuch sieben Tage nach seinem Tod 1763 in eben dieser Familiengrablege beigesetzt worden ist.¹¹

Im Laufe der weiteren Nachforschungen hat sich sehr schnell herausgestellt, dass die Platte in eine Familie hineinführt, die mehr als nur lokales Interesse beanspruchen darf. Insbesondere der in der Grabinschrift geehrte Verstorbene, Johann Christian von Hoym, sowie der vermutliche Verfasser der Inschrift, sein Sohn Johann Ernst Friedrich von Hoym, haben sich im Herzogtum Braunschweig einen Namen gemacht. Von daher werden im Folgenden die Lebensumstände dieser beiden Männer, eingeleitet von einer Kurzdarstellung des Esbecker Zweigs der Familie und ihrer bedeutendsten Vertreter, im Mittelpunkt stehen. Darüber hinaus interessiert der ursprüngliche Anbringungsort der Platte und seine Geschichte, also die Familiengrablege im Turm der Kirche, deren Relikte erst im Jahre 1929 beseitigt worden sind.

Eine Untersuchung zum Wirken der von Hoym in Esbeck existiert bisher ebenso wenig wie eine gedruckte Genealogie dieses Familienzweiges oder des Gesamthauses Hoym. Die von Hoym gehörten zum alten Halberstädter Stiftsadel und verbreiteten sich, ausgehend von der gleichnamigen Burg bei Hoym, Landkreis Aschersleben, in mehreren Zweigen vor allem in Kursachsen, Thüringen, Pommern und Schlesien.¹² Im Jahre 1440 sind die von Hoym in Esbeck als wohnhaft nachweisbar.¹³ Sie wurden hier von den Braunschweiger Herzögen 1486 mit der Burg Esbeck belehnt. Diesen Besitz konnten sie bis in das 19. Jahrhundert hinein halten. Im Jahre 1838

10 Zu Datierung und Nutzung der Grablege s. u. S. 106 ff.

11 Vgl. NLA-StA Wolfenbüttel 1 Kb 358, S. 66: *der Hochwohlgeb. Herr Johan Christian von Hoym, Fürstl. Braunschweig. Lüneb. Geheimte Cam(m)er und Schatz-Rath, Senior und Erbher des hiesigen adel. Hauses, ist den 11 Febr. abends zwischen 7 und 8 Uhr gestorben, und den 18. ej(us) des abends zwischen 10 und 11 Uhr in das adel. Todten Gewölbe beygesetzt, seines Alters 87 Jahr 2 Monat und 18 Tage.*

12 Kurzüberblick über das Geschlecht in NDB 9, 1972, S. 670–672. Von den älteren Adelslexika ist heranzuziehen Ernst Heinrich KNESCHKE: *Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon*. Bd. 4. Leipzig 1863. ND Hildesheim 1973, S. 499–501. – Ein Mitglied des sächsischen Zweiges ist in besonderer Weise in die Geschichte eingegangen: Adolf Magnus von Hoym, kursächsischer Minister und schlesischer Industrieller, war von 1703 bis 1706 (Scheidung) Ehemann der Anna Constantia von Brockdorff, späteren Gräfin Cosel, der zeitweiligen Mätresse Augusts des Starken, vgl. NDB 9, 1972, S. 670 f.

13 Hermann KLEINAU: *Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig*. Teil 1. Hildesheim 1967, S. 182. Das Folgende ebenda.

mussten sie das Rittergut Esbeck hoch verschuldet an den Braunschweiger Kaufmannssohn Friedrich Proetzel verkaufen.¹⁴ Dessen Nachkommen bewirtschaften es noch heute.

Bemühungen, den Ruhm der Esbecker von Hoym schriftlich festzuhalten, hat es durchaus gegeben, ohne dass sie in Form eines Drucks einer breiten Öffentlichkeit zugänglich geworden wären. Abgesehen von der schon genannten Darstellung des Esbecker Pastors Walter Schröder finden sich im Staatsarchiv Wolfenbüttel zwei weitere Versuche bzw. Vorarbeiten. Der Wolfenbütteler Advokat und spätere Registrator am fürstlichen Archiv Rudolph August Nolt (1703–1752) verfasste bereits 1736 ein umfangreiches Konvolut zum Thema *Historisch-genealogische Nachricht von dem uralten adlichen Geschlechte der von Hoym*.¹⁵ Der besondere Wert seiner Mitteilungen besteht in unserem Zusammenhang darin, dass er, geboren im benachbarten Schöningen, die im Zusammenhang mit der Grabplatte interessierenden Esbecker Adeligen persönlich gekannt hat. Ein späteres Mitglied der Familie, der braunschweigische Vizekanzler Carl Ludwig Anton von Hoym (1738–1798), ist über eine bloße Sammlung von Familienzeugnissen – Exzerpten aus Chroniken, Familienurkunden, Leichenpredigten, Kirchenbüchern sowie Abschriften von Testamenten, Inschriften von Grabmalen, u. a. von Helmstedter Professoren verfassten Gelegenheitsgedichten ab dem 16. Jahrhundert etc. – Ende des 18. Jahrhunderts offenbar nicht hinausgekommen. Das Ergebnis seiner Fleißarbeit findet sich im Archiv unter dem Archivtitel *Collectanea des Vizekanzler von Hoym zu einer Geschichte der Gesamtfamilie von Hoym, in den 1780/90er Jahren aus archivalischen und kirchlichen Dokumenten, Chroniken und Druckschriften angelegt*.¹⁶ Beide Arbeiten werden für die folgende Skizze in Einzelfragen mit herangezogen. Eine kritische Auswertung vor allem der von Carl Ludwig Anton von Hoym gesammelten Quellen ist nicht vorgenommen worden. Eine wünschenswerte, noch zu schreibende Geschichte des Gesamtgeschlechts hätte dieses Material mit zu berücksichtigen.

Das älteste noch erhaltene persönliche Denkmal eines Familienmitglieds der von Hoym im Raum Esbeck-Helmstedt geht auf eine Frau zurück. Im Kreuzgang des Klosters St. Marienberg in Helmstedt steht bis heute die Grabplatte der Domina (Priorin) Margarete von Hoym aus dem Jahre 1546. Der Stein trägt die Inschriften *Anno d(omi)ni M ccccc xvi i(n) octa(va) nati(vitatis) ma(r)ie obiit ve(nera)b(ilis) d(omi)na margare(ta) de hoim cui(us) a(n)i(m)a requiescat i(n) pace a(me)n* sowie *p(rae)fuit 30 a(nn)is*. Übersetzung: „Im Jahre des Herrn 1546 am achten Tag nach dem Fest der Geburt Mariens (15. September) starb die ehrwürdige Domina Margarete von Hoym. Ihre Seele ruhe in Frieden. 30 Jahre stand sie (dem Kloster) vor“.¹⁷

14 Vgl. Burg Esbeck. Leben auf einem braunschweigischen Herrensitz. Wolfenbüttel 1984 (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 41), S. 9.

15 NLA-StA Wolfenbüttel VII A HS 120. Zu Nolt vgl. Dieter LENT in: Braunschweigisches Biographisches Lexikon (künftig BBL), 8. bis 18. Jahrhundert. Hrsg. von Horst-Rüdiger JARCK u. a., Braunschweig 2006, S. 528f.

16 NLA-StA Wolfenbüttel VII A HS 121. Die Akte umfasst 617 Blatt. Ihr jüngster Beitrag, soweit ich sehe, stammt vom 18.5.1795 (Bl. 616r ff.), ist also drei Jahre vor dem Tod Carl Ludwig Anton von Hoyms verfasst. Zu ihm s. u. S. 102.

17 Inschriften Helmstedt (wie Anm. 4), Nr. 49 mit Abb. 34.

Sie war eine tatkräftige Person. In ihrer Amtszeit von 1516 bis 1546 ließ sie etliche Baumaßnahmen in St. Marienberg durchführen, so Reparaturen an den Kirchenfenstern und an der Orgel. Sie veranlasste, dass das Kapitelhaus renoviert und ausgemalt wurde. Desgleichen wurde der südliche Kreuzgang mit *schönen biblischen Figuren* verziert.¹⁸ Als der Schmalkaldische Bund 1542 das Fürstentum Wolfenbüttel eroberte und lutherisch reformierte, widersetzte sich das Kloster St. Marienberg unter ihrer Führung zäh und einfallsreich, konnte jedoch die erstmalige Einführung der lutherischen Lehre im Kloster zwischen 1542 und 1547 nicht verhindern.¹⁹ Endgültig reformiert wurde das Kloster bekanntlich erst 1568/1569 unter dem protestantisch gewordenen Herzog Julius.

Im 16. Jahrhundert hat der Esbecker Zweig der Familie zwei weitere bemerkenswerte Persönlichkeiten hervorgebracht. Es sind dies ein Großneffe²⁰ der Marienberger Domina Margarete, der braunschweigische Rat und Erbherr auf Esbeck, Otto von Hoym,²¹ gestorben 1604, und sein Sohn Christoph von Hoym, gestorben 1648, Stammvater des pommerschen und des späteren preußisch-schlesischen Zweigs der Familie. Der Vater Otto war von Herzog Heinrich d.J. als Page für seinen Sohn Julius ausgewählt worden, wurde mit diesem zusammen erzogen und begleitete ihn auch auf seinen Bildungsreisen durch Holland und Frankreich.²² Später genoss er selbst eine vorzügliche Ausbildung mit Studien u. a. in Padua und Bologna. Er wurde mit hohen Ämtern in der Verwaltung des Fürstentums Wolfenbüttel betraut und zwar sowohl von dem katholischen Herzog Heinrich d.J. wie auch von seinem lutherischen Nachfolger. Irgendwann dürfte er sich also anders als seine Großtante Margarete dem neuen Glauben geöffnet haben. Zusätzlich war er auch in verschiedenen Missionen für den Kaiser tätig. Seine Söhne, darunter den zweitgeborenen Christoph, ließ er zunächst an der neu gegründeten braunschweigischen Landesuniversität in Helmstedt studieren,²³ nahm Christoph jedoch auch mit auf seinen diplomatisch begründeten Reisen als kaiserlicher Kommissar. Damit unterbrach er dessen Studium in Helmstedt und entzog ihn vor allem seinem Lehrer Johannes Caselius, zu dessen engerem Zirkel Christoph gehörte. Der Späthumanist Johannes Caselius²⁴, einer der wirkungsmächtigsten Lehrer der Helmstedter Universität überhaupt, hat sich bekanntlich darum bemüht, mit seiner politischen Philosophie Einfluss auf die Erziehung junger Adelliger und künftiger Regenten zu ge-

18 Nieders. Landesbibliothek Hannover, Ms. XXIII, 583, Bl. 7v–8v. Zu Margarete von Hoym vgl. Ulrike STRAUSS: Das ehemalige Augustinerchorfrauenstift Marienberg bei Helmstedt. Braunschweig 1983, S. 163, Nr. 25.

19 Hierzu und zum Folgenden vgl. STRAUSS (wie Anm. 18), S. 100 ff.

20 Zur verwandtschaftlichen Beziehung des Otto von Hoym zu Margarete von Hoym vgl. die Tabelle bei NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 97.

21 Zu ihm vgl. Helmut SAMSE: Die Zentralverwaltung in den südwestfälischen Landen vom 15. bis 17. Jahrhundert. Hildesheim 1940 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 49), S. 158.

22 NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 40 ff.

23 Immatriculiert am 24. Mai 1587, Album Academiae Helmstadiensis. Bd. 1: (1574–1636). Bearb. von Paul ZIMMERMANN. Hannover 1926 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen 9), S. 65, Nr. 13.

24 Zu ihm Merio SCATTOLA in: BBL (wie Anm. 15), S. 135 f.

winnen. Im Falle des Christoph von Hoym sind uns als Zeugnisse dieses Bemühens drei Briefe von Caselius an Christoph erhalten. In zwei Briefen aus den Jahren 1593 und 1595²⁵ mahnt er den jungen Freund, der seinen Vater auf Reisen begleitete, an die Fortsetzung seiner Studien in Helmstedt, nicht ohne auch den Wert des väterlichen Vorbildes für die Bildung eines jungen Edelmannes zu würdigen. Der dritte Brief an Christoph stammt vom 11. August 1609.²⁶ Christoph von Hoym hatte sich inzwischen dem pommerschen Herzog Bogislaw XIV. (1580–1637), dem letzten Regenten aus dem Greifenhause,²⁷ angeschlossen. Bogislaw XIV. dürfte wenige Jahre jünger als Christoph gewesen sein und erfreute sich ebenfalls der besonderen pädagogischen Zuwendung durch Caselius. Kenntnis davon geben zwei Briefe von Caselius aus den Jahren 1609 und 1610 an ihn.²⁸ Aus den Briefen des Jahres 1609 an Christoph von Hoym und an Bogislaw XIV. geht hervor, dass die Burg Esbeck im Sommer 1609 Schauplatz eines Treffens zwischen Caselius und dem pommerschen Herzog gewesen ist. Begleitet wurde Caselius u. a. von seinem Schwiegersohn, dem Helmstedter Rechtsprofessor Theodor Adam,²⁹ als Gastgeber war Christoph von Hoym beteiligt. Die Gespräche in Esbeck kreisten unter dem Einfluss von Caselius um Fragen der politischen Praxis.³⁰ Diese Themen beherrschten auch die beiden genannten Briefe an den Herzog. Mit Respekt und großer Eloquenz versuchte Caselius, den jungen Fürsten auf das Ideal des *bonus princeps* (des guten Fürsten) zu verpflichten. Er empfahl ihm, weiterhin das lebensertüchtigende Studium der antiken Autoren, allen voran des Homer und des Xenophon, nicht zu vernachlässigen,³¹ und er warnte vor standesbedingten Verführungen – als Beispiele nennt er die Hingabe an *alea* (Würfelspiel), *convivium* (Gelage) und *venatio* (Jagd).³² Schaut man auf die Beurteilung, die Bogislaws XIV. späteres Wirken als letzter regierender Herzog von Gesamtpommern (1625–1637) in der heutigen Geschichtsschreibung erfährt, so scheinen die Bemühungen des Helmstedter Professors nicht auf sehr fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Als „schwach“ und „oft krank“ wird Bogislaw XIV. charakterisiert,³³ „wie die Brüder, der Vater und die Onkel ausschweifend und sau-

25 Die beiden Briefe liegen gedruckt vor in Johannes CASELIUS: Volumen alterum epistularum ad viros nobiles. Helmstedt 1623, S. 164–165 und S. 60–63, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (künftig HAB) 939 Rhet.

26 Gedruckt bei Justus von DRANSFELD (Hrsg.): Johannes CASELIUS: Opus Epistolicum. Frankfurt a. M. 1687, S. 233–235, HAB Li 1293; NLA-StA Wolfenbüttel P 461.

27 Zu diesem Geschlecht vgl. Europäische Stammtafeln. Neue Folge. Bd. 3,1. Hrsg. von Detlev SCHWENNICKE. Marburg 1984, Tafel 3.

28 Der Brief an Bogislaw XIV. vom 2.8.1609 ist abgedruckt bei Justus von DRANSFELD (wie Anm. 26), S. 112–127, der Brief an denselben vom 3.10.1610 bei Johannes CASELIUS: Epistularum Centuria una ad viros principes. Helmstedt 1619, S. 511–514, HAB 939 Rhet.

29 Zu Adam vgl. Wolfgang LENT in: BBL (wie Anm. 15), S. 25.

30 *de aliis atque aliis ad rem publicam spectantibus* (über Themen, eins nach dem anderen, die den Staat betreffen) Caselius am 2.8.1609 an Bogislaw XIV., Justus von DRANSFELD (wie Anm. 26), S. 113.

31 Ebenda, S. 124 ff.

32 Caselius am 3.10.1610 an Bogislaw XIV., Epistularum Centuria (wie Anm. 28), S. 513; *bonus princeps* ebenda, S. 512.

33 Geschichte der deutschen Länder „Territorien-Ploetz“. Bd. 1. Würzburg 1978, Pommern, S. 546–559, hier S. 557.

fend etc.“ und ab „1633 regierungsunfähig“.³⁴ Als er 1637 kinderlos starb, versank Pommern in den Wirren des 30-jährigen Krieges. Bekanntlich verlor das Land dann im Westfälischen Frieden 1648 seine territoriale Selbständigkeit und wurde geteilt, Vorpommern mit Stettin u. a. fiel an Schweden, Hinterpommern mit dem Bistum Kammin an Preußen. Zu einer Wiedervereinigung kam es erst 1815 auf dem Wiener Kongress, als Preußen die schwedischen Teile zugesprochen bekam und alle pommerschen Länder in einer Provinz Pommern zusammenfasste.

Begleiter, auch Freund, auch Berater? – welche Rolle darf man dem jungen Christoph von Hoym am Hofe des letzten pommerschen Herzogs zusprechen? Zumindest zeitweise scheint seine Beziehung zu Bogislaw XIV. sehr eng gewesen zu sein. Caselius spricht gegenüber Christoph von *Princeps tuus* (dein Fürst), gegenüber dem Fürsten von *tuus Hoimius* (dein Hoym).³⁵ Noltens berichtet, dass Bogislaw XIV. Christoph zu seinem Hofmarschall gemacht habe und ihn später wegen seiner Verdienste mit dem Rittergut Poblitz in Pommern belehnt habe.³⁶ Ein genaues Datum für die Belehnung teilt Noltens nicht mit. Nach der Pommerschen Hufmatrikel von 1628, die laut Vorbemerkung nach den Steuerregistern von 1604 bis 1627 abgefasst ist, muß die Belehnung 1627 oder früher erfolgt sein, denn Christoph von Hoym wird hier bereits als Besitzer von Poblitz aufgeführt.³⁷ Er heiratete eine pommersche Adelige und begründete mit seinen vier Söhnen und drei Töchtern die pommersche Linie der von Hoym. Deren bekanntester Vertreter ist der preußische Staatsmann Karl Georg Heinrich von Hoym (1739–1807), der sich als langjähriger preußischer Minister für Schlesien um die wirtschaftliche Entwicklung dieser preußischen Provinz außerordentlich verdient gemacht hat.³⁸

Das Christoph von Hoym übertragene Rittergut Poblitz/Poblotz lag im ehemaligen Landkreis Stolp im damaligen Amt Scholzen. Es blieb bis 1801 im Besitz der Familie.³⁹ Später, im Jahr 1908/09, wurde es aufgesiedelt. Überreste, die auf die jahrhundertelange Anwesenheit der von Hoym hinweisen, scheint es dort heute nicht mehr zu geben.

Zurück nach Esbeck.⁴⁰ Stammvater des dort verbliebenen Familienzweiges wurde Julius von Hoym, ein jüngerer Bruder des nach Pommern gezogenen Christoph. Julius starb 1651. Aus seiner Ehe mit Gertrud Catharina von Veltheim ging als

34 Andreas THIELE: Erzählende genealogische Stammtafeln zur europäischen Geschichte. Bd. 1, Teilband 2: Deutsche Kaiser-, Königs-, Herzogs- und Grafenhäuser II. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1994, S. 395.

35 Caselius an Christoph von Hoym am 11.8.1609, Justus von DRANSFELD, (wie Anm. 26), S. 233; Caselius an Bogislaw XIV. am 2.8.1609, ebenda, S. 112.

36 NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 56r.

37 Vgl. Robert KLEMPIN, Gustav KRATZ (Hrsg.): Matrikel und Verzeichnisse der Pommerschen Ritterschaft vom XIV. bis in das XIX. Jahrhundert. Berlin 1863, S. 273, Nr. 213.

38 Zu ihm NDB 9, 1972, S. 671.

39 Vgl. Karl-Heinz PAGEL: Der Landkreis Stolp in Pommern – Zeugnisse seiner deutschen Vergangenheit. Lübeck 1989, S. 776–780 zu Poblitz/Poblotz. Das Folgende ebenda. Pagel bestätigt die Angabe Noltens, Christoph von Hoym sei Hofmarschall des Herzogs Bogislaw XIV. gewesen; er betitelt ihn als „Oberhofmarschall“.

40 Das Folgende nach der mit zahlreichen Einzelheiten angereicherten Darstellung von NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 52v ff. Genealogische Tabelle auch bei Carl Ludwig Anton von Hoym (wie Anm. 16), Bl. 29r.

achtes und letztes Kind der auf der Grabplatte genannte Vater unseres Verstorbenen, Christoph Friedrich (ca. 1636–1711), hervor. Seine Chancen, als viertgeborener Sohn einmal Erbherr auf Esbeck zu werden, waren zunächst gering, verbesserten sich indes zunehmend, als die älteren Brüder in den üblicherweise gewählten Tätigkeiten als Militärs in vieler Herren Länder sukzessive ihr Leben ließen. Christoph Friedrich war in erster Ehe verheiratet mit der in der Grabinschrift genannten Anna Maria von Schaffgotsch, Mitglied einer böhmisch-schlesischen Adelsfamilie.⁴¹ Mit ihr hatte er vier Söhne und eine Tochter. Jüngster Sohn aus dieser Ehe war Johann Christian, unser Verstorbener, der sich somit hinsichtlich der Erbfolge in gleicher Rangposition wie vormals sein Vater befand. Ihm verhalf das Schicksal auf etwas freundlichere Weise dazu, das Esbecker Erbe anzutreten. Ein älterer Bruder verstarb als Kind, nur einer verlor sein Leben auf dem Schlachtfeld, hier in Ungarn im Dienst des hannoverschen Hofes. Der dritte ältere Bruder Otto Philipp hatte den Spanischen Erbfolgekrieg mit Einsatz in Katalonien unter französischem Oberbefehl überstanden und war danach *glücklich auf seinem Stammgut Esbeck wieder angelangt, woselbst er ... mit den herrn bruder (Johann Christian) ... in der größten Vertraulichkeit und Harmonie gelebet*.⁴² Wichtige Voraussetzung für diese vom Chronisten Noltens so gelobte Harmonie dürfte gewesen sein, dass Otto Philipp zeit seines Lebens unverheiratet geblieben ist, also keine legitimen und erbberechtigten Nachkommen hinterließ. Dafür hatte sein jüngerer Bruder Johann Christian mit seinen vierzehn Kindern umso eifriger für den Fortbestand des Geschlechts gesorgt, wie wir aus seiner Grabschrift entnehmen können.

Dieser Johann Christian also wurde am 23. November 1675 in Esbeck geboren und am 10. Dezember getauft.⁴³ Er wuchs auf der Burg Esbeck auf. Seine Erziehung lag zunächst in den Händen eines Privatlehrers. Eine akademische Einrichtung scheint er nicht besucht zu haben, wohl aber hat er sich auf die standesübliche Kavaliertour begeben. Sie führte ihn außer durch Deutschland nur nach Holland, war also vergleichsweise bescheiden angelegt. Anschließend begab er sich als Stallmeister in die Dienste des Grafen bzw. Fürsten (seit 1697) von Schwarzburg-Rudolstadt. In Rudolstadt fand auch seine Vermählung mit Anna Magdalena von Schönfeld statt, einer *Dame von großen Esprit*, wie der Chronist Noltens vermerkt. Sie stammte aus altem sächsischen Adel.⁴⁴ Ihr Wappen findet sich zusammen mit dem ihres Mannes an der Ostwand der Kirche in einer Bauinschrift, auf die noch einzugehen ist. Dem Paar wurde am 4. November 1704 der älteste Sohn Johann Ernst Friedrich geboren, der wegen seiner überregionalen Bekanntheit sowie etlicher materieller Hinterlassenschaften im Folgenden ebenfalls in den Blick genommen werden soll. Doch zunächst zurück zum Vater. Johann Christian und seine Frau dürften nach der Eheschließung, in jedem Fall aber vor November 1704, auf die Burg Esbeck gezogen sein, denn

41 Zur Genealogie der Schaffgotsch vgl. Europäische Stammtafeln. Neue Folge, Bd. 9. Hrsg. von Detlev SCHWENNICK. Marburg 1987, Tafel 118. Dort ist der Vorname des Ehemannes von Anna Maria nicht bekannt; er könnte jetzt um „Christoph Friedrich“ ergänzt werden. Zur Familie vgl. KNESCHKE (wie Anm. 12), Bd. 8, 1973, S. 82–85.

42 NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 52v.

43 NLA-StA Wolfenbüttel 1 Kb 352, S. 303. Das Folgende nach NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 53f.

44 Zur Familie vgl. KNESCHKE (wie Anm. 12), Bd. 8, 1973, S. 303–306.

die Taufe ihres ältesten Sohnes Johann Ernst Friedrich fand hier am 5. November 1704 statt.⁴⁵ In der Erbfolgefrage scheint sich Johann Christian bereits recht früh mit seinem älteren Bruder Otto Philipp geeinigt zu haben. Schon im Jahre 1710 kann er bei der Taufe eines seiner Kinder seinen Titel *equum Domitor* (Stallmeister) um *Hereditarius de Esbeck* (Erbherr auf Esbeck) ergänzen.⁴⁶ Diese Eintracht mit dem älteren Bruder, dem Senior des Esbecker Zweiges, hat offenbar dauerhaft angehalten. Sie fand, wie oben angemerkt, noch 1736 die besondere Anerkennung durch den Chronisten Nolten. Voll des Lobes auf Otto Philipp ist auch der ungewöhnlich umfangreiche Eintrag in das Kirchenbuch, zu dem sich der amtierende Esbecker Pfarrer bei dessen Tod am 20. Mai 1740 veranlaßt fühlte. Er gipfelt in den Worten, mit Otto Philipp sei *ein Cavalier von rechter Teutscher Redlichkeit* entschlafen.⁴⁷

Sein jüngerer Bruder Johann Christian ist gut 87 Jahre alt geworden und hat damit ein für seine Zeit ungewöhnlich langes Leben gehabt. Gestorben ist er 1763 nicht primär an Altersschwäche, sondern, wie die vom Sohn herausgegebene Traueranzeige mitteilt, an den Folgen eines Beinbruchs.⁴⁸ Während seines langen Lebens stand er den Herzögen von Braunschweig-Wolfenbüttel in der Zentralverwaltung sowie dem Fürstentum Wolfenbüttel in der Ständevertretung, der Landschaft, vielfältig zu Diensten. In seiner Grabinschrift führt er an erster Stelle den Titel eines Kammerrates. Bereits Herzog August Wilhelm (1714–31) hatte ihn als Kammerrat berufen,⁴⁹ sein Nachfolger Herzog Ludwig Rudolph ernannte ihn 1731 zum Geheimen Kammerrat.⁵⁰ Bereits 1727 war ihm auch das Amt eines Oberhauptmanns übertragen worden, d. h. er übte die Oberaufsicht in einem der vier Distrikte des Fürstentums⁵¹ aus, vermutlich im Schöninger Distrikt, denn Nolten berichtet, dass er zwischen 1731 und 1735 dreimal nacheinander im Namen des jeweils neuen Landesregenten – also Ludwig Rudolphs (1731) sowie Ferdinand Albrechts II. und Karls I. (1735) – den Erbhuldigungseid im Schöninger Distrikt entgegengenommen habe. Der Dienst als Kammerrat bedeutete für Johann Christian, dass er zeitweilig in der Residenzstadt Wolfenbüttel anwesend zu sein hatte. Dort besaß er indes kein eigenes Haus, sondern logierte *in Hern. Ober-Amtsmans Behausung*.⁵²

Mit seinem Amt als Kammerrat im Dienst des Herzogs vereinbarte er eine Tätigkeit als Schatzrat im Schatzkollegium der Landschaft. Die von Hoym gehörten als Lehnsinhaber des Rittergutes Esbeck zu den ritterschaftlichen Mitgliedern der

45 NLA-StA Wolfenbüttel 1 Kb 352, S. 379.

46 NLA-StA Wolfenbüttel VII A Hs 121, Bl. 536r aus „Verzeichnis der Getauften des Hochedlen Geschlechts von Hoym aus den Registern der hiesigen (= Esbecker) Kirchengemeinde“.

47 Vgl. NLA-StA Wolfenbüttel 1 Kb 354, S. 266.

48 Traueranzeige (wie Anm. 6) *nach einer auf einen Beinbruch gefolgten gänzlichen Entkräftung*.

49 NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 53v.

50 Seine Ämterkarriere in: Personalregister der Verwaltungen des Domaniums und der Klostergüter des Herzogtums Braunschweig vom Sturze des sogenannten Landdrosten-Regiments (1622) bis 1883 (Verfasser Kammerrevisor Hugo BERNSTORFF), NLA-StA Wolfenbüttel VI Hs 10 Nr. 30, Bl. 35.

51 Zur Distrikteinteilung und -verwaltung vgl. Richard MODERHACK: Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick. Braunschweig 1976, S. 75.

52 ADRESS-CALENDER ... Wolfenbüttel und Braunschweig, Braunschweig 1721, S. 32, NLA-StA Wolfenbüttel Q 4135°.

Landschaft. Die Landschaft, also die Vertretung der Stände, bestand aus den Vertretern der landtagsfähigen Klöster und Stifte, aus Vertretern der Ritterschaft und der Städte.⁵³ Sie ist allerdings zwischen 1682 und 1768, also zur aktiven Zeit von Johann Christian, nicht zu einem Landtag zusammengekommen. Ersatzweise wurden ihre Aufgaben von Deputierten in Ausschüssen wahrgenommen. Einflussreichster Ausschuss war das Kollegium der Schatzräte, da bei ihm die wichtigste Aufgabe der Landschaft, die Erhebung zuvor von den Ständen bewilligter bestimmter Steuern und die nachfolgende Kontrolle bei ihrer Verwendung, angesiedelt war. Dass Johann Christian sowohl als Kammerrat dem Herzog diene wie auch dem von der Ständevertretung präsentierten Schatzkollegium angehörte, lässt nach heutigen Vorstellungen den Gedanken an Interessenkollisionen aufkommen. Ähnliche Verbindungen sind indes um diese Zeit des Öfteren zu beobachten. Sie werden jedoch in der Tat bereits an der Wende zum 19. Jahrhundert kritisch diskutiert.⁵⁴

Johann Christians Berufung zum Schatzrat erwähnt Nolten 1736 noch nicht, im Jahre 1740 war Johann Christian indes schon im Amt.⁵⁵ Als Mitglied des Schatzkollegiums hatte er sich durchschnittlich viermal im Jahr in Braunschweig einzufinden. Die Zusammenkünfte des Gremiums konnten mehrere Wochen dauern, gezahlt wurde eine Aufwandsentschädigung aus dem „Schatzkasten“, der Landrentekasse.⁵⁶ Damit war Johann Christian weder Berufspolitiker im heutigen Sinne⁵⁷, noch ist er als Kammerrat dem modernen Fachbeamten vergleichbar. Nach den ihm angetragenen Ämtern darf man annehmen, dass Johann Christian hohes Ansehen sowohl bei den Herzögen wie bei seinen Standesgenossen genoss, das heißt, dass er kraft Persönlichkeit – wie gesagt, wohl ohne akademisches Studium – über entsprechende intellektuelle Qualitäten und über Ausstrahlung verfügte. Ritterschaftlicher Schatzrat, also einer der wenigen Vertreter⁵⁸ der ca. 70 landtagsberechtigten Rittergüter im Schatzkollegium, dem einflussreichsten Ausschuss der Landschaft, zu sein, bedeutete, zur politischen und geistigen Elite dieses Standes im Fürstentum zu gehören.

In der Traueranzeige für Johann Christian, die sein ältester Sohn verschickte,⁵⁹ lautet die Titulatur des Verstorbenen *Braunschw. Lüneb. Geheime(r) Kammer- und Schatzrath*. Der lateinische Text auf der Grabplatte ist an der Stelle, wo die Übersetzung für „Schatzrat“ zu erwarten ist, zwar korrupt, aber rekonstruierbar. Zeile 11 informiert zunächst mit *ORD[IN]UM PROVINCIAL(IUM) PERILLUSTR(IS) CO[LLEGA]* – der Landstände erlauchtes (Mitglied) – über die Mitgliedschaft in der Landschaft, Zeile 12 dürfte sodann mit *DEPUTATUSQUE OR[DINARIUS] P[ER]P[ETUUS]* (und ihr ordentlicher ständiger Deputierter) die Ausschusstätigkeit im Kollegium der Schatzräte ansprechen.

53 Vgl. hierzu und zum Folgenden Handbuch der niedersächsischen Landtags- und Ständegeschichte. Bd. 1: 1500–1806. Hrsg. von Brage BEI DER WIEDEN. Hannover 2004, S. 189 ff.

54 Handbuch (wie Anm. 53), S. 407, S. 412 f.

55 Personalregister (wie Anm. 50).

56 Handbuch (wie Anm. 53), S. 408, S. 415.

57 Vgl. die Bewertung der Ausschussmitglieder in Handbuch (wie Anm. 53), S. 415.

58 So gab es im Jahre 1598 im Schatzkollegium neben drei Prälaten und zwei städtischen Mitgliedern vier Deputierte der Ritterschaft, vgl. Handbuch (wie Anm. 53), S. 192 und S. 406.

59 Traueranzeige (wie Anm. 6).

Der bereits mehrfach genannte Sohn Johann Ernst Friedrich, beim Tode des Vaters bereits 59 Jahre alt, hat nicht nur als nunmehriger Senior auf Esbeck die Traueranzeige für die Familie unterzeichnet, er dürfte auch für den Text der Inschrift auf der Grabplatte wesentlich verantwortlich sein. Die Wahl der Sprache – Latein an Stelle des Deutschen – mutet in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einer Grabschrift etwas verspätet an, noch dazu bei einem Angehörigen des Adels. Allgemein ist zu beobachten, dass der Adel selbst in der von Latein dominierten vorangehenden Zeit, also im 16. und 17. Jahrhundert, die Latinisierung seiner Grabschriften sehr viel zurückhaltender vorgenommen hat als das akademisch gebildete Bürgertum, die Juristen, Pfarrer und Universitätsangehörigen. So bevorzugte in der späthumanistisch geprägten Universitätsstadt Helmstedt sogar der universitätsnahe Adel in seinen Grabschriften überwiegend die deutsche Sprache.⁶⁰ Nun also hier dieser nach Sprachwahl und Formelgut ungewöhnlich traditionell abgefasste Text. Er kennzeichnet den Auftraggeber – Verfasser? – Johann Ernst Friedrich von Hoym als späten Zögling traditioneller späthumanistischer Sprachschulung, wie sie etwa den Studierenden an der Universität Helmstedt noch im 18. Jahrhundert zuteil wurde. Der Vater Johann Christian, selbst ja wohl nicht Absolvent einer Universität, hatte Johann Ernst Friedrich nach dem üblichen häuslichen Privatunterricht 1719 an der Landesuniversität in Helmstedt immatrikulieren lassen. Für das Jahr 1721 bezeugt der Matrikeleintrag den tatsächlichen Studienbeginn an der Academia Julia.⁶¹ Interessant ist die Mitteilung von Nolten, Johann Ernst Friedrich habe zuvor 1718 die *ausblühende* Ritterakademie zu Wolfenbüttel besucht, *woselbst er der allerletzte Academista gewesen*.⁶² In der Tat konnte eine Einrichtung wie die Wolfenbütteler Ritterakademie die mehr praxisorientierten Bildungsbedürfnisse des Adels wohl eher befriedigen⁶³ als die Universitäten mit ihrer Tendenz zur Buch-

60 Inschriften Helmstedt (wie Anm. 4), S. 33.

61 Die Matrikel der Universität Helmstedt. Bd. 3. 1685–1810. Bearb. von Herbert MUNDHENKE. Hildesheim 1979 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen Reihe 9, Band 1.3), S. 117, Nr. 5016: immatrikuliert am 5.9.1719; ebenda S. 125, Nr. 5349: immatrikuliert am 20.11.1721. Einen Erklärungsversuch für diese häufiger anzutreffenden doppelten Einschreibungen gibt Mundhenke ebenda, S. VIII.

62 NOLTEN (wie Anm. 15), Bl. 54r. Johann Ernst Friedrich ist allerdings nicht verzeichnet in der Matrikel der Ritterakademie Wolfenbüttel, vgl. Die Ritterakademie Rudolf-Antoniana in Wolfenbüttel 1687–1715, in: Schriften des Braunschweigischen Hochschulbundes e. V. Hrsg. von Alfred KUHLENKAMP. Bd. 3. Braunschweig 1975, S. 42–67, mit der letzten Eintragung S. 66, Nr. 338 am 3.7.1711. Ebenso fehlt Johann Ernst Friedrich in der zeitlich und zahlenmäßig umfangreicheren Liste der Wolfenbütteler Akademisten, die der Rechnungsführer D. Dommes angelegt hat, vgl. Designation der fürstl., Gräfl. und adl. personen so sich in hiesige Academie begeben ..., NLA-StA Wolfenbüttel, 2 Alt Nr. 16253. Nach Dommes wurde der letzte Akademist am 12.9.1712 aufgenommen. Das Ende der Ritterakademie wird in der Literatur spätestens mit dem Jahre 1715 angesetzt, vgl. Carl HAASE: Bildung und Wissenschaft von der Reformation bis 1803. In: Hans PATZE (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens. Bd. 3,2. Hildesheim 1983, S. 336. Die detaillierten Angaben Noltens lassen indes keinen Zweifel daran, dass Johann Ernst Friedrich noch ab 1718 die von Nolten beschriebene Ausbildung in Wolfenbüttel genossen hat. Offenbar ist der Lehrbetrieb von einigen in der Stadt wohnhaften ehemaligen Lehrkräften der Ritterakademie privat fortgeführt worden.

63 Vgl. dazu Jürgen KNIEP: „Education“ und Habitus. Überlegungen zur Bildung frühneuzeitlicher Adliger am Beispiel der Ritterakademie in Wolfenbüttel. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 87 (2006), S. 41–62.

gelehrsamkeit. Nach Nolten hat er sich in Wolfenbüttel in denen einem Cavallier anständigen Wissenschaften und Künsten ungemein qualificiret, so u. a. durch Erlernen des Französischen bei dem französischen Sprachmeister. Seine Belegungen in Helmstedt – neben Grundkursen in der philosophischen Fakultät vor allem Juristerei, Geschichte und Mathematik – weisen auf eine möglichst praktische Studiaausrichtung. Daneben scheint auch die Sprachschulung bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Nicht nur seine Präferenz traditioneller lateinischer Inschriftenformen – wie hier und noch einmal zu beobachten an der Turminscript von 1767⁶⁴ – zeigt Johann Ernst Friedrich als „homo litteratus“. Es gibt ein weiteres Zeugnis für seine Bildungsprägung, gleichzeitig ein Denkmal seiner eigenen Sprachbegabung. Aus dem Jahre 1720, als Johann Ernst Friedrich also gerade 16 Jahre alt war, ist von ihm ein Trauergedicht zum Tod des damaligen Schöninger Gerichtsschultheißen Peter Johann Dresing erhalten.⁶⁵ Dessen Person soll hier keine Rolle spielen, das Gedicht indes ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Es erschien als Druck in Helmstedt bei Salomon Schnorr. Dem Zeitgeschmack entsprechend trägt sein Außenblatt in ornamentierter Frakturschrift folgenden wortreichen Einführungs- und Titeltext:

Ein Mensch der auf der Welt um Tugend sich bewirbt/
Und lebt in seinem GOtt/ der stirbt nicht/ wenn er stirbt/
Oder

Letztes Ehrenmahl
Dem Weyland

Hoch=Edelgebornen/ Vest und Hoch=
gelahrten Herrn/

H E R R N

**Peter Johann
Dresing**

Beyder Rechten Weitberühmten Doctori,
Hertzogl. Braunsch. Lüneb. Hochverordneten
Gerichts=Schultheissen in Schöningen und
Königs=Lutter/

Als Er

Den XIten Febr. 1720. in Schöningen dieser Welt gute Nacht gab/ und drauf
den 23ten der Erde/ die unser aller Mutter ist/ eingesencket
ward/

Der Hochbetrübten hinterlassenen Frau Wittwen
Zum Trost aufgerichtet
Von

Johann Ernst Friederich von Hoym.

⁶⁴ S. u. S. 106.

⁶⁵ Trauergedicht auf Peter Johann Dresing. Helmstedt 1720, HAB Wolfenbüttel Db 1176,21.

†††

1.

Es fieng der Tag an mercklich zuzunehmen/
 Als Ihre Lust/ Frau Wittwe/ gantz nahm ab;
 Weil Ihr Mann sanck ins schwartze Todten=Grab/
 Darüber SIE sich billig itzt muß grämen;
 Ein Mann/ bey dem kein falsch Geblüt/
 Dem stets das Recht stand an der Seiten/
 Ein rechtes Schwanen=weiß Gemüht
 Bey diesen Raben=schwartzten Zeiten.
 Es gieng fast auf die Neig der eilffte Februar/
 Da Seines Lebens Krafft auch auf der Neige war.

2.

Was hilffts nun/ daß man noch so viel gelesen?
 Daß manche Stund' ist schlaffloß zugebracht?
 Wenn uns zuletzt ümhüllet eine Nacht
 Da unsers Leibes=Wesen muß verwesen?
 Was hilffts/ daß man viel Land beschaut
 Und endlich doch muß inne werden/
 Daß wir auf Erd' und Sand gebaut/
 Weil wir selbst Erd und auf der Erden?
 Daß wenn uns nun gerührt der strenge Todes=Frost/
 Wir dann der Würme Fraaß/ und angenehmste Kost.

3.

Doch wozu nützt all dieses Wort=Geräusche?
 Zwar/ daß ein Mensch der nach dem Fleisch gelebt/
 Wenns an die letzte Züge gehet/ bebt/
 Was wunder? weil er lebte nach dem Fleische/
 Denn wie die Saat/ so ist die Erndt/
 Wer nach dem Fleische hat gewandelt/
 Und sich dadurch von GOtt entfernt/
 Wird auch im Tode mißgehandelt
 Dem/ der in dieser Welt hat auf das Fleisch gesät
 Geschicht recht/ wenn er Frücht von Fleisches=Wercken mäh't.

4.

Doch einem Menschen/ der/ wie sich gebühret/
 Nicht mit der bösen Welt hat mit gemacht/
 Vielmehr nachdem/ was droben ist getracht/
 Und als ein GOttes Kind sich aufgeführt/
 Dem ist der Sarg sein Cabinet/

Darein er sich zum Schlaff begiebet/
Und ruht/ als in den weichsten Bett/
Alß lang es seinem GOtt geliebet.
Frau Wittwe/ Sie nehm dieß zu Ihrer Hertzens Cur/
Gewiß/ es ist Ihr Mann nicht todt/ Er schläffet nur.

5.

Mir daucht/ ich hör' IHN aus des Himmels Erckern
So sprechen: Gebt dem Trauren ja nicht Platz/
Wolt ihr bey lebendigem Leib/ mein Schatz/
Euch in den tieffsten Kummer selbst einkerckern:
Der Tod/ der alles sonst verderbt/
Der kan der Seelen gar nicht schaden/
Weil sie hat Christi Blut gefärbt/
Und dieses zwar aus lauter Gnaden/
Der Leib steht schöner auf. Ist der nun auch nicht hin?
So glaubet mir/ mein Schatz/ daß ich zu frieden bin.

6.

Was weint Ihr denn/ daß ich der Angst entnommen?
Daß ich aus Unruh in die wahre Ruh?
Daß GOtt mir selbstn drückt mein' Augen zu?
Daß ich zur Himmels=Burg nun bin gekommen?
Daß ich aus allem Creutz und Leyd/
An solchen Ort bin angelanget/
Wo nichts als lauter Fried und Freud/
Und wo die Seel unendlich pranget;
Drüm wo Ihr mich geliebt/ so stellt das Winseln ein/
Viel besser ist bey GOtt/ als bey der Welt zu seyn.

†††

Zur rechten Würdigung der Leistung des Sechzehnjährigen sollte man sich deutlich machen, in welcher Tradition Johann Ernst Friedrich mit diesem poetischen Erzeugnis steht. Das Gedicht ist ein typischer Vertreter der vogoethischen Gelegenheitsdichtung, wie sie im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert die deutschsprachige lyrische Produktion beherrschte. Im Poesie- und Rhetorikunterricht von Schulen und Universitäten lernte man um diese Zeit immer noch wie in der Hochblüte des Humanismus, Gedichte nach festen, stark von der Antike beeinflussten Regeln zu verfassen. An die Stelle des humanistischen neulateinischen Casualcarmens war seit Opitz das deutsche Gelegenheitsgedicht getreten. Man ging aber weiterhin davon aus, dass die Fähigkeit zu dichten lehr- und lernbar sei. Erziehungsziel war es u. a., den Schüler auf die Erfordernisse des gesellschaftlichen Lebens vorzubereiten, ihn also, entsprechend der Zeitmode, in den Stand zu versetzen, die „Gelegenheiten“

des menschlichen Lebens, vor allem Hochzeit und Tod im Verwandten- und Freundeskreis, mit selbstverfassten Gedichten zu begleiten. Johann Ernst Friedrich dürfte im Unterricht direkt oder indirekt mit entsprechenden Lehrbüchern, den sog. Poetiken, in Berührung gekommen sein. Sie instruierten den angehenden Autor darüber, dass z. B. ein Epicedium, also ein Begräbnis- oder Trauergedicht wie dieses, ein dreiteiliges Schema aus Lob, Klage und Trost zu bedienen hatte.⁶⁶ Johann Ernst Friedrich bringt das Lob des Verstorbenen in der ersten Strophe unter, zusammen mit der Mitteilung des Sterbefalles, hier sogar mit erneuter Datumsangabe des Sterbens. Den Klageteil in der zweiten Strophe reduziert Johann Ernst Friedrich auf eine sich mit der trauernden Witwe solidarisierende Reflexion über die „conditio humana“, über die Vergeblichkeit allen menschlichen Strebens angesichts der Allgemeingültigkeit und Unausweichlichkeit des Todes. An dieser Stelle erscheinen in anderen Epicedien deutlichere Bezeugungen der persönlichen Betroffenheit des Autors. Sie fehlen hier, begründet möglicherweise in der alters- oder standesbedingten Distanz des Verfassers zur hinterbliebenen Witwe. Den „Trost“ hatte Johann Ernst Friedrich bereits auf dem Titelblatt verkündet; ihm widmet er sich im zweiten Teil des Gedichts. In der überleitenden dritten Strophe schildert er die Gottesferne der Menschen, die „nach dem Fleische wandeln“ (Römer 8, Vers 1 ff.). Für die anderen, zu denen der Verstorbene gehöre, kann der Autor sodann im Einklang mit seiner christlichen Lebensumwelt und in Übereinstimmung mit den Regeln des christlich geprägten barocken Trauergedichtes den Trost der christlichen Botschaft spenden, die Überwindung des Todes dank Christi Opfertod. Dabei bedient er sich formal weiterer traditioneller Elemente des Epicediums, so der Abmahnung von der Trauer, die hier – besonders wirkungsvoll – dem Toten persönlich in den Mund gelegt wird. In wörtlicher Rede verkündet der Verstorbene der trauernden Witwe seine Ankunft in der „Himmels-Burg“, Ort von „Fried und Freud“ für die Seele, um seine Frau abschließend noch einmal eindringlich zur Abkehr von der Trauer zu mahnen: *Drüm wo Ihr mich geliebt/ so stellt das Winseln⁶⁷ ein/ Viel besser ist bey GOtt/ als bey der Welt zu seyn.*

Bei der metrischen Form, in die Johann Ernst Friedrich seine Trauer- und Trostbekundung gekleidet hat, handelt es sich um konsequent durchkomponierte zehnzeilige Strophen. Sie bestehen aus iambischen Versmaßen mit Reimbindung, die sich allesamt im 17. und 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten, so dem Endecasillabo (Elfsilber) V. 1 und V. 4, unterbrochen von zwei Fünfhebern und gefolgt von vier Vierhebern. Den Abschluss jeder Strophe bilden zwei Alexandriner (Sechsheber mit fester Zäsur nach der dritten Hebung), verbreitetster Verstyp der deutschen Barockdichtung. Mit zwei Alexandrinern hat der Autor auch den Text

66 Vgl. Hans-Henrik KRUMMACHER: Das barocke Epicedium. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 18 (1974), S. 89–147, hier S. 95 f.

67 *Winseln* gebraucht der Autor hier nicht abwertend in der heutigen, auf tierische Laute verengten Bedeutung, sondern zeitgenössisch auch als Ausdruck für menschliches Klagen, vgl. Deutsches Wörterbuch. Hrsg. von Jacob und Wilhelm GRIMM u. a. Leipzig 1854 ff. ND München 1984. Band 30, S. 411 ff.

auf seinem Titelblatt eingeleitet. Auch hier zeigt sich Johann Ernst Friedrich also als aufnahmefähiger Schüler der zeitgenössischen Dichtungslehre.

Die hier kurz skizzierten geistesgeschichtlichen Voraussetzungen eines Trauergedichtes wie des publizierten dürften das zunächst unbefangene Staunen des heutigen Lesers über den Sechzehnjährigen als Poeten etwas relativieren. Zu konstatieren ist indes bei Johann Ernst Friedrich eine gute sprachliche Begabung und das Selbstbewusstsein, sich auf dem Feld akademischer Kunstpoesie der gelehrten, um diese Zeit überwiegend bürgerlich geprägten kritischen Öffentlichkeit zu stellen – er ein gebildeter Vertreter des Landadels.

Im modernen Sinne eher berufsqualifizierend verlief der weitere Erziehungsweg von Johann Ernst Friedrich nach dem Universitätsaufenthalt. Er ging nach Straßberg in die damalige Grafschaft Stolberg, um sich dort *in den Bergwerksachen und der mathesi practica zu qualificiren*. Nach Noltzen wurde er 1731 zum Vize-Berghauptmann im Fürstentum Blankenburg bestellt, 1764 wird er als Berghauptmann bezeichnet.⁶⁸ Diese späteren Ämter hatten somit eine Art Fachausbildung als Grundlage. Außerdem führt er wie der Vater in seiner Grabinschrift den Titel des herzoglichen Rates der Kammer für Klostersachen und so weiter – *D(OMI)N(I) CAROLI D(UCIS) B(RUNSVICENSIS) AC L(UNEBURGENSIS) A CONSILIIIS CAMERAE SANCTIORIBUS RELIQUA* – so in der von ihm 1767 gesetzten lateinischen Inschrift am Turm der Esbecker Kirche. Diese Karriere vollzog sich im einzelnen über folgende Erhebungen: Kammerrat zu Blankenburg 1735, zu Braunschweig 1736, Geheimer Kammerrat 1749, Wirklicher Geheimer Kammerrat 1770, „trat definitiv ins Ministerium“, also den Geheimen Rat, das zentrale Verwaltungsorgan im Fürstentum Wolfenbüttel, im Jahre 1773.⁶⁹ Eher ständische Interessen dürfte er als Propst des Stiftes Steterburg von 1763 bis zu seinem Tod 1780 wahrgenommen haben. In dieser Einrichtung pflegte vor allem der ritterschaftliche Adel seine Töchter bis zur Eheschließung bzw. lebenslang gut versorgt unterzubringen. Das galt auch für die Esbecker von Hoym. So waren aus der Generation des Johann Ernst Friedrich zwei seiner Schwestern zeitweilig Stiftsdamen in Steterburg.⁷⁰ Im Dienst der Landschaft übte er wie sein Vater als Vertreter der Ritterschaft das Amt des Schatzrates aus.⁷¹

Verheiratet war Johann Ernst Friedrich mit Anna Louise von Knigge aus Bredenbeck (Region Hannover). Die Hochzeit fand am 8. November 1737 in Bredenbeck statt und wurde, wie bei den Neigungen des Bräutigams nicht verwunderlich, mit einer Fülle von Glückwunschgedichten aus dem Freundes- und Verwandten-

68 NOLTZEN (wie Anm. 15), Bl. 54 v; „Berghauptmann“ in Personalregister (wie Anm. 50).

69 Personalregister (wie Anm. 50).

70 Sophia Luise Charlotte, geb. 1717, von 1732 bis 1748 und Juliana Wilhelmina Hedwig von Hoym, geb. 1723, von 1750 bis 1755, vgl. Margot RUHLENDER: Die Damen vom Stift Steterburg – 1000 Jahre Stift Steterburg. Braunschweig 2003, S. 317; ebenda S. 315 die Amtszeit des Propstes Johann Ernst Friedrich von Hoym.

71 Als solcher ist er genannt in Handbuch (wie Anm. 53), S. 193.

kreis gefeiert.⁷² Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor,⁷³ darunter der uns als Familienforscher schon bekannt gewordene Vizekanzler Carl Ludwig Anton als ältester Sohn. Er ist 1790 unverheiratet in Blankenburg gestorben. Da er keine erbberechtigten Nachkommen hinterließ, ging das Rittergut Esbeck an einen jüngeren Bruder, den Geheimen Kammerrat Gottlieb Ernst Friedrich,⁷⁴ über. Unter dessen Sohn August Ferdinand Gustav Carl und seiner Ehefrau, der bürgerlichen Johanne Wedel, vollzog sich der wirtschaftliche Niedergang der Gutswirtschaft, an dessen Ende, wie bereits angemerkt, der Verkauf der überschuldeten Burg Esbeck im Jahre 1838 an die Braunschweiger Familie Proetzel stand.

Wenn hier viel Raum auf den Lebenslauf des durch die beschriebene Grabplatte geehrten Johann Christian von Hoym und seines Sohnes gewendet worden ist, so soll das auch damit gerechtfertigt werden, dass beide Personen sich wie sonst niemand – soweit bekannt – aus der Galerie der Esbecker von Hoym bemüht haben um die Angelegenheiten der Pfarrkirche St. Andreas. Relikte dieses Engagements sind heute noch greifbar. So findet sich an der äußeren Ostwand der Kirche ein eingemauerter Stein mit zwei Wappen als Ehewappen unter einer Krone und der Jahreszahl 1712. Das vom Betrachter aus gesehen linke Wappen, im Schild sieben Balken, trägt die Initialen *I. C. V. H.*, das rechte, im Schild ein schräg rechts liegender, auf jeder Seite dreimal stumpfgeasteter Baumstamm, die Initialen *A. M. V. S.* Es sind dies die Wappen der Eheleute Johann Christian von Hoym und Anna Magdalena von Schönfeld.⁷⁵ Der Stein befindet sich in etwa fünf Meter Höhe in der Nähe des jetzt nicht mehr vorhandenen äußeren Zugangs zur Adelsprieche Ost. Diese Prieche wurde zusammen mit ihrem Zugang im Jahre 1974 entfernt.⁷⁶ Die Inschrift dürften Johann Christian und seine Frau gesetzt haben, um sich als Bauherren der Prieche zu verewigen. Das Corpus bonorum von 1753, eine vom damaligen Pfarrer verfasste inventarähnliche Beschreibung der Kirche, teilt zu den Kirchstühlen und Priechen mit, dass die Kirchstühle im Jahre 1711 auf Kosten der Hausbesitzer und

72 Erhalten haben sich Gedichte zur Vermählung des Kammerrates und Vizeberghauptmanns von Hoym, Nieders. Landesbibliothek Hannover, Sign. Cm 6. Im Zweiten Weltkrieg verbrannt ist im Staatsarchiv Hannover eine weitere Sammlung von Glückwunschgedichten zur Hochzeit der von Hoym/von Knigge, Sign. 2^o25. Nachweis bei Wilhelm LINKE: Katalog der Leichenpredigten und sonstigen Personalschriften des Staatsarchivs zu Hannover. Leipzig 1931, S. 113.

73 Vgl. die Aufstellung bei Carl Ludwig Anton von HOYM (wie Anm. 16), Bl. 43.

74 Zu dessen Karriere in braunschweigischen Diensten vgl. Personalregister (wie Anm. 50).

75 Zum Wappen Hoym vgl. SIEBMACHER: Großes und allgemeines Wappenbuch. Bd. 3, 1. Abt., S. 13; dort sind sechs Balken im Schild angegeben. Diese Zahl schwankt. Sechs Balken hat das von Hoym'sche Wappen auf einem dem Kloster St. Marienberg, Helmstedt, Ende des 15. Jahrhunderts gestifteten Kelch, vgl. Inschriften Helmstedt (wie Anm. 4), Nr. 31. Zwei Balken bieten vier von Hoym'sche Wappen im Dom zu Halberstadt: 1. in der Nordostecke des Kreuzganges eine Kreuzigungsgruppe, 1509 gestiftet und bezeichnet durch *F V(on) H(oym)*; 2. und 3. zwei unbezeichnete Stifterwappen an den Chorpfeilerfiguren des Jakobus minor und des Matthäus, wohl aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sowie wohl aus derselben Zeit 4. das Stifterwappen unter der Figur Karls d. Gr. an der Südepore. Auf den in Esbeck aus dem 18. Jahrhundert erhaltenen Wappen finden sich durchgängig sieben Balken. Ein älterer Wappenstein in der heutigen Eingangshalle (s. u. Anm. 92) hat fünf Balken. – Zum Wappen Schönfeld vgl. SIEBMACHER, Wappenbuch, Bd. 3, 2. Abt., S. 364. MEIER (wie Anm. 1), S. 343 weist das zweite Wappen irrtümlich einer *A. M. V(on) S(tockheim)* zu.

76 Vgl. ROST (wie Anm. 1), S. 212.

die Prieche des adeligen Hauses auf dessen Kosten errichtet worden sind.⁷⁷ Beim Bau der Prieche scheint es sich also weniger um eine Stiftung der von Hoym als um die Beteiligung an einer Pflichtleistung der gesamten vermögenden Gemeindemitglieder bei der Erneuerung der Bestuhlung gehandelt zu haben. Genannt werden drei Prieche für das adelige Haus, *eine vor die Herrschaft, mit einem Camin und Offen, und die beyden andern für die Häußlinge und Domestiquen*. Die mussten im Winter also frieren.

Ein Geschenk an die Kirche war indes die Orgel etwa im Jahre 1718. Dabei handelte es sich nach dem Corpus bonorum um eine Orgel *mit 8 Stimmen und einem Pedal*. Sie hat *über 250 Thaler* gekostet. Gleichzeitig beteiligten sich die von Hoym mit einem außerordentlichen Beitrag – *per salarium extraordinarium*, nämlich der Stiftung eines Grundstücks – am Unterhalt des Kantors bzw. Organisten. Beides geht hervor aus einem Schriftwechsel des Johann Christian von Hoym mit dem Konsistorium um Patronatsrechte, auf den noch einzugehen ist.



Abb. 2: Abendmahlskelch von 1757, Stiftung des Ehepaares von Hoym/von Knigge an die Esbecker Kirchengemeinde.

Zusammen mit seiner Ehefrau stiftete Johann Ernst Friedrich 1757 einen Abendmahlskelch samt Patene und eine Oblatenschachtel. Diese liturgischen Geräte werden heute noch von der Gemeinde benutzt. Der stattliche, 25 cm hohe Kelch aus vergoldetem Silber (Abb. 2) trägt unter dem Fuß die Stifterinschrift *Johann Ernst Friederich von Hoym Anne Lovise von Hoym geborne Baronnesin von Knigge 1757*. An der Kuppe sind als Ehewappen das Hoym'sche und das Knigge'sche Wappen unter einer Krone eingraviert. Das Hoym'sche Wappen trägt im Schild die bekannten sieben Balken. Das Knigge'sche Wappen ist im Schild geviert und hat einen gekrönten Herzschild. Dieser ist geteilt und hat, soweit in der kleinen Ausführung erkennbar, oben und unten eine gespaltene Lilie, von zwei Herzen beseitet. Der Hauptschild ist auf Platz 1 und 4 geteilt mit einem wachsenden gekrönten Löwen oben und zwei Balken unten; die Plätze 2 und 3 haben je zwei Rauten, begleitet von zwei Balken.⁷⁸ Die Wappen finden sich ebenso auf der silbervergoldeten Patene, hier in der Mitte des Hostientellers. Auf

⁷⁷ Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, C. b. Esbeck, S. 12. Das nachfolgende Zitat ebenda, S. 39.

⁷⁸ Zum Wappen Knigge vgl. SIEBMACHER: Wappenbuch, Bd. 3, 1. Abt., S. 49. Nach der Blasonierung bei Siebmacher hat der Herzschild oben eine gespaltene Lilie, von zwei Herzen begleitet, und unten ein Herz, von zwei gespaltenen Lilien begleitet.

seinem Rand ist ein griechisches Kreuz eingraviert. Außen auf dem Tellerboden ist die Stifterinschrift des Kelches wiederholt. Der wort- und schriftgleiche Text ist auch auf der runden Oblatenschachtel außen auf dem Boden umlaufend eingraviert. Diese Dose ist aus Silber gearbeitet und trägt auf ihrem Deckel eine Darstellung des Gekreuzigten vor einer Phantasielandschaft mit Stadtsilhouette und auf dem runden Rand wieder das eingravierte Ehewappen von Hoym/von Knigge. Die Stiftung dieser Gerätschaften steht in engem Zusammenhang mit den sich über Jahre hinziehenden Anstrengungen von Johann Ernst Friedrich, die im Turm der Kirche befindliche Beisetzungsstätte seiner Vorfahren zu restaurieren und zu erweitern. Auch darauf ist noch zurückzukommen.

Betrachtet man die genannten Beteiligungen an der Kirchengestaltung, vor allem die Stiftung der Orgel samt Mitfundierung der Organistenbesoldung, auch die Stiftung liturgischer Geräte, so nähert sich das Engagement der beiden von Hoym dem eines Kirchenpatrons an. Mit der Anbringung des Familienwappens, separatem Adelssitz, Erbbegräbnis in der Kirche nimmt die Familie von Hoym ihrerseits auch einige der mit einem Kirchenpatronat verbundenen Ehrenrechte in Anspruch. Tatsächlich aber lagen bei den Besitzern der Burg Esbeck keinerlei kirchliche Patronatsrechte. Das Patronat über die Pfarrkirche hatte seit alters her das St. Lorenzstift in Schöningen inne.⁷⁹ Das blieb auch so in protestantischer Zeit, so dass dessen Propst bis zur Auflösung des Stiftes Anfang des 19. Jahrhunderts eines der wichtigsten Patronatsrechte, die Präsentation des Pfarrers, in Esbeck ausübte.

Man kann davon ausgehen, dass diese eindeutige Rechtslage die beiden selbstbewussten Esbecker Burgherren Johann Christian und Johann Ernst Friedrich von Hoym bisweilen hart angekommen ist. Einen Hinweis dafür bietet das Verhalten von Johann Christian in einem diesen Komplex tangierenden Fall, der Frage des *ius compatronatus* über den Schulmeister- und Organistendienst in Esbeck.⁸⁰ In Esbeck lag das Recht zur Präsentation eines Kandidaten für dieses Amt seit alters her zu gleichen Teilen bei Pfarrer und Gemeinde. Bei der Neubesetzung dieser Stelle im Jahre 1731 kam es zu einem Schriftwechsel mit dem Konsistorium um die Rechte des adeligen Hauses bei diesem Vorgang. Ausgelöst wurde er, als Johann Christian von Hoym das Präsentationsschreiben für den neuen Lehrer und Organisten am 31. Juli 1731 mit unterschrieb. Er setzte seine Unterschrift an die erste Stelle samt seinem Wappen führenden Siegel. Danach erst folgten Pastor und Gemeinde, die beiden traditionellen Inhaber des *ius praesentandi*. Johann Christian wurde daraufhin vom Konsistorium aufgefordert, einen Bericht abzugeben und darin zu erklären, worauf er das *ius compatronatus fundire*, also sein Mitpatronatsrecht begründe.

79 Dem St. Lorenzstift wurde das Patronat 1182 bestätigt, vgl. KLEINAU (wie Anm. 13), S. 181. Zum Folgenden vgl. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, OA Esbeck 52, Pfarrbestellung betr. 1641–1816.

80 Der ehemalige Esbecker Pfarrer Walter SCHRÖDER (vgl. Anm. 1) hat diesen Vorgang in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts unter dem Titel „Schule – Patronat“ dargestellt, allerdings auch hier ohne Quellenangaben. Die von ihm ausgewerteten Akten werden im Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel unter der Signatur OA Esbeck 61 aufbewahrt. Schröders Typoskript befindet sich im Besitz von Herrn Werner Köhler, Esbeck. Ihm verdanke ich den Hinweis darauf und die Möglichkeit zur Einsichtnahme.

In seinem Antwortschreiben vom 7. August 1731 äußert von Hoym zunächst den dann nicht weiter verfolgten Wunsch nach Einsichtnahme in die Schulakten, *weil vielleicht darinnen noch wol etwas zu finden seyn mögte, so des adelichen Hofes Gerechtigkeiten zu staten kommen könnte*, will dann aber den verlangten Bericht unter Wahrung aller seiner Rechte nicht verweigern und argumentiert wie folgt. Er habe bereits das Präsentationsschreiben für den vorangehenden Lehrer und Organisten im Jahre 1719 unterzeichnet und überreicht. Das Konsistorium sei damals ohne Widerspruch seinem Vorschlag gefolgt. Im jetzigen Fall hätten sowohl der Pastor wie die Gemeindevertreter durch ihre nachgesetzte Unterschrift seine faktische *compossessio*, seine Teilhabe am Präsentationsrecht, anerkannt. Zu einem anderen Verhalten seien sie auch kaum berechtigt, da bekannt sei, worauf er auch schon im Jahre 1719 hingewiesen habe: *wie ich nicht nur zu dem hiesigen Kirchenbau ein ansehnliches angewendet, sondern auch eine orgel, so über 250 Thaler gekostet, darin verehret, nicht weniger zu des Cantoris Erhaltung per salarium extraordinarium contribuiet* (durch ein außerordentliches Salär beigetragen). Daraus allein könne man schon ein *ius praesentandi* ableiten. Dazu zitiert er die, wie er sagt, bekannte Regel: *Patronum faciunt dos aedificatio fundus* (einen Patron machen Stiftung, Erbauung und Zurverfügungstellung von Grund und Boden aus). In der Tat sind Kirchenpatronatsrechte häufig über diesen realen Weg begründet worden, wenn die Entstehungstitel nicht mehr nachweisbar waren.⁸¹ Von Hoym's weitere Argumentation nährt indes den Eindruck, dass er sich durchaus bewusst war, in der Frage eines tatsächlichen *ius compatronatus* zu wenig in der Hand zu haben. Er stimmt *biß auf andre Gelegenheit, sub iterata reservatione mei iuris* (unter Wiederholung der Vorbehalte hinsichtlich meiner Rechtsposition) der vom Konsistorium in diesem Falle praktizierten Rechtsauslegung zu und bittet im konkreten Fall um Konfirmation und Introduktion des von ihm mitpräsentierten Kantors, nicht ohne seine Unterschrift an erster Stelle mit einer neuen Begründung zu versehen: Unabhängig von möglichen Rechten ergäbe sie sich aus seiner Stellung als *principale membrum* (erstes Mitglied) der Gemeinde. Die Resolution des Konsistoriums vom 8. August 1731 lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zwar wird der konkrete Fall, die Einsetzung des neuen Organisten und Lehrers, entsprechend dem Wunsch der beiden Patrone und Johann Christian von Hoym's entschieden. Offenbar erkannt wird aber auch seitens des Konsistoriums die Gefahr, die sich über die Jahre im Verfahren einschleichen könnte, dass nämlich mit Hilfe finanzieller Beteiligungen des adeligen Hauses neue Rechte zu dessen Gunsten etabliert werden könnten. Hier zog man nun entschieden Grenzen. Ein Mitpräsentationsrecht sei weder 1719 durch von Hoym ausgeübt worden noch könne es im anstehenden Fall vom Konsistorium angenommen werden, kurz, Johann Christian von Hoym's Recht sei das eines Mitglieds der Gemeinde, aber eben nicht mehr.

Eine herbe Enttäuschung für die beiden Esbecker Gutsherren? Sie haben sich freilich dadurch nicht aufhalten lassen in ihrem Bestreben, weiterhin die Pfarrkirche

81 Vgl. Lexikon des Mittelalters. VI. München 1993, Sp. 1808–1810, „Patronat, -srecht“, hier Sp. 1809 zu *dos, aedificatio* und *fundus*.

St. Andreas als Ort zu betrachten, der die „memoria“, also das Gedenken an ihr Geschlecht, weiterträgt. Zuvörderst geeignet hierfür ist immer die Begräbnisstätte, hier also das Erbbegräbnis der Familie im Turm der Kirche.

Nähert man sich heute der Kirche von Westen, so fällt einem eine über dem Haupteingang im Turm angebrachte Inschrift auf. Sie bietet folgenden Text:

HOCCE CONDITORIUM / GENTI PERILLVSTRI HOYMIANAE / SACRUM A
MAJORIBUS EXSTRUCTVM / SED IN RUINAM TEMPORIS INJURIA PRONUM /
AMORIS ERGO RESTAURANDUM CURAUIT / JOH(ANN) ERNESTUS FRIEDE-
RICUS AB HOYM SER(ENISSIMI) PR(INCIPI)S AC D(OMI)N(I) CAROLI D(UCIS)
B(RUNSVICENSIS) AC L(UNEBURGENSIS) / A CONSILIIIS CAMERAЕ SAN-
CTORIBUS RELIQUA A(NNO) C(HRISTI) MDCCLXVII.

Übersetzung: Diese Beisetzungsstätte, dem erlauchten Geschlecht der Hoym gewidmet, von den Vorfahren erbaut, aber unter dem Einfluss der Zeit in Trümmer eingestürzt, ließ aus Pietät wiederherstellen Johann Ernst Friedrich von Hoym, des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Karl Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg Rat der Kammer für Klostersachen und so weiter im Jahre Christi 1767.

Danach hat also der Sohn Johann Ernst Friedrich im Jahre 1767 eine bauliche Erneuerung der Begräbnisstätte seiner Vorfahren vorgenommen. Sie muss sich um diese Zeit in einem sehr schlechten Zustand befunden haben, da Johann Ernst Friedrich in der Bauinschrift von *IN RUINAM ... PRONUM* (in Trümmer eingestürzt) spricht. Weiter lässt der Text keinen Zweifel daran, dass das Erbbegräbnis als sehr alt angesehen wurde. Auf keinen Fall ist es 1767 neu gebaut worden. Genau so ist es in der gedruckten Literatur zur Esbecker Kirche jedoch bislang behandelt worden.⁸² Wann aber wurde es tatsächlich eingerichtet?

In den Akten finden sich, soweit ich sehe, nur wenige Hinweise zum Begräbniswesen in der frühen Zeit. Nach dem Tod des Julius von Hoym 1651 gab es eine Auseinandersetzung mit dem Konsistorium um die Begräbnisgebühr für Julius von Hoym sowie um ausstehende Beiträge der von Hoym zum Unterhalt der Kirche. Zur Erinnerung: Julius war zum Erbherrn von Esbeck und damit zum Stammvater der Esbecker Linie geworden, nachdem sein älterer Bruder, der Caseliussschüler Christoph von Hoym, in Pommern erfolgreich einen neuen Familienzweig etabliert hatte. In den Schreiben des Konsistoriums aus den Jahren 1653 bis 1657 an die Esbecker Erben ist die Rede von der *grabstedt* des Julius. Der Gebührenstreit endete mit einem direkten Zahlungsbefehl Herzog Augusts d.J. an die Witwe Gertrud Catharina von Veltheim und ihre Söhne⁸³. Darunter befindet sich auch der um diese Zeit

82 Vgl. MEIER (wie Anm. 1), S. 344: „Im Untergeschoß (sc. des Turms) das 1767 eingebaute v. hoym-sche Grabgewölbe“. Danach Georg DEHIO: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bremen/Niedersachsen. Bearb. von Gottfried KIESOW u. a. Darmstadt 1977, S. 834: „Das Untergeschoß des Turmes 1767 als Grufttraum der Familie von Hoym eingerichtet“. Zuletzt ROST (wie Anm. 1), S. 212: „1767 baute man die Grablege der Familie v. Hoym im Erdgeschoss des Turmes ein“.

83 Der gesamte Vorgang in Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, OA Esbeck 65.

ca. 15-jährige Vater unseres Verstorbenen, also von Johann Christian. Sind das die Erbauer des Begräbnisplatzes, also die *MAIORES*, auf die sich Johann Ernst Friedrich von Hoym 1767 in der Bauinschrift am Turm der Kirche bezieht?⁸⁴ Oder hat die Familienbegräbnisstätte im Turm um diese Zeit bereits existiert, und es geht bei diesem Streit nur um die übliche Gebühr für die erneute Belegung der Familiengruft?

Vielleicht erweitert ein Wechsel der Perspektive – mangels konkreter Nachrichten – die Diskussionsgrundlage. In dieselbe Zeit, als die von Hoym in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Esbeck Fuß fassten und Besitz erwarben, fällt auch der Bau einer neuen Kirche. Die alte Kirche des Dorfes – St. Nikolaus, heute profaniert – war zu klein geworden und erhielt eine Nachfolgerin in der jetzigen St. Andreaskirche mit dem inschriftlich bezeichneten Turm von 1432. Es ist schwer vorstellbar, dass die in Esbeck zugezogenen von Hoym, Angehörige einer alten anhaltinischen Familie, die im 15. Jahrhundert zwei Bischöfe von Halberstadt stellte,⁸⁵ nicht den Anspruch erhoben hätten, für ihre Toten in Esbeck eine standesgemäße Begräbnisstätte zu erhalten. Dafür bot sich die in Entstehung befindliche Kirche St. Andreas und hier wiederum der Turm an. Sein bauliches Erscheinungsbild und die Lage des Erbbegräbnisses weisen in der Tat einige Eigenheiten auf, die sich mit dieser These verbinden lassen.

Der Turm, so wie er gebaut worden ist, scheint u. a. die Aufgabe gehabt zu haben, im Notfall als Wehr- und Verteidigungsanlage zu dienen. Dafür sprechen nicht nur die Dicke der Mauern – 1,45-1 m von unten nach oben⁸⁶ – und die als Schießscharten gestalteten Lichtöffnungen, sondern vor allem die Tatsache, dass der Turm ursprünglich keinen Eingang von außen hatte. Wie bei einem Wohnturm befand sich sein historischer Zugang in knapp drei Metern Höhe. Er lag im Inneren der Kirche und führte nur in die oberen Stockwerke. Der von der Familie von Hoym belegte Raum im Erdgeschoß war ebenfalls von innen, durch einen Zugang vom Kirchenschiff aus, zu erreichen. Der dürfte sich in dem heute freigelegten niedrigen, aber breiten Rundbogen einer Trennwand zwischen Turm und Schiff befunden haben. Der Erdgeschoßraum des Turmes bildete also sozusagen einen Appendix im Westen der Kirche, architektonisch wenig integriert in den sich nach Osten anschließenden Kirchenraum und somit verzichtbar bei dessen gemeindlicher Nutzung. Beleuchtet wurde der Turmraum um diese Zeit durch zwei schmale Lichtschlitze in Süd- und Nordwand – der nördliche ist noch erhalten –, er war also sehr dunkel. Als eine Art Grabkapelle bot er sich optimal an, die Frage ist nur, ob dieser Nutzungszweck bereits die ursprüngliche Bauplanung im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts mit bestimmt hat. Angesichts des engen zeitlichen Zusammenhangs von Kirchenneubau einerseits und dem durch den Zuzug der von Hoym entstandenen Bedarf anderer-

84 Dieser Ansicht neigt SCHRÖDER, Esbeck (wie Anm. 1), S. 116 zu.

85 Es sind dies Johannes von Hoym (1420–1437) und Gebhard von Hoym (1458–1479), vgl. die Tabelle bei Adolf Siebrecht: Die Halberstädter Bischöfe und ihre Siegel. In: Geschichte und Kultur des Bistums Halberstadt 804–1648. Hrsg. von DEMS. Halberstadt 2006, S. 701–703 mit Abbildung der Siegel auf den Umschlaginnenseiten.

86 Vgl. SCHRÖDER, Esbeck (wie Anm. 1), S. 115. Ebenda auch das Folgende.

seits sollte man den Gedanken an eine frühe Datierung des Erbbegräbnisses nicht gänzlich verwerfen – durch die schriftliche Überlieferung zu belegen ist sie allerdings nicht.

Auch der Blick in die Kirchenbücher⁸⁷ schafft keine Klarheit. Sterbefälle und Beisetzungen sind in den Esbecker Kirchenbüchern ab dem Jahre 1569, also mit Einführung der Reformation, schriftlich festgehalten worden. Dabei fällt auf, dass die Familie von Hoym in den ersten 34 Jahren nicht in den Beerdigungsregistern vertreten ist. Erst im Jahre 1603 erscheint ein Mitglied der Familie von Hoym: Die Beisetzung der Ehefrau des braunschweigischen Rates Otto von Hoym ist notiert. Auch in den folgenden Jahrzehnten bis zur Jahrhundertwende sind in den Esbecker Kirchenbüchern nur sieben Mitglieder der Familie als Verstorbene genannt. Angesichts des Kinderreichtums und der hohen Kindersterblichkeit der Zeit sind hier Zweifel an der Korrektheit der Eintragungen erlaubt, es sei denn, die Esbecker von Hoym haben um diese Zeit noch eine Beisetzungsstätte außerhalb Esbecks genutzt. Damit entfele freilich auch ein sehr früher Datierungsansatz für die Esbecker Anlage. Die Eintragungsformeln, derer sich die Pastoren in der frühen Zeit bedienen, lassen keinen Schluss zu auf den Ort der Beisetzung. Ohnehin fehlt des Öfteren ein eigentlicher Bestattungsvermerk; mitgeteilt wird nur der Todestag. Sicher greifbar wird das Vorhandensein des Erbbegräbnisses erst in den wortreich gewordenen Eintragungen des 18. Jahrhunderts. 1733 wird zum ersten Mal ein Bestattungsort angegeben. Beim Tod der Anna Catharina Sibylle von Hoym, verheiratete Spörken, heißt es, dass sie in das *hiesige hochadelige Erbbegräbnis* gebracht worden sei. Als nächste wird 1738 Anna Magdalena von Schönfeld, gestorben in Braunschweig, *nach dem hiesigen Hochadeligen Erbbegräbnis geführt*. Der Hinweis auf das Erbbegräbnis bleibt dann bis zum Ende der Beisetzungen von Mitgliedern der Familie von Hoym Standardbestandteil des Eintrags im Kirchenbuch.

Die von der Inschrift am Turm 1767 mitgeteilte Restaurierung der Beisetzungsstätte durch Johann Ernst Friedrich brachte als wichtigsten Eingriff in die Bausituation des Turms eine Verlegung des Eingangs zur Grablege. Der bisherige Zugang vom Kirchenschiff wurde zugemauert und dafür der heutige repräsentative Westeingang geschaffen. In den Akten ist zudem von einer *Extension* (Erweiterung) *des Gewölbes* die Rede.⁸⁸ Die Erlaubnis des Konsistoriums, diese Baumaßnahmen durchzuführen, wurde Johann Ernst Friedrich gegen die Zahlung von 32 Talern erteilt. Er bzw. *das adelige Haus* erbaten sich daraufhin, der Gemeinde Esbeck die oben vorgestellten liturgischen Geräte, Kelch, Patene und Oblatenschachtel, zukommen zu lassen und die Summe, um die der Wert dieser liturgischen Geräte die auferlegten 32 Taler überstieg, aus eigenen Mitteln als Stiftung an die Gemeinde draufzulegen. Diese freiwillige Zustiftung gab dem Ehepaar von Hoym/von Knigge die Freiheit, ihre Namen und Wappen, wie Stifter es eben gern tun, auf den Gefäßen anbringen zu lassen.

87 NLA-StA Wolfenbüttel 1 Kb Nr. 354 Beerdigungen 1569–1740.

88 Z.B. im Schreiben der Visitatoren der Esbecker Kirchengemeinde an das Konsistorium vom 29.5.1752, Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, OA Esbeck 60. Das Folgende ebenda.

Eine weitere Besonderheit der Vereinbarung von 1752: Die kostbaren Stücke wurden nicht von der Gemeinde, der sie gestiftet waren, verwahrt, sondern sie hatten ihren Aufbewahrungsort bei der Stifterfamilie auf der Burg – dies möglicherweise aus Sicherheitsgründen. Dieser Umstand wird neunzig Jahre später zu einem Argument in einem Streit, den der neue Eigentümer des Rittergutes Esbeck, Friedrich Wilhelm Proetzel, und das Herzogliche Konsistorium in Wolfenbüttel miteinander um das Grabgewölbe der von Hoym 1840 bis 1842 austrugen.⁸⁹ Proetzel beanspruchte als Rechtsnachfolger der Esbecker von Hoym und Bewahrer der liturgischen Geräte auf der Burg die weitere Nutzung der Grablege. Seiner Meinung nach gehörte das Grabgewölbe zu den *Pertinenzien* (zum rechtlichen Zubehör) der Burg. Der letzte von Hoym in Esbeck, August Ferdinand Gustav Carl, Enkel des Johann Ernst Friedrich, hatte 1838 den Zugang zur Familiengrablege, den Westeingang, zumauern lassen, bevor er Esbeck verließ. Proetzel wollte ihn wieder öffnen lassen. Das Konsistorium lehnte das Ersuchen Proetzels ab mit der Begründung, das Erbbegräbnis stehe *der Vermuthung nach ausschließlich der Familie von Hoym zu*, sei also nicht *Zubehör des Rittergutes in Esbeck*. Die bisherige Aufbewahrung der kostbaren liturgischen Geräte auf dem Rittergut berechtere den Käufer des Gutes nicht zum Gebrauch des von Hoym'schen Grabgewölbes. Diese Stücke könnten künftig auch an einem anderen sicheren Ort aufbewahrt werden. Außerdem wird hingewiesen auf die seit Mitte des 18. Jahrhunderts im Herzogtum Braunschweig formulierten landespolizeilichen Vorschriften, dass *Beerdigungen von Leichen unter den Kirchen nicht ferner gestattet werden können*.⁹⁰

Im Verlauf dieser Auseinandersetzung musste der Ortsprediger Georg Cäcilius Schier am 27. Dezember 1840 einen Bericht über den damaligen Zustand der Grablege anfertigen. Dem verdanken wir einige Einzelheiten zu der Anlage. Schier hatte im Jahre 1804 seinen Dienst als Pfarrer in Esbeck angetreten⁹¹ und kann als zuverlässiger Zeitzeuge angesehen werden. Er schreibt:

Wegen des hiesigen Gewölbes, behufs der Beisetzung der Leichen, verhehle ich nicht folgendes zu berichten: dasselbe ist, wie das Hauptbuch besagt, 18 1/2 Fuß lang und 10 Fuß breit und ist, so viel ich durch die Öffnungen habe wahrnehmen können, denn im Gewölbe selbst bin ich nie gewesen, etwas über die Hälfte mit Leichen angefüllt. Dasselbe hat einen Eingang nach Westen und zwei Öffnungen nach Norden und Süden zu, welche letztere nebst dem Eingange der Herr von Hoym vor seinem Abzuge hat zumauern lassen. Ich habe sonst wohl zuweilen durch die Öffnungen hineingesehen und nur einen sehr geringen

⁸⁹ Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, S 1994.

⁹⁰ Im Schriftwechsel Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, S 1994, ist die erste ablehnende Resolution des Herzoglichen Konsistoriums vom 18.8.1841 nicht enthalten. Zitiert wird hier z.T. aus deren Zusammenfassung im Schreiben des Rittergutsbesitzers Friedrich Wilhelm Proetzel vom 6.9.1842. Die endgültige ablehnende Resolution durch das Konsistorium erfolgte am 12.10.1842, ebenda Bl. 4. Proetzel hat den von ihm im genannten Schreiben angedrohten Prozess um die Nutzung des Begräbnisgewölbes nicht geführt. Er baute für sich und seine Familie stattdessen das heute noch vorhandene Mausoleum auf dem nordwestlich des Dorfes gelegenen, modernen Friedhof.

⁹¹ Vgl. Georg SEEBASS, Friedrich-Wilhelm FREIST: Die Pastoren der Braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche. Bd. 1–3. Wolfenbüttel 1969–1980, hier Bd. 1, S. 81.

Modergeruch verspürt, so daß wohl davon kein Nachtheil für die lebende Generation zu fürchten ist.

Die Angaben zur Größe des Grabgewölbes hat Schier also nicht selbst ermittelt – er hat den Raum, wie er sagt, nie betreten, erstaunlicherweise. Er übernimmt seine Maße aus dem *Hauptbuch*. Damit meint er offenbar das auf Weisung Herzog Carls I. wie überall, so auch in Esbeck 1753 angelegte Corpus bonorum. Das bietet nämlich genau die von Schier genannten Zahlen: *Unter den Kirchthurm hat das hiesige Adliche Hoymische Haus ein Leichen Gewölbe. Es ist dasselbe 18 ½ Fuß lang und 10 Fuß breit, und ist mit Steinen gewölbt.*⁹² Schier berücksichtigt also nicht die von Johann Ernst Friedrich vorgenommene *Erweiterung* der Anlage. – Wenn Schier von *Leichen* spricht, so meint er damit nach dem zeitgenössischen Sprachgebrauch Särge, die ihrerseits die Leichen – *Cörper* – enthalten.⁹³ Särge aber nehmen Platz ein. Daraus ergab sich nachvollziehbar Mitte des 18. Jahrhunderts die Notwendigkeit, die Anlage zu erweitern. Erstaunlich ist, dass das Gewölbe zur Zeit von Schier *nur etwas über die Hälfte* gefüllt war. Im Boden des von Särgen nicht zugestellten Bereichs dürfte 1763 Johann Christian von Hoym beigesetzt worden sein und darüber dann unsere Grabplatte gelegen haben.

Als Konsequenz aus der Entscheidung des Konsistoriums von 1842, das Begräbnisgewölbe ausschließlich als *von Hoymisches Familie-Begräbnis* zu behandeln *mit Ausschluss jedes Andern*,⁹⁴ bleiben die weiteren Belegungen des Grabgewölbes auf Mitglieder der Familie von Hoym beschränkt. Am 15. März 1850 wurde hier noch der letzte Esbecker von Hoym, der ehemalige Gutsbesitzer August Ferdinand Gustav Carl, *gegen Abend in der Stille* beigesetzt. Er war zwei Tage zuvor in Helmstedt verstorben.⁹⁵ Ihm folgte im Jahre 1876 seine Ehefrau, die bürgerliche Johanne Wedel.⁹⁶

Ab dem Jahre 1928 betrieb dann die Kirchengemeinde Esbeck an diesem Ort die Einrichtung einer öffentlichen Leichenkapelle.⁹⁷ „Mit Genehmigung des Konsisto-

92 Corpus bonorum (wie Anm. 77), S. 6. Der Text des Corpus bonorum fährt fort: *Die Tür hierzu geht inwendig unter den Thurm auf, und steht über derselben das Adliche Wapen*. Dieser Satz bietet den Zustand vor der Anlage des Westeingangs durch Johann Ernst Friedrich und ist daher später, nach 1767, von einer anderen Hand durchgestrichen worden. Das genannte von Hoymische Wappen hängt heute an der Nordwand im Erdgeschoß des Turms.

93 Man vergleiche etwa die Gruftbeschreibungen von Woltereck in: Chronicon Der Stadt und Vestung Wolffenbüttel, in sich haltend des seel. Herrn Ober-Amtsmanns Christoph WOLTERECK Begräbnis=Buch der Kirchen B.M.V. zu Wolffenbüttel ... Blankenburg 1747, zu *Leichen* z.B. S. 41 *Das Gewölbe ... ist 8 Fuß lang und 7 Fuß breit. Es stehen 7 Leichen darin, als eine große, eine mittelmäßige, vier kleine und ein zartes Kind. ... Ferner liest man auf einem der kleinen Säрге folgendes: (folgt Inschrift), zu Körper S. 70.*

94 Resolution des Konsistoriums vom 12. Oktober 1842 (wie Anm. 90).

95 NLA-StA Wolffenbüttel 1 Kb 136, Bd. 2, S. 363.

96 SCHRÖDER, Esbeck (wie Anm. 1), S. 88 ohne Beleg, möglicherweise nach mündlicher Überlieferung. Die Kirchenbücher scheiden ab Ende 1875 als Quelle aus. Die ab 1876 an ihre Stelle tretenden Sterbebücher, geführt bei den Standesämtern, enthalten keine Einzelheiten zu den Beisetzungsumständen der Verstorbenen. Johanne Wedel scheint nach dem Tod ihres Ehemannes nicht in Helmstedt geblieben zu sein. Sie ist nicht verzeichnet in den einschlägigen Sterbebüchern des Standesamtes Helmstedt.

97 Landeskirchliches Archiv Wolffenbüttel, OA Esbeck 105.

riums wurde 1929 das Erbbegräbnis geöffnet, alle die vielen, meist zerfallenen Särge versenkt, eine Zementdecke drübergelegt“ und der Raum insgesamt renoviert.⁹⁸ Bei baulichen Erneuerungsmaßnahmen in der gesamten Kirche ab dem Jahre 1968 gestaltete man diese Leichenhalle um zu einem Eingangsraum in die Kirche, so wie er sich im wesentlichen jetzt noch darbietet. Eine Leichenhalle wurde um diese Zeit nicht mehr benötigt, da inzwischen eine neue Kapelle auf dem modernen Friedhof in Gebrauch genommen war.⁹⁹ Kaum einer der heutigen Kirchenbesucher ahnt, wenn er die Eingangshalle durchschreitet, dass er hier wie auf einem Friedhof seine Schritte über die Gebeine von Generationen vor ihm Verstorbener lenkt. Freilich ist dies keine Besonderheit der Esbecker Kirche, nur dass das Bewusstsein des Besuchers im Esbecker Kirchenraum nicht durch ringsum an den Wänden hochgestellte Grabplatten oder Epitaphien hierfür sensibilisiert wird.

Abschließend einige Überlegungen zur Frage, wann denn wohl die Grabplatte des Johann Christian von Hoym dem Begräbnisgewölbe entnommen und am heutigen Platz in der Vorhalle im Norden der Kirche eingebaut sein könnte. Dazu kurz ein Blick in die Baugeschichte dieser Vorhalle. Es handelt sich hierbei um einen Vorbau am alten nördlichen Eingang in die Kirche. Sein jetziges Erscheinungsbild vermittelt den Eindruck, dass er im 19. Jahrhundert errichtet wurde. Es ist daher nicht verwunderlich, dass er so auch überwiegend in der gedruckten Literatur zur Esbecker Kirche datiert wird.¹⁰⁰ Tatsächlich ist das Baukonzept an dieser Stelle sehr viel älter,¹⁰¹ doch stammt der heutige Bau in der Tat aus dem Jahre 1882, als sein Vorgänger wegen fehlender Fundamentierung abzusacken drohte und „der ganze Anbau von Grund aus neu aufgeführt“ werden musste.¹⁰² Bereits im Jahre 1844 hatte man an der Vorhalle umfangreiche Renovierungsarbeiten durchgeführt. Die einschlägigen Bauakten geben auch Auskunft darüber, dass man 1844 nicht nur „Tritte zur Prieche führend“ legte, sondern auch das Bruchsteinpflaster in der eigentlichen Halle beseitigte und den Boden neu pflasterte.¹⁰³ Diese Baumaßnahmen mussten bei der Grundsanierung 1882 zweifellos wiederholt werden. In diesem Zusammenhang könnte es zum Einbau der Grabplatte gekommen sein. Ein früherer Termin scheidet aus, hat doch 1876 in der Familiengrablege im Turm noch eine Beisetzung stattgefunden. Als spätester Termin kommen die oben erwähnten Arbeiten im Jahre 1929 mit Einbringung einer Zementdecke im ehemaligen Erbbegräbnis in Betracht. Der Vorgang an sich – Entnahme und Reduzierung eines Grabdenkmals auf seinen

98 SCHRÖDER, Esbeck (wie Anm. 1), S. 118.

99 Vgl. Schreiben des Ev.-luth. Pfarramtes Esbeck an das Landeskirchenamt vom 20.9.1968, Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, OA Esbeck 72.

100 „Eine Vorhalle mit Priecheaufgang, ... im N(orden), ist neu“ formuliert MEIER 1896 (wie Anm. 1), S. 343 ; ihm folgt DEHIO (wie Anm. 82), S. 834: „neue Vorhalle auf der Nordseite“.

101 SCHRÖDER, Esbeck (wie Anm. 1), S. 126 geht davon aus, dass die Vorhalle im Zusammenhang mit der Anlage der Prieche 1711 gebaut worden ist. ROST (wie Anm. 1), S. 211 datiert „spätestens 1747“.

102 Vgl. den zusammenfassenden Bericht des Kirchenvorstands zu Esbeck an das Herzogliche Konsistorium in Wolfenbüttel vom 13.9.1883, Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, OA Esbeck 4.

103 Vgl. den Kostenvoranschlag Maurerarbeit vom 24.7.1844, Positionen 11, 2 und 5, Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel, OA Esbeck 4.

materiellen Wert als Stein – spricht jedenfalls dafür, dass im Dorf ein Respekt vor der alten Herrschaft auf der Burg Esbeck nicht mehr vorhanden war.¹⁰⁴

Die Grabplatte ist zur Zeit – darauf wurde schon hingewiesen – zum größeren Teil durch eine Matte geschützt, aber darunter auch verborgen. Sie ist nicht gut erhalten. Aber sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie als eines der ganz wenigen Zeugnisse aus dem Leben und Sterben der von Hoym überhaupt in Esbeck erhalten geblieben ist – weitere Grabdenkmäler gibt es hier, wie gesagt, nicht. Abgesehen davon, dass man heute grundsätzlich historische Grabdenkmäler sorgsam schützen sollte – ihre Zahl nimmt ständig ab, naturgemäß aber nicht mehr zu –, in diesem Fall gebieten der Name des Verstorbenen und die Bedeutung seines Geschlechtes im hiesigen Raum und weit darüber hinaus ein besonders gewissenhaftes Vorgehen. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Grabstein hochgenommen wird und in der Eingangshalle im Turm an der Wand senkrecht aufgestellt einen würdigen neuen Platz findet, in der Nähe des Ortes, an dem auch die Gebeine des Toten ihre letzte Ruhe gefunden haben.

104 Vom Spott des Dorfes über den Abgang der letzten Esbecker von Hoymgeneration berichtet SCHRÖDER, Esbeck (wie Anm. 1), S. 88.

Kirche und Gemeinden in den gesellschaftlichen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts

Die Beispiele Ahlum und Wendessen

von

Birgit Hoffmann

Einleitung

*Die Gemeinde liegt im tiefen geistlichen Schlafe.*¹

Mit diesem vernichtenden Urteil fasste Superintendent Friedrich Länger (1854–1925) das Ergebnis der 1894 in Wendessen gehaltenen Kirchenvisitation zusammen und brachte damit eine verbreitete Folge des tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbruchs im langen 19. Jahrhundert auf den Punkt. In Form einer fortschreitenden Säkularisierung und Entkirchlichung tangierte dieser die Kirchen ebenso wie die Gesellschaft, mit der sie verwoben waren. Hilflosigkeit, Unzulänglichkeit oder komplettes Versagen attestierte man den Kirchen je nach Standpunkt in Bezug auf ihre Reaktionen auf die politischen, kulturellen und sozialen Herausforderungen.²

Wie wirkte sich der Wandel vom christlich-absolutistischen zum paritätischen Staat, den auch das Herzogtum Braunschweig erlebte, auf die hiesigen kirchlichen Verhältnisse aus? Welche gesellschaftlichen Veränderungen erlebten und veränderten die Kirchengemeinden? Wie wurden diese wahrgenommen und welche Reaktionen lassen sich beobachten? Schlaglichtartig seien in einem kurzen Einführungsteil einige Entwicklungen bis zur Einführung der ersten Kirchengemeindeordnung vom 11. Juni 1909 im Überblick skizziert. Dass das Verhältnis der politischen und kirchlichen Gemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts einer neuen Definition bedurfte, ist eine beachtenswerte Folge der kirchlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert. So markiert die Kirchengemeindeordnung einen wichtigen Eckpunkt im langjährigen

¹ Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (im Folgenden <LAW> abgekürzt), Pa AWA 544.

² Vgl. die Kapitelgliederung der Überblicksdarstellung von Martin Friedrich: Martin FRIEDRICH: Kirche im gesellschaftlichen Umbruch. Das 19. Jahrhundert. Göttingen 2006; zur Handlungsunfähigkeit der Kirchen insbesondere S. 244. Über die „Mühen um neue kirchliche Aktivitäten“ angesichts der Herausforderungen durch die Industrielle Revolution und ihre Folgen handelt einleitend auch Martin GRESCHAT: Das Zeitalter der Industriellen Revolution. Stuttgart 1980 (Christentum und Gesellschaft 11), S. 9. Von einer „historisch gesehen keinesfalls überraschende[n] Hilflosigkeit“ der Kirche, hier bezogen auf die „plötzliche Nötigung zur Autarkie in der Armenfürsorge“ nach der Trennung der öffentlichen und kirchlichen Armenpflege in der revidierten Städteordnung des Herzogtums Braunschweig von 1850, spricht auch Eberhard HERDIECKERHOFF: Kirche und Diakonie bis zum 20. Jahrhundert. In: Vier Jahrhunderte Lutherische Landeskirche in Braunschweig. Festschrift zum 400jährigen Reformationsjubiläum der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche im Jahre 1968. Wolfenbüttel 1968, S. 113–120, hier: S. 114.

Säkularisierungsprozess, der in Folge der revolutionären Ereignisse vom November 1918 in eine weitgehende Trennung von Kirche und Staat mündete.

Im zweiten Teil des Beitrags wird am Beispiel der Kirchengemeinden Ahlum und Wendessen aus der Generalinspektion Wolfenbüttel die lokale Ebene des Geschehens einbezogen. Zur Annäherung dienen Visitationsberichte von Geistlichen und Superintendenten. Sie enthalten punktuelle, häufig beschönigende, rechtfertigende oder kritische Beschreibungen der kirchengemeindlichen Situationen. Sie verweisen auf lokale und überörtliche Problemstellungen, vermutete Ursachen und angebotene Lösungen und zugleich auf die Grenzen der Überwachung und Einflussnahme auf die lokale kirchliche Entwicklung durch die kirchenleitenden Behörden.³

I. Eckpunkte der Braunschweigischen Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert

Nach Auflösung des Königreichs Westfalen wurden das Herzogtum Braunschweig und mit ihm auch seine Kirche restituiert.⁴ Das Wolfenbütteler Konsistorium erhielt einen Teil der in der westfälischen Zeit verlorenen Zuständigkeiten⁵ zurück, vorübergehend auch die Schulaufsicht, die es schrittweise bis 1918 und 1876 in Bezug auf die Gymnasien⁶ gänzlich verlor. Der patriotische Ruck, den die Gesellschaft während der Besatzungszeit und der Befreiungskriege erlebt hatte, brachte eine gewisse geistliche Erweckungsstimmung mit. Außer in patriotischen Predigten äußerte sich diese in der Errichtung erster Bibelgesellschaften nach englischem Vorbild unter anderem im Hause des Lackwarenfabrikanten Johann Heinrich Stobwasser⁷ und in der begeisterten Feier des Reformationsjubiläums von 1817⁸. Eine größere Gruppen

3 Dem vorliegenden Aufsatz liegt ein Vortrag zu Grunde, den die Verfasserin am 22.04.2008 im Rahmen einer kirchengeschichtlichen Vortragsreihe im Rathaussaal Wolfenbüttel als Beitrag für das Wolfenbütteler Jahr der Kirchen 2008 gehalten hat. Das Vortragsmanuskript wurde für die Drucklegung grundlegend überarbeitet.

4 Siehe insbesondere Ulrike STRAUSS: Die „Franzosenzeit“ (1806–1815). In: Horst-Rüdiger JARCK und Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 691–712 sowie Dorothea PUHLE: Das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Königreich Westphalen. Braunschweig 1989, bes. S. 189–207; beide Titel enthalten weiterführende Literatur.

5 Vgl. Birgit HOFFMANN: Besatzungserfahrung, Fremdherrschaft und Säkularisation. Einblicke in die Situation der Braunschweigischen Landeskirche unter napoleonischer und königlich-westfälischer Herrschaft (1806–1813). In: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 102 (2004), S. 281–308, hier: 298–301.

6 Gesetz, die Errichtung einer Ober-Schulcommission und die staatliche Beaufsichtigung der Unterrichtsanstalten betreffend, Braunschweig, den 8. April 1876, in: Gesetz- und Verordnungsammlung für die Herzoglich Braunschweigischen Lande (im Folgenden <GuV> abgekürzt), 63. Jg. 1876, Nr. 37, S. 135–149. Vgl. Birgit POLLMANN: Kirche und Schule im Herzogtum Braunschweig 1870–1918. In: Dietrich Kuessner (Hrsg.): „Gib ewigliche Freiheit“. Eine Festschrift zum 75. Geburtstag von Landesbischof i. R. Dr. Gerhard Heintze. Büddenstedt 1987, S. 215–237.

7 Vgl. Johannes BESTE: Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche von der Reformation bis auf unsere Tage. Wolfenbüttel 1889, S. 572f.

8 Vgl. ebd., S. 574 ff.

umfassende Erweckungsbewegung kam in der Braunschweigischen Landeskirche jedoch nicht zu Stande.⁹

Obwohl theologisch noch immer überwiegend dem Rationalismus zugeneigt, setzte sich die Braunschweigische Pfarrerschaft im ersten Drittel des Jahrhunderts auch mit geistlichen Vertretern der Frühromantik und des Idealismus auseinander. Dies galt insbesondere für die Dogmatik Friedrich Daniel Ernst Schleiermachers. Ein Gegner der institutionalisierten Religion und des Anstaltskirchentums, betonte der Berliner Universitätslehrer in seinen Werken, dass die evangelische Kirche mehr sei als die Bildungsabteilung des Staates und Förderinstanz der bürgerlichen Moral und Sitte. Er setzte sich für ihre Erneuerung und Leitung aus eigener Kraft und unter Einbezug der kirchlichen Laien ein.¹⁰ Mit der „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums“ legte er 1811 einen „meisterhaften Entwurf“¹¹ für die Organisation der Theologie als Wissenschaft mit ausdrücklich funktionalem, auf kirchenleitendes Handeln gerichtetem Fokus. Auch nach Schleiermachers Tod im Jahr 1834 gehörte im 1836 neu begründeten Wolfenbütteler Predigerseminar die Auseinandersetzung mit seinen „Reden über die Religion“ weiterhin zu den Hauptaufgaben der Kandidaten.¹² Seine auf die Praxis zielende Theologie, die Raum für verschiedene Auffassungen bot und Säkularisierung als Chance der Kirche begriff, prägte die Entwicklung der evangelischen Kirchen langfristig wohl weit mehr als die vordergründigen Auseinandersetzungen zwischen theologischem Rationalismus und neuer Orthodoxie, zwischen Liberalen und Neulutheranern, die sich in den folgenden Jahrzehnten auch im Herzogtum Braunschweig abspielten.¹³

Ein weiterer Katalysator dieser Auseinandersetzung war das 1835 und 1836 in zwei Bänden publizierte Werk des Tübinger Repetenten David Friedrich Strauß „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“¹⁴. Das „wirkungsgeschichtlich bedeutendste theologische Werk des 19. Jahrhunderts“¹⁵ vertiefte auch in der Braunschweigischen Landeskirche die seit einigen Jahren in Predigervereinen¹⁶ und theologischen Konferenzen erstarkte theologische Auseinandersetzung. Eine intensive Rezeption der

9 Vgl. Gustav Adolf BENRATH: Die Erweckung innerhalb der deutschen Landeskirchen 1815–1888. Ein Überblick, in: Ulrich GÄBLER (Hrsg.): Der Pietismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Göttingen 2000 (Geschichte des Pietismus 3), S. 150–271, hier: 215 f.

10 Vgl. Kurt NOWAK: Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. München 1995, S. 53.

11 Vgl. Martin GRESCHAT: Christentumsgeschichte II. Von der Reformation bis zur Gegenwart. Stuttgart 1997, S. 164.

12 Vgl. Wilfried THEILEMANN (Hrsg.): 300 Jahre Predigerseminar 1690–1990. Riddagshausen – Wolfenbüttel – Braunschweig. Festschrift zum 300jährigen Jubiläum des Predigerseminars der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig, Wolfenbüttel 1990, S. 80. Vgl. zu Schleiermacher z.B. FRIEDRICH (wie Anm. 2), S. 143–146, dort weiterführende Literatur.

13 Vgl. zur Theologie und theologischen Wirkungsgeschichte Schleiermachers z.B. Karl BARTH: Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. 4. Aufl. Zürich 1981, S. 379–424.

14 David Friedrich STRAUSS: Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2 Bde. Tübingen 1835 und 1836; vgl. auch BESTE (wie Anm. 7), S. 625 f.

15 Vgl. NOWAK (wie Anm. 10), S. 107.

16 Vgl. BESTE (wie Anm. 7), S. 626 f. 1835 wurde auch in Wolfenbüttel ein Predigerverein zur Besprechung der Heiligen Schrift gegründet; 1842 konstituierte sich in Braunschweig ein theologischer Verein.

Straußschen Schrift belegen beispielsweise die Akten des Querumer Predigervereins.¹⁷ Strauß brachte den Begriff des Mythos in die Erklärung der Geschichte Jesu ein und unterschied zwischen mythischen Schichten der Überlieferung und einem inneren Kern des christlichen Glaubens mit der Idee der Gottmenschlichkeit Jesu, die bereits in der Philosophie Hegels als höchste in der Person Jesu realisierte Wahrheit erkannt worden war. Der Tübinger Theologe hielt es folgerichtig für vollkommen sinnlos, historisch wahre Begebenheiten hinter den Erzählungen der Evangelien zu suchen. Letztlich führte die Synthese von Strauß zu einer Überwindung der Christologie der radikalen Aufklärungstheologie, die in Jesus nur noch einen menschlichen Lehrer gesehen hatte. Strauß selbst setzte dagegen das Konzept der Menschheitschristologie, das bei einigen seiner Anhänger zu einer nachchristlichen Humanitätsreligion weiter entwickelt wurde.¹⁸ Auch konservative neulutherisch orientierte Geistliche gewannen im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Straußschen Werk Auftrieb, da sie nun polemisch gegen die rationalistische historisch-kritische Methode der Bibelkritik anführen konnten, dass diese letztlich in der völligen Negation der biblischen Wahrheiten enden müsste.¹⁹

Politisch setzten Staat und Kirche seit der Restaurationszeit auf das System der Heiligen Allianz; das herzogliche Kirchenregiment und Summepiskopat wurde nicht in Frage gestellt. Das sogenannte „Bündnis von Thron und Altar“ blieb bis 1918 bestehen. Nach der Vertreibung Herzog Karls II. erfolgte in der Neuen Landschaftsordnung von 1832 allerdings eine erste vorsichtige Trennung der kirchlichen und staatlichen Gewalten.²⁰ Zu den liberalen Vorstellungen der Epoche gehörte die verstärkte Beteiligung der Bürger an allen entscheidenden Angelegenheiten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. So sah die Verfassung von 1832 bereits die Einrichtung ehrenamtlicher Kirchenvorstände und damit die Beteiligung von Laien an der Entscheidung über kirchengemeindliche Belange vor.²¹ Konsistorialrat Schulz schloss um 1840 selbst die Beteiligung kirchlicher Laien an den Predigersynoden nicht aus.²² Zur Einrichtung der Kirchenvorstände kam es allerdings erst in Folge des Kirchenvorstandsgesetzes von 1851.²³ Sie erhielten weitreichende Kompetenzen bei der Pfarrerwahl²⁴, der Verwaltung von Gebäuden, Liegenschaften, Friedhöfen und des kirchlichen Vermögens und sollten den Geistlichen in der „Förderung des christlich-religiösen und sittlichen Lebens der Gemeinde“ unterstützen und damit

17 LAW, Pa Hondelage 128 u. 309.

18 Vgl. NOWAK (wie Anm. 10), S. 108.

19 Vgl. zu Strauß und der Aufnahme seines Werkes beispielsweise FRIEDRICH (wie Anm. 2), S. 162 ff, dort auch weiterführende Literatur.

20 Neue Landschafts-Ordnung für das Herzogthum Braunschweig, Braunschweig 12. Oktober 1832. In: GuV 1832, Nr. 18, S. 191–261, hier: S. 254 f (§ 212).

21 Vgl. ebd., S. 255 (§ 213 Kirchengewalt in der evangelisch-lutherischen Kirche).

22 Konsistorialausschreiben an alle Generalsuperintendenten vom 29. April 1840. In: LAW, S 1187.

23 Gesetz, die Errichtung von Kirchenvorständen in den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden betreffend, Braunschweig, den 30. November 1851. In: GuV, 38. Jg. 1851, Nr. 52, S. 329–357.

24 Vgl. Ausschreiben [von Konsistorialrat Hille] an die Kirchenvisitatoren, desgleichen an die Kirchenvorstände in den evangelisch-lutherischen Gemeinden des Landes, betreffend das Verfahren bei Vocation der Prediger vom 25. September 1852.

ein „Priestertum aller Gläubigen“ im Lutherschen Sinne praktizieren, wie Konsistorialrat Hille in einer von allen Kanzeln zu verlesenden Ansprache ausführte.²⁵

Die Kirchenvorsteher konnten durch alle männlichen Mitglieder der Kirchengemeinde, die das 25. Lebensalter erreicht hatten, einen „eigenen Hausstand“ besaßen und keinen „lasterhaften Lebenswandel“ führten, gewählt werden. Wandernde Tagelöhner waren somit zumeist von der Wahl ausgeschlossen. Wählbar waren hingegen nur diejenigen männlichen Mitglieder der Gemeinde, die das 30. Lebensalter erreicht hatten und aufgrund ihres Steueraufkommens auch das politische Wahlrecht besaßen. Dies führte dazu, dass die Kirchenvorsteher in den Stadtgemeinden vornehmlich aus den Reihen des wohlhabenden Bürgertums und in den Landgemeinden aus denjenigen des gutsituierten Bauernstandes gewählt wurden. Der Kirchenvorstand jener Zeit war somit eine Art lokales „Honoratiorenkartell“. In Ahlum wagte es 1853 auch ein Tagelöhner zu kandidieren. Mit nur zwei erhaltenen Stimmen war er aber chancenlos; später überwogen immer die bäuerlichen Reihewohner unter den Kandidaten.²⁶ Der Pfarrer war kraft seines Amtes Mitglied des Kirchenvorstandes und führte in diesem Gremium den Vorsitz. Es liegen vielfältige Zeugnisse dafür vor, dass der Kirchenvorstand sich tatsächlich als ein „Wächtergremium“ über den sittlichen und moralischen Zustand der Gemeinde verstand. In Ahlum überwies er 1853 beispielsweise die uneheliche Tochter einer Dienstmagd in die Bavernsche Besserungsanstalt. Ihr war die Konfirmation aufgrund ihrer mangelnden Schulleistungen und ihres verwahrlosten Zustandes verweigert worden.²⁷ Auch auf den Volksschulsektor übten die Kirchenvorstände Einfluss aus, indem sie gemäß der Gemeindeschulordnung von 1851 bis 1918 mit dem Pfarrer den Vorsitzenden und ein weiteres Mitglied des kommunalen Schulvorstandes stellten.²⁸ So wurde der Ahlumer Kantor Reiche in den 1880er Jahren z. B. ermahnt, sechsjährige Kinder nicht mehr so heftig zu züchtigen.²⁹ Die Einflussnahme des Kirchenvorstandes ging, wie diese Beispiele zeigen, einher mit der Übernahme sozialer Verantwortung. Zwar war die Schulzüchtigung an der Tagesordnung, wurde jedoch von den aufsichtsführenden Institutionen nicht uneingeschränkt geduldet.

Vergleichsweise spät wurde im Herzogtum Braunschweig eine Landessynode ins Leben gerufen. Ihre in den 1840er Jahren bereits angedachte und in einem nicht realisierten Verfassungsentwurf von 1849 vorgesehene Einrichtung³⁰ ließ sich nach

25 Ansprache an die Gemeinden zur Errichtung von Kirchenvorständen, verfasst von Konsistorialrat Wilhelm Hille, 1852 (z. B. in: LAW, Pa ORH 47).

26 LAW, Pa AWA 20. Im Wähler- und Kandidatenverzeichnis des Nachbarortes Atzum ist für das Jahr 1870 ebenfalls nur ein Häusling genannt, der die Wahlkriterien erfüllte (LAW, Pa AWA 754).

27 LAW, Pa AWA 17.

28 Gesetz über die Gemeindeschulen, Braunschweig, 8. Dezember 1851, §§ 9, 10, 14.

29 LAW, Pa AWA 17. Dieser nicht ungewöhnliche Hinweis auf die Züchtigungspraxis in den Schulen relativiert die insgesamt recht harmonisierende Darstellung des Kantors Reiche in der Ahlumer Ortsgeschichte, in der konstatiert wird, dass die *Ingebrauchnahme* [des Rohrstockes] *damahls wohl noch ohne große pädagogische Streiffrage häufiger erfolgte* (Irmgard ANGERSTEIN: Geschichte des Dorfes Ahlum. Wolfenbüttel 1983, S. 131). Eine übertriebene Züchtigung wurde jedoch von den Aufsicht führenden kirchlichen Institutionen kritisiert und bekämpft, wie das zitierte und viele weitere Aktenbeispiele aus den Pfarrarchiven zeigen.

30 Vgl. LAW, S 649.

vehementen innerkirchlichen Parteikontroversen erst 1872 verwirklichen.³¹ Die Verwandtschaft des Synodalismus mit dem politischen Parlamentarismus, die Beteiligung der mündigen Laien an der Kirchengewalt, die Prozeduren der Meinungs- und Mehrheitsbildung und nicht zuletzt die auf Parteebene geführten Auseinandersetzungen, war auch im Herzogtum Braunschweig unverkennbar.³² Der Landessynode von 1872 gehörten 36 Personen verschiedener kirchlicher Parteien an; die adelige Fraktion der Patrone boykottierte die Synode zunächst. Neben der aus Aufklärung und Rationalismus hervorgegangenen prosynodalen liberalen Gruppierung, deren prominentester Vertreter um die Jahrhundertmitte der Braunschweiger Generalsuperintendent Karl Hessenmüller (1803 – 1862) gewesen war, und der konservativen Partei der Neulutheraner oder Positiven unter Führung des Dompredigers Heinrich Thiele (1814–1886), des Braunschweiger Generalsuperintendenten August Friedrich Wilhelm Beste (1817–1889) und des Abtes Karl Heinrich Sallentien (1825–1897) war eine Gruppe von Theologen um die Vermittlung bemüht. Zu diesen zählten die gemäßigt konservativen Äbte Wilhelm Hille (1803–1880) und Ludwig Ernesti (1814–1880), Verfasser eines neuen Kleinen Katechismus. Sie waren maßgebliche Wegbereiter des Kirchenvorstandsgesetzes von 1851 und der Abschaffung des Stolgebührenwesens im Jahr 1871³³, nachdem 1864 bereits der Gebührenzwang für Juden und Katholiken aufgehoben worden war³⁴. 1882 erhielt die Landessynode das Recht, in Fragen der Lehrordnung, des Kultus, der Disziplin und der Verfassung eigene Kirchengesetze zu erlassen. Bedeutende Etappen im fortschreitenden Säkularisierungsprozess der Gesellschaft waren mehrere im Zusammenhang des Kulturkampfes auf Reichsebene erlassene Gesetze, durch die 1872 die kirchliche Schulaufsicht eingeschränkt, 1873 die kirchlichen Ausbildungsanstalten unter staatliche Aufsicht gestellt und Kirchenaustritte erleichtert sowie 1875 die Zivilehe und das staatliche Personenstandswesen eingeführt wurden.³⁵ Ein weiterer Schritt zur

31 Die rechtliche Grundlage bildete das Gesetz, die Errichtung einer Landessynode und eines Synodalausschusses für die evangelisch-lutherische Kirche des Landes betreffend, vom 31. Mai 1871, in: GuV, 58. Jg. 1871, Nr. 34, S. 145–163. Vgl. zur Landessynode insbesondere Klaus Erich POLLMANN: Kraft schöpfen aus dem Geist des Protestantismus. 125 Jahre Landessynode der braunschweigischen Evangelisch-lutherischen Landeskirche. In: synode direkt, Sonderbeilage 1997, S. 9–15; DERS.: Das Herzogtum im Kaiserreich (1871–1914). In: Die Braunschweigische Landesgeschichte (wie Anm. 4), S. 821–854, hier: S. 843–845.

32 Vgl. NOWAK (wie Anm. 10), S. 79: „Der Synodalismus war ein Zwillingsbruder des politischen Parlamentarismus.“

33 Vgl. Gesetz, die Aufhebung der Stolgebühren und Opfer und die dafür zu gewährende Entschädigung betreffend, Braunschweig, den 31. Mai 1871, in: GuV, 58. Jg. 1871, Nr. 33, S. 133–143. Für die Ablösung wurde eine Summe von 1 000 000 Reichstaler aus dem Verkauf der Braunschweigischen Eisenbahn verwendet.

34 Vgl. Gesetz, die von Katholiken, Reformierten und Juden an die evangelisch-protestantische Kirche zu entrichtenden Stolgebühren betreffend, Braunschweig, am 18. Mai 1864, in: GuV, 51. Jg. 1864, Nr. 26, S. 75–90 (§ 2 enthält die Abschaffung des Gebührenzwanges bei Nichtinanspruchnahme der evangelischen Geistlichen).

35 Vgl. z. B. NOWAK (wie Anm. 10), S. 154f. Das Herzogtum Braunschweig übernahm das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875 durch die Bekanntmachung vom 9. September 1875, in: GuV, 62. Jg., 1875, Nr. 74, S. 315–356. Den Kirchenaustritt regelte im Herzogtum Braunschweig das Gesetz, die Verhältnisse der Dissidenten betreffend, Braunschweig, den 25. März 1873, in: GuV, 60. Jg., 1873, Nr. 62, S. 289–299, hier:

Separierung von Kirche und Schule im Herzogtum Braunschweig war im Jahr 1902 die Trennung der niederen von den höheren Küstertätigkeiten, wodurch die Lehrer von kirchlichen Dienstverrichtungen wie beispielsweise dem Glockenläuten, dem Warten der Turmuhr und dem Reinigen der Kirchengeräte befreit wurden.³⁶ Die Kirchengemeindeordnung von 1909 bildet einen vorläufigen Höhepunkt im Prozess der Trennung von Kirche und Staat.³⁷ Eine ergänzende Definition ihres Rechtsstatus im Bezug auf die Gemeindeschulen erfuhren die Kirchengemeinden 1913.³⁸ Beide Einrichtungen erhielten den Status öffentlich-rechtlicher Körperschaften und hatten das Opferei- und Schulvermögen bis zu seiner vorgesehenen Aufhebung gemeinschaftlich zu verwalten.

II. Das kirchliche Leben auf dem Land

1. Die Generalinspektion Wolfenbüttel

Zur braunschweigischen Landeskirche gehörten im Jahr 1808 sechs, 1813 fünf Generalinspektionen. Diese teilten sich in 28 Spezialinspektionen und 3 Stadtministerien mit 203 Pastoralkirchen. Die sechste Generalinspektion Blankenburg war während der königlich-westfälischen Epoche nach Aufhebung des Blankenburger Konsistoriums vorübergehend dem Konsistorium zu Halberstadt zugeordnet worden.³⁹ Nach der Auflösung des Königreichs kamen die 14 Pastoralkirchen der Inspektion Blankenburg wieder zum Herzogtum Braunschweig zurück. Mit der Verfassung von 1922 wurden die Generalinspektionen aufgehoben; seitdem ist der Aufbau der kirchlichen Verwaltung dreistufig. Obwohl es seit der Reformation Pfarren gab, mit denen der Sitz der Superintendentur⁴⁰ traditionell verbunden war, wechselten Anzahl, Zusammensetzung und Sitz der Inspektionen im 19. Jahrhundert noch recht häufig, wofür die individuelle Beförderungspraxis, längere Vakanzzeiten und kirchenpolitische Absichten verantwortlich waren.

So war das Amt des Wolfenbütteler Generalsuperintendenten bis 1792 mit der ersten Pfarrstelle an der Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel und in der Regel auch mit dem des Generalissimus verbunden gewesen. Da der sehr betagte Wolfenbütte-

S. 296f (§ 16 „Fortan ist auch jedem volljährigen Staatsbürger der Austritt ohne gleichzeitigen Uebertritt gestattet.“)

36 Kirchengesetz, die kirchlichen Geschäfte der Opferleute und Lehrer betreffend, 17. Februar 1802, in: GuV, 89. Jg., 1902, Nr. 10, S. 25–30.

37 Kirchengemeindeordnung vom 11. Juni 1909, in: GuV, 97. Jg. 1910, S. 337–398, sowie Staatsgesetz zur Kirchengemeindeordnung, in: ebd., S. 398–402.

38 Gesetz über die Gemeindeschulen vom 5. April 1913, in: GuV, 100. Jg., 1913, S. 91–146, hier: S. 102–110.

39 Zahlen nach Georg HASSEL: Verzeichnis der sämtlichen Pastoralkirchen und Pfarren des Königreichs Westphalen nach ihrer hierarchischen Eintheilung, mit ihren Patronen und den Einkünften der dabei angesetzten Geistlichkeit. Braunschweig 1813, S. 10 u. 21–23.

40 Die in der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig heute übliche Bezeichnung ‚Propstei‘ geht auf das Gesetz über die Neugliederung der braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche vom 26. März 1935 zurück, mit dem eine Neuordnung der 1922 an Stelle der Inspektionen eingeführten Kirchenkreise als Propsteien eingeleitet wurde (vgl. Landeskirchliches Amtsblatt der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche vom 29. März 1935, S. 22).

ler Pastor Johann Heinrich Reiß (1732–1803) nicht mehr befördert werden sollte, wurde diese Generalsuperintendentur künftig aus dem Konsistorium heraus besetzt. Die Verbindung mit dem Pastorat der Hauptkirche ergab sich nur noch einmal, 1858, als Ludwig Ernesti die Generalinspektion übernahm. Bald unterschied man die Position eines Wolfenbütteler Stadtsuperintendenten von derjenigen des Generalsuperintendenten und trennte diese Ämter 1881 endgültig.⁴¹ Mit dem Thieder Superintendenten Johann Christoph Linke (1775–1858) wanderte die Generalsuperintendentur sogar einmal aufs Land. In der Generalinspektion Wolfenbüttel waren natürlich gegebene Mittelpunkte von Aufsichtsbezirken nur Wolfenbüttel und Schöppenstedt; die 2–5 übrigen ländlichen Superintendentursitze konnten ohne besondere Rücksichten gewechselt werden. Die Wolfenbütteler Landpfarren waren fast ausnahmslos gut dotiert. Daher wurden sie in der Regel erst älteren Geistlichen verliehen, welche aber häufig nicht mehr beide Ämter gleichzeitig versehen konnten und daher das Amt des Superintendenten an einen jüngeren Kollegen abgaben.⁴² So wechselte in der Inspektion Salzdahlum der Sitz während des 19. Jahrhunderts zwischen Salzdahlum, Ahlum, Cremlingen, Veltheim, Rautheim und Wolfenbüttel. Eine räumliche Verfestigung in Propsteigebäuden fand in der Regel erst im 20. Jahrhundert statt. Die wichtigsten Aufgaben der Superintendenten waren die Visitationen in den zugehörigen Pfarrbezirken und die Durchführung von Predigersynoden, die der Fortbildung der Pfarrerschaft dienten. Am Beispiel der Kirchengemeinde Ahlum mit ihrer Filiale Wendessen östlich von Wolfenbüttel wird im folgenden zu zeigen sein, wie die gesellschaftlichen Umbrüche der Epoche auf der lokalen Ebene wahrgenommen wurden und wie auf sie reagiert wurde.

2. Berichte über das kirchliche Leben in Ahlum und Wendessen

Am 4. November 1840 schrieb der Ahlumer und Wendesser Pfarrer und spätere Superintendent Georg Schedel (1790–1873) folgenden optimistischen Visitationsbericht:

Es gereicht mir zur wahren Freude, mich nach Verlauf von sechs Jahren über den religiösen und sittlichen Zustand der beiden mir anvertrauten Gemeinen noch eben so beifällig aussprechen zu können, als solches in meinem Berichte vom Nov. 1834 geschehen ist.

Die Gemeinde Ahlum hat weder in sittlicher noch in religiöser Hinsicht Rückschritte gemacht; sie hält nach wie vor fest an der guten, einfachen Zucht und Sitte. Die Hofbesitzer sind meistens ehrenwerthe Menschen, freundlich und dienstfertig. Die Ehen sind glücklich, die Kindererziehung ist löblich. So wie nun innerhalb der Familien Ruhe und Ordnung herrscht, so hört man auch nie von Zank u. Streit der Nachbarn untereinander. Auch jetzt noch ist unter den Hofbesitzern kein einziger dem Trunke ergeben.

41 Kirchengesetz, die Stellung der Stadtsuperintendenten zu Wolfenbüttel [...] betreffend, Braunschweig, den 4. Januar 1881.

42 Vgl. Vitus DETTMER: Beiträge zur Geschichte und Statistik der Landeskirche, 6. Die Generalinspektion Wolfenbüttel und ihre Generalsuperintendenten (Schluß). In: Ev.-luth. Wochenblätter (Jg. 1914–1918), hier: Nr. 5, 2. März 1918, S. 18 f.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass diese gute Sitte eine Frucht des religiösen u. kirchlichen Sinnes ist. Die Kirche wird nämlich fleißig besucht; in derselben wird Ruhe und Ordnung gewissenhaft beobachtet, u. der Predigt Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei fleißige Theilnahme an der Feier des heil. Abendmahls. Es ist in allen Familien gute Sitte, dasselbe zweimal im Jahre zu begehen, so dass die monatlichen Communionen meistens sehr zahlreich sind. Selbst die Sonntags Kinderlehren werden mehrentheils fleißig besucht, die Montagsbetstunden dagegen nur spärlich: doch finden auch diese immer noch Theilnehmer.

Weiter heißt es, dass zwar die männliche Dorfjugend nicht ohne Mutwillen sei, aber insbesondere die Söhne der Hofbesitzer anständige junge Leute wären. Ausgenommen von diesem allgemeinen Lob werden allerdings etliche Tagelöhner der Ahlumer Domäne, was Schedel unter anderem auf die Untätigkeit des katholischen Domänenpächters in Hinsicht der Sittlichkeit und Religiosität seiner Arbeiter zurückführt.

Der Wendesser Gemeinde wird im Großen und Ganzen dasselbe Zeugnis ausgestellt. Unter den dortigen Hofbesitzern seien einige, deren Verhalten sogar musterhaft zu nennen sei. Schedel folgert: *Gewiss wird nun auch der schon früherhin löbliche Sinn dieser Gemeinde dadurch noch erhöht werden, dass nunmehr die Kirche auf eine ebenso würdige als geschmackvolle Weise hergestellt worden ist.*⁴³

1844 attestiert Schedel den beiden Gemeinden erneut einen außerordentlich guten kirchlichen Sinn bei unvermindert gutem Gottesdienstbesuch. Die Abendmahlsteilnahme habe sich in Wendessen sogar noch gesteigert, was Schedel erneut auf die Wiederherstellung und Verschönerung der Wendesser Kirche zurückführt, die ... *ein thatsächlicher Beweis* [dafür sei], *daß eine würdige Ausstattung der Gotteshäuser zur Weckung und Belebung des kirchlichen Sinnes bei unsern Gemeinden gar beträchtlich mitwirkt.*⁴⁴ Weiterhin rühmt Schedel, *daß selbst bei den öffentlichen Trauungen, welche auf dem Lande so leicht Veranlassung zu Störungen geben, dennoch die Ruhe u. Ordnung auf eine recht erfreuliche Weise beobachtet wird.* Zugabe muss er allerdings, dass durchaus uneheliche Geburten vorkamen – *wenn auch nicht in beträchtlicher Zahl.* Ausdrücklich vermerkt er: *Sie haben aber meist ihren Grund in den Hindernissen, welche der Schließung von rechtmäßigen Ehen im Wege stehen, und sind, nach Überwindung derselben, die Ehen solcher Personen fast alle Mal späterhin zu Stande gekommen.*⁴⁵

So weit schien es um die kirchlichen Verhältnisse in Ahlum und Wendessen in den 1840er Jahren gut zu stehen. Wie aber sah es 40 Jahre später dort aus? Am 24. September 1884 erteilte Konsistorialrat Schmidt-Phiseldeck Antwort auf den Visitationsbericht des Generalsuperintendenten Sallentien über die im Februar desselben Jahres in Ahlum und Wendessen erfolgte Kirchenvisitation. Dort waltete seit 1877 mit August Cunze (1808–1889) der Superintendent der Inspektion, der seine Gemeinden nicht mehr im gleichen Maße rühmte wie sein früherer Amtsvorgänger Schedel. Vielmehr klagte er über mangelhaften Kirchenbesuch, geringe Abend-

43 LAW, PrA Wf 544 PrA Wf 544, Visitationsbericht Schedel vom 04.11.1840.

44 Ebd., Visitationsbericht Schedel vom 19.10.1844.

45 Alle ebd.

mahlsteilnahme, eine recht große Anzahl an unehelichen Geburten und weitere Gebrechen im kirchlichen, sittlichen und religiösen Leben. Das Konsistorium richtete nun auch an die Kirchenvorstandsmitglieder die Anweisung, den Geistlichen bei der Förderung des christlichen, religiösen und sittlichen Lebens der Gemeinde zu unterstützen und ihren Gemeindegossen ein gutes Vorbild zu sein. Ausdrücklich wird dem Pfarrer und den Lehrern empfohlen, die katechetischen Übungen der Schüler und den Gemeindegesang in der Liturgie zu fördern, um dem Gottesdienst frisches Leben zu verleihen. Kritisch kommentierte Konsistorialrat Schmidt-Phiseldeck das kirchenordnungswidrige Eingehen der Wochengottesdienste und die Abhaltung der Beichte am Sonntag. Diesbezüglich hatte der Kirchenvorstand bereits vorsorglich zu bedenken gegeben, dass sich die Vorschriften der Kirchenordnung in der Gemeinde nicht mehr durchsetzen lassen würden. Das Konsistorium reagierte verhältnismäßig milde mit der Aufforderung, die Entwicklung im Auge zu behalten. Abgelehnt wurde hingegen der Antrag des Kirchenvorstandes auf Ausdehnung seiner Verfügungsgewalt über die Kirchenkasse. Zusätzlich zu den ausgeschriebenen Kollekten für den Gustav-Adolf-Verein und das Marienstift hatte man vor Ort nach eigenem Gutdünken arme Theologiestudenten und Diasporagemeinden unterstützen wollen. Zur Begründung der Ablehnung führte Schmidt-Phiseldeck aus, dass das Bewilligungsrecht des Kirchenvorstandes sich nur auf eigene kirchliche Zwecke beschränkte und ausgeschriebene Kollekten zur Mildtätigkeit in der eigenen Gemeinde genutzt werden sollten.⁴⁶

Der Vollständigkeit halber sei noch das eingangs geschilderte bedrückende Ergebnis der Visitation von 1894 in Wendessen angefügt. Mehr als 20–30 Besucher pro Gottesdienst und 80 Kommunikanten pro Jahr hatten sich nicht gefunden; gegenüber äußerer und innerer Mission verhielt sich die Gemeinde gleichgültig. Superintendent Länger versicherte: *Die Gemeinde ist kräftig dazu angeregt, die ihr gegebenen Gnadengüter Gottes [zu ihrem Frieden] treulich zu gebrauchen, zu bewahren und zu bedenken.* Einen Grund für das gemeindliche Desinteresse sah er in der Predigt Pfarrer Theodor Klusmeyers (1829–1911), die zwar ein schlichtes warmes und frisches Zeugnis gewesen, dennoch keineswegs frei gehalten und ausreichend auf das gemeindliche Leben angewendet worden sei.⁴⁷

3. Das Instrument der Kirchenvisitation

Kirchenvisitationen wurden im 16. Jahrhundert als geistliche Instrumente der Reformation eingeführt; nebenbei verschafften sie dem landesherrlichen Inhaber der Kirchengewalt nützliche Informationen über die finanzielle Ausstattung der Pfarren und Kirchen, die zu den Aufgaben der Ortsgemeinde gehörte. Lehrfragen, das religiöse und sittliche Leben und die Kirchenrechnungsführung standen im Vordergrund der zweimal jährlich von Superintendenten als geistlichen und Amtsleuten als weltlichen Visitatoren zu haltenden Visitationen. Zum Zeitpunkt der erneuerten Kirchenordnung von Herzog Anton Ulrich im Jahr 1709 hatten die Visitationen ihre

46 LAW, PrA Wf 544 PrA Wf 544, Konsistorialreskript (Abschrift) vom 24.09.1884.

47 Ebd., Visitationsbericht Wendessen vom 28.11.1894.

ursprüngliche Bedeutung weitgehend verloren. Sie sollten aus Kostengründen nur noch alle zwei Jahre stattfinden. Ein weiterer Verfall des Visitationswesens führte 1746 zu einer erneuten Visitationsordnung Herzog Karls I., die zweigleisig General- und Spezialvisitationen vorsah.⁴⁸ Auch diese obrigkeitliche Ermahnung half nichts. Lehre und Kultus verloren insgesamt gegenüber herrschaftlich-administrativen Belangen an Bedeutung. 1782 wurde schließlich die Abnahme der Kirchenrechnung von der eigentlichen Visitation getrennt und die Kirchenvisitation in die alleinige Zuständigkeit der Superintenden ten gestellt, die ihre Parochien weiterhin alle zwei Jahre visitieren sollten.⁴⁹ 1794 beantragte der Schöppenstedter Superintendent Karl Friedrich Spohr (1732–1809), dass die weltlichen Visitatoren wieder hinzugezogen werden sollten, mit der Begründung: *Weil die Achtung gegen die Religion bey den Landes-Unterthanen ungemein dadurch befördert wird, wenn sie sehen, dass die Obrigkeit an der Beförderung der Religion und Tugend solchen Antheil nimmt, auch öffentliche Religions-Verächter und offenbahr Lasterhafte bey solchen feierlichen Prüfungen des Religions-Zustandes von Obrigkeits wegen ermahnet werden. Andern Theils ist der Geistliche Visitor, wie hier in Küblingen der Fall war, nicht im Stande, eine solche Unordnung zu steuern, dass die Leute, wenn die Religions-Prüfung mit ihnen angestellt werden soll, aus der Kirche weggehen. Er kann, wenn er den Bauermeister zu sprechen hat, nicht befehlen, dass er erscheinen soll, denn er kann seiner commissarischen Befugniß nicht den gebührenden Nachdruck geben.*⁵⁰ Gebäudeangelegenheiten, Kirchenstuhl- und Begräbnisstreitigkeiten könnten nicht umgehend erledigt werden.

Hieraus spricht die Ohnmacht des zwar in seiner geistlichen Funktion gestärkten, weil allein zuständigen, jedoch in seiner Autorität und Durchsetzungsfähigkeit erheblich eingeschränkten Geistlichen. Die 1767 wiederholte Strafandrohung bei Nichterscheinen der erwachsenen Einwohner zu den Visitationsgottesdiensten wurde offenbar in vielen Fällen nicht realisiert. Um 1800 wurden die Konsistorialräte und Superintenden ten aufgefordert, Vorschläge zur Verbesserung der Kirchenvisitationen zu machen.⁵¹ Zu einer praktischen Umsetzung kam man allerdings nicht mehr. So berichtete der Barumer Superintendent Georg Ludwig Heinrich Jenner (1756–1831) 1810 an das Königlich-Westphälische Konsistorium, dass er seit mehr als zehn Jahren überhaupt keine Kirchenvisitationen durchgeführt hätte, da diese immer Widerstand in der Gemeinde gefunden hätten.⁵² Fehlende Unterstützung durch die weltlichen Obrigkeiten, aber auch die mangelnde Motivation der Geistlichen, die durch die Visitationen in den Geruch schlechter Amtsführung kämen und dadurch einen Ansehensverlust erlitten, seien hierfür verantwortlich. Er folger te, in

48 Serenissimi gnädigste Verordnung wie es in Höchst Dero Landen hinkünftig mit den Kirchen-Visitationen, Administration der Kirchen-Güter, etc. zu halten, Wolfenbüttel, 28. Mai 1746 (z. B. in: LAW, S 1187, weitere Quellen zur Visitationsordnung in: LAW, V 1193).

49 Serenissimi anderweitiges Reglement wie es hinführo mit den Kirchen-Visitationibus, auch den dazu, und zu Einführungen der Prediger erforderlichen Kosten zu halten, Braunschweig, den 12. August 1782 (z. B. in: LAW, S 1187).

50 Schreiben Superintendent Spohr vom 24. Juni 1794, in: LAW, V 446.

51 Vgl. LAW, S 1171, S 1172 u. V 1817.

52 Bericht Superintendent Jenner vom 1.11.1810, in: LAW S 1171.

der gegenwärtigen *Umkehrung so mancher Dinge, bei veränderten Auctoritäten und Kirchen-Behörden* und angesichts des gewachsenen Selbstbewusstseins der ländlichen Bevölkerung sei eine erneute Belebung der Einrichtung nicht zu empfehlen: *Sind wir schlechter als der Bürger, hört man jetzt den Bauer sprechen, dass wir Kirchenvisitation halten sollen? Warum hält man nicht auch in den Städten solche Visitationen, wenn sie so nöthig sind?*⁵³

1826 entwarf der Lichtenberger Superintendent aus eigenem Antrieb neue Ausführungsbestimmungen für die Visitationen in seiner Inspektion.⁵⁴ Konsistorialrat Schulz rief 1840 in einem Zirkularschreiben an die Generalsuperintendenten den Zweck der Kirchenvisitationen in Erinnerung, der in der Unterrichtung des Konsistoriums über den Zustand des Kirchenwesens im Lande läge. Vorzüge und Mängel sollten ebenso Erwähnung finden wie Bedürfnisse und Wünsche der Gemeinden, der Prediger und übrigen Kirchendiener, die Amtsführung der Geistlichen, die Erfolge derselben und alles, was den Zweck der kirchlichen Anstalten und Einrichtungen fördern könne. Im liberalen vorrevolutionären Klima ist das Ausschreiben auffällig verständnisvoll, vertrauensweckend und motivationsfördernd gehalten. So führt Schulz aus, die Visitationen *sollen überhaupt in jeder einzelnen Gemeinde das Bewusstsein, dass sie einen Theil einer kirchlichen, für die höchsten Zwecke des menschlichen Daseins vereinigten und unter einer gemeinschaftlichen Leitung stehenden Gesamtheit ausmache, beleben helfen, und davon zeugen, dass die kirchlichen Angelegenheiten christlicher Gemeinen ein wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit der leitenden Behörden seien.* Weiterhin betonte er, *daß nichts verkehrter ist, als in den hier besprochenen Anordnungen nur Beweise kränkenden Mißtrauens gegen die Personen der eben vorhandenen Prediger erblicken zu wollen.*⁵⁵ Allerdings wies Schulz am Ende des Ausschreibens auch daraufhin, dass die Resultate von Kirchenvisitationen und Predigersynoden durchaus bei der Entscheidung über die Beförderung von Geistlichen berücksichtigt würden.

Seit 1853 wirkten die Kirchenvorstände an den Visitationen als Berichterstatter, Beurteilungsinstanz für Pfarrer und Kirchendiener, aber auch als Empfänger konsistorialer Ermahnungen mit. Unsicherheit herrschte häufig in der Frage, ob bei der nach dem Gottesdienst im Pfarrhaus stattfindenden Konferenz der Geistliche auch dann anwesend sein sollte, wenn es um seine Person ging. In den 50er und 60er Jahren drohte die Visitationspraxis wieder sichtlich einzuschlafen. Für Ahlum und Wendessen konnte zwischen 1844 und 1884 keine weitere Visitation ausfindig gemacht werden. Generalsuperintendent Ernesti musste sich wegen der nachlässigen Visitationspraxis in seiner Generalinspektion wiederholte konsistoriale Ermahnungen gefallen lassen. Erst 1873 konnte nach Beratung in der Landessynode eine neue Kirchenvisitationsordnung erlassen werden. Fragebögen sollten künftig die Durchführung erleichtern und die Ergebnisse vergleichbarer machen. Die Fragen betrafen neben organisatorischen, finanziellen, baulichen, personellen und lokalen

53 Ebd.

54 Vgl. LAW, S 1189, siehe auch V 1191.

55 Konsistorialausschreiben vom 29.04.1840, in: LAW S 1187.

Verhältnissen der Kirchengemeinde die sittlichen, seelsorgerlichen und religiösen Aspekte und erstmals die schriftlichen Zeugnisse der geistlichen Amtsführung.

4. Die soziale Frage

Was lässt sich nun aus den Mitteilungen der Ahlumer und Wendesser Pfarrer tatsächlich erfahren? Natur und Zweck der Visitationsberichte konnten natürlich leicht zu Schönfärberei der Verhältnisse führen, vor allem wenn man den Hinweis des Konsistorialausschreibens von 1840 über die beförderungswirksame Funktion der Visitationsergebnisse berücksichtigt. Erst 1873 scheint man mit einer systematischen Begutachtung des amtlichen Schriftgutes zur Ergänzung der Mitteilungen des Pfarrers begonnen zu haben. Eine Überprüfung der Äußerungen des Ahlumer Pfarrers Schedel über das Vorkommen unehelicher Kinder in seiner Gemeinde führt zu folgendem Ergebnis: Die Ahlumer Kirchenbucheinträge bestätigen seine Aussagen im Kern. Um 1825 hatte Ahlum ca. 370 Einwohner, die 1884 auf 450 angestiegen waren.⁵⁶ Von den insgesamt 43 getauften Kindern zwischen 1841–1844 waren zwölf unehelich, d. h. 28 %.⁵⁷ Damit lag Ahlum aber keineswegs unterhalb des landesweiten Durchschnittes, den Kaufhold mit über 20 % für das Herzogtum Braunschweig angibt.⁵⁸ Von den zwölf unehelichen Kindern wurden in dem Berichtszeitraum entgegen der Aussage Schedels tatsächlich aber nur drei nachträglich legitimiert.⁵⁹ Unbedingt den Tatsachen entsprach jedoch sein nachsichtiger Hinweis auf die damals bestehenden Ehehindernisse. Die Eheschließung bedurfte ab 1830 der obrigkeitlichen Genehmigung und hing unter anderem von der Wohnberechtigung in der Gemeinde ab. Diese wurde behördlicherseits wiederum von untadeligem Verhalten, hinreichendem Vermögen oder ausreichendem Unterhalt und dem Nachweis einer Unterkunft oder Wohnung abhängig gemacht. Die Ortsbehörden hatten somit einen gewissen Spielraum zur Regulierung der lokalen Bevölkerungszahl.⁶⁰ Dabei war ein enges Zusammenwirken der Ortsbehörde und des Pfarramtes gefordert. Die rapide zunehmende Armut in den 1820er bis 1840er Jahren – bekannt unter dem Stichwort des Pauperismus – war natürlich der Hintergrund der restriktiven Bevölkerungspolitik. Sie traf die wandernden Tagelöhner, deren Existenz ohnehin stets gefährdet war, am härtesten. Aber auch lokal ansässige Häuslinge, selbst Bauernsöhne und Handwerksgesellen mussten ihre Einkommensverhältnisse nachweisen, bevor sie die Genehmigung zur Eheschließung erhielten. Den Handwerksgesellen wurde erst mit dem Gewerbegesetz von 1852 die Niederlassung und damit auch die Familiengründung erleichtert. Ab 1850 verbesserte sich im Gefolge der 1834 ermöglichten

56 Namentliches Verzeichnis der lebenden Personen im Dorfe Ahlum, August 1825, in: LAW, Pa Ahlum, Atzum, Wendessen 25.

57 Vgl. Ahlumer Kirchenbuch, Verzeichnis der Gebornen und Getauften, Jg. 1841–1844; die Ahlumer Kirchenbücher ab 1657 befinden sich im Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel.

58 Karl Heinrich KAUFHOLD: Wirtschaft und Gesellschaft vor der Industrialisierung. In: Die Braunschweigische Landesgeschichte (wie Anm. 4), S. 713–750, hier: 733f.

59 Wie Anm. 57.

60 Vgl. z. B. Anweisung für die Ortsvorsteher, 1821, Abschnitt I Armen-Policey (Text nach Werner STRAUSS, Gemeindeverwaltung und Staat im Herzogtum Braunschweig. Ein Beitrag zur Heimatforschung, Wolfsburg 1983).

Gemeinheits-Separationen und Ablösungen bäuerlicher Lasten sowie der Belebung der ländlichen Industriezweige die Lage für den Bauernstand erheblich.⁶¹ Das galt allmählich, wenn auch nicht im gleichen Maße, auch für diejenige der Tagelöhner. Die soziale Frage blieb allerdings virulent; ja sie stellte sich vor dem Hintergrund der beginnenden Industrialisierung und Urbanisierung in einer bisher ungekannten Weise. Die lokale Zunahme der Unterschichten führte vor allem in den Städten zu verheerenden Wohnverhältnissen und Gesundheitsgefährdungen. Auswanderung und Binnenwanderung gingen einher mit dem Verlust traditioneller Bindungen und Bezüge. Krankheit und Arbeitsverlust konnten zu einem rapiden sozialen Abstieg führen.⁶² Staatliche Behörden und Kirche taten sich schwer, dieser sozialen Dynamik wirkungsvoll zu begegnen. Neue Formen der Fürsorge bildeten sich heraus, die gelegentlich auf kirchengemeindlicher Ebene, häufiger aber von freien Vereinen getragen wurden. Orientiert an dem alten Konzept der christlichen Liebestätigkeit und angeregt durch die Ideen Wicherns, Fliebers und Bodelschwinghs wurden auch im Braunschweiger Land diakonische Einrichtungen wie das Rettungshaus St. Leonhard, das Marienstift, die Herbergen zur Heimat und die Neuerkeröder Anstalten begründet. Die institutionalisierte Fürsorge wurde mit zielgruppenorientierten volksmissionarischen Bemühungen kombiniert.⁶³ Hauptakteure waren dabei vor allem geistliche Vertreter des Neuluthertums, aber auch ihnen nahe stehende Laien aus dem Bürgertum. Bis in die 1890er Jahre wurde auch diese Arbeit von den oben skizzierten kirchlichen Parteikämpfen überschattet. Gegen die als Winkelchristentum abklassifizierten Unternehmungen der Neulutheraner und Konservativen setzte die führende kirchlich-liberale Richtung auf ein strenges Gemeindeprinzip. Erst in den 1890er Jahren fanden auch sie sich zur Mitarbeit in der Inneren Mission bereit. Bedeutendster Träger wurde der 1881 von Gustav Eißfeldt (1830–1912) angeregte Evangelische Verein⁶⁴, der später den Zusatz für Innere Mission erhielt und eine der beiden Wurzeln des 1970 entstandenen Diakonischen Werkes Braunschweig ist. Zumeist blieb der Einfluss der frühen Diakonie und Inneren Mission jedoch begrenzt, zumindest, was die Haltung der Zielgruppen gegenüber Religion und Kirche betraf. Eine zunehmende kirchliche Entfremdung ließ sich auch hierdurch nicht aufhalten.

5. Zunehmende Entkirchlichung

Als Indikator der Entwicklung werden in der Regel Gottesdienstbesuche und Abendmahlsteilnahmen betrachtet. Auch wenn Kommunikantenregister bereits seit dem 18. Jahrhundert geführt wurden, liegt eine verlässlichere und breitere Datenbasis für das Herzogtum Braunschweig erst seit 1880 und vereinzelt seit den 1860er

61 Vgl. KAUFHOLD (wie Anm. 58), S. 731–737.

62 Vgl. ebd., S. 745–747, sowie allgemein Gerhard SCHILDT: Tagelöhner, Gesellen, Arbeiter. Sozialgeschichte der vorindustriellen und industriellen Arbeiter in Braunschweig 1830–1880. Stuttgart 1986 (Industrielle Welt 40).

63 Vgl. HERDIECKERHOFF (wie Anm. 2), S. 113f.; DERS.: Der Braunschweiger Kampf um Evangelisation im 19. Jahrhundert. Göttingen 1968, sowie Johannes KÜHNE: Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in Braunschweig. Braunschweig 1903.

64 Vgl. HERDIECKERHOFF (wie Anm. 63); zum Evangelischen Verein S. 97–206.

Jahren vor. 1858 in der Eisenacher Kirchenkonferenz angeregt, wurden 1880 die so genannten Tabellen I und II eingeführt, die noch heute Grundlage der EKD-Statistiken sind. In seinem Datenatlas zur religiösen Geografie im protestantischen Deutschland von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg hat Lucian Hölscher diese Daten auf Generalinspektionsebene ausgewertet und 2001 publiziert.⁶⁵ Für die Zeit vor 1860 ist man weiterhin auf beschreibende Quellen und einzelne Zahlenangaben angewiesen.

1844 hatte der Ahlumer Pfarrer Schedel berichtet, dass der Gottesdienstbesuch und die Abendmahlsteilnahme in seinen Gemeinden keineswegs rückläufig seien. Liest man hier zwischen den Zeilen das Wissen um die rückläufige Entwicklung in anderen Orten, die Vorahnung der beginnenden kirchlichen Entfremdung ländlicher Bevölkerungsschichten? Auffällig ist der Zusammenhang, den Schedel zum Verhalten des katholischen Gutspächters herstellt. Von Gutsbesitzern, -pächtern, Patronen und Dorfborgkeiten wurde ein vorbildliches sittliches und religiöses Verhalten erwartet. blieb dieses aus, entfiel offenbar in doppelter Hinsicht ein stabilisierender religiöser und sittlicher Faktor in den Gemeinden. Allein, ausschlaggebend war dieser Faktor aber sicher nicht:

Anlässlich einer Visitation im Jahr 1864 betonte Pfarrer Gustav Henne (1808–1878) den Unterschied zwischen seinen beiden Gemeinden Destedt und Hemkenrode und hielt eine Trennung der Beurteilung des sittlichen und des religiösen Zustandes der Gemeinden für geboten. Während die Sittlichkeit der Einwohner in Destedt als durchweg gut, in Hemkenrode als nicht so gut bezeichnet wird, sei es um den religiösen Geist erheblich schlechter gestellt: *Spötter und Verächter des Heilighums finden sich hier freilich nicht, allein sofern der religiöse Geist als kirchlicher Sinn sich zeigt, ist er nur wenig vorhanden.* Und das trotz des guten Beispiels der Guts-herrschaft hinsichtlich des Kirchenbesuchs! Sie fand immer weniger Nachahmer; an einzelnen Sonntagen sank die Zahl der Gottesdienstteilnehmer unter 30, auch mit der Sonntagsheiligung schien es immer schlechter bestellt. Ein gewisses Verständnis brachte der Pfarrer seinen säumigen Gemeindemitgliedern aber entgegen, wenn er als Entschuldigung anführt, dass viele Häuslinge in der Woche ausschließlich für die Gutsherrschaft arbeiteten und daher ihre eigenen Arbeiten nur am Sonntag verrichten könnten.⁶⁶ Als weiterer Faktor einer zunehmenden Entkirchlichung wird somit lokal die Arbeitsüberlastung der Gemeindemitglieder wahrgenommen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nehmen die Klagen sichtlich zu; das im Wendesser Bericht verwendete Bild der „Gemeinde im tiefen geistlichen Schlafe“ wird zum weit verbreiteten Topos. Dieses Phänomen beobachtete Rainer Marbach auch in der Inspektion Göttingen der hannoverschen Landeskirche.⁶⁷ In seiner auf breiter Quellenbasis angelegten Studie zu Säkularisierung und sozialem Wandel im

65 Lucian HÖLSCHER: Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland. Bd. 1. Berlin 2001.

66 Bericht Pfarrer G. Henne vom 4.10.1864, in: LAW S 2321.

67 Rainer MARBACH: Säkularisierung und sozialer Wandel im 19. Jahrhundert. Die Stellung von Geistlichen zu Entkirchlichung und Entchristlichung in einem Bezirk der hannoverschen Landeskirche. Göttingen 1978, S. 38.

19. Jahrhundert stellte er allerdings fest, dass die zunehmende Entchristlichung im Sinne einer verminderten bewusst christlichen Lebensführung in der Inspektion Göttingen durch eine nach wie vor weit verbreitete äußere Kirchlichkeit überdeckt würde. Diese war Ausdruck der traditionswahrenden Haltung des Bauernstandes.⁶⁸ Tatsächlich ist die Abendmahlsteilnahme in der Inspektion Göttingen deutlich höher als in vielen anderen Gegenden der hannoverschen Kirche, aber besonders auch im Vergleich zur braunschweigischen Kirche. Betrug der Anteil der ausgegebenen Kommunionen bezogen auf die evangelischen Gemeindemitglieder 1862 in der Generalinspektion Wolfenbüttel im Schnitt noch 48,1 %, sank er bis 1894 auf 27,4 %.⁶⁹ In der Göttinger Inspektion lag die Zahl 1894 hingegen noch bei 89 %.⁷⁰

Das Vergleichsergebnis klingt erst einmal erschreckend, zu berücksichtigen ist jedoch die unterschiedliche kirchliche Tradition der Regionen, auch innerhalb der braunschweigischen und hannoverschen Landeskirche. So variierte beispielsweise die Anzahl der jährlich veranstalteten Kommunionen lokal erheblich. In homogenen ländlichen Gesellschaften musste offenbar die Tatsache, dass aus dem kirchlichen Zwang der Abendmahlsteilnahme seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine Sitte geworden war, deren Nichtbefolgung nicht mehr sanktioniert wurde, keine rapide Abnahme der Teilnahme bedeuten. Die Lockerung der Sitte ging häufig mit schwindender gesellschaftlicher Homogenität einher. Um die lokalen Verhältnisse und die Gründe für einen Umbruch im religiösen und kirchlichen Interesse der Bevölkerung wirklich beurteilen zu können, müssen Zahlen- und berichtendes Quellenmaterial zusammengeführt werden. Visitationsberichte geben keine wirklich vergleichbaren Aussagen über verschiedene Orte, da die in ihnen enthaltenen Wertungen auf unterschiedlichen Erwartungen der Geistlichen beruhen. In einer Gemeinde konnte 30 % Abendmahlsbeteiligung bereits viel sein, in einer anderen sehr wenig. Im Vergleich mehrerer Berichte ein- und derselben Gemeinde ist hingegen die lokale Tradition und die daraus resultierende Erwartungshaltung des Geistlichen berücksichtigt.

So sprechen die Ahlumer und Wendesser Visitationsberichte tatsächlich für eine massive kirchliche Entfremdung in diesen Gemeinden, die durch den Trend in der Generalinspektion Wolfenbüttel nach der Hölscherschen Statistik bestätigt wird. Das hieß zu jener Zeit aber noch nicht, dass die Menschen scharenweise aus der Kirche ausgetreten wären. Formal hätten sie dies seit 1873 auf Grund der reichsgesetzlichen Regelung tun können. Allerdings fehlt für die Zeit ab 1873 eine verlässliche Datengrundlage, wie Konsistorialrat Schmidt-Phiseldeck 1894 optimistisch konstatierte. Die Anlegung von Austrittsverzeichnissen sei nämlich noch nicht erfolgt, *weil bisher nirgends das Vorhandensein derselben als dringendes Bedürfnis empfunden worden [wäre]*.⁷¹ In punkto Mitgliedschaft blieben somit die Kirchengemeinden gegen Ende des Jahrhunderts noch weit gehend deckungsgleich mit den politischen Gemeinden.

68 Ebd., S. 38.

69 HÖLSCHER (wie Anm. 65), S. 53.

70 Ebd., S. 128f.

71 Carl v. SCHMIDT-PHISELDECK: Das evangelische Kirchenrecht des Herzogthums Braunschweig. Wolfenbüttel 1894, S. 86.

Das sollte sich im 20. Jahrhundert sehr bald ändern. Zu einer ersten größeren Aus trittsbewegung kam es in den Jahren 1905/1906 und insbesondere ab 1918.

6. Maßnahmen gegen eine wachsende kirchliche Entfremdung

Welche Möglichkeiten hatten die Pfarrer, um der wachsenden Entkirchlichung ihrer Gemeinden zu begegnen? 1844 hatte Pfarrer Schedel die Reparatur der Wendeser Kirche als Gottesdienst belebenden Faktor angeführt. Insbesondere nach 1850 kam es auf dem Land verstärkt zum Kirchenbau, den sich die wohlhabender gewordenen Bauern leisteten.⁷² „Rübenkirchen“ war ein verbreiteter Begriff für diese gemeindlichen Prestigebauten. Auch in den Städten entstanden aufgrund des ungeheuren Bevölkerungszuwachses neue Kirchen und gegen Ende des Jahrhunderts die ersten Gemeindehäuser, beispielsweise an St. Katharinen Braunschweig. Die Gestaltung der Bauten folgte gotischen und romanischen Vorbildern, die 1863 in den ‚Allgemeinen Grundsätzen, welche bei dem Baue evangelischer Kirchen zu berücksichtigen sind‘, als christliche Baustile bezeichnet wurden.⁷³ Auch hier begegnet die Rückbesinnung auf alte christliche Werte, die vor allem die Kirchenpolitik des Neuluthertums kennzeichnete.

Trug man dem Bevölkerungswachstum und dem ländlichen Repräsentationsbedürfnis damit zwar Rechnung, konnte man jedoch die Unterschichten kaum und schon gar nicht dauerhaft beeindrucken. Denn die althergebrachte Kirchenstuhlordnung verwies sie insbesondere auf dem Land noch sehr augenfällig auf ihren Platz. Auch bei der Verteilung der Plätze in der 1860 geweihten neuen Ahlumer Kirche wird die soziale Rangordnung des Dorfes und die Geschlechtertrennung deutlich. Ein einziger Anbauer hatte für seine Familie einen Kirchenstand erworben, derselbe, der 1853 als Vertreter der Häuslinge für den Kirchenvorstand kandidiert hatte.⁷⁴ Bereits 1829 hatte sich in Ahlum ein Kirchenstuhlstreit zwischen einem Kotsassen und einem Brinksitzer oder vielmehr zwischen deren weiblichen Familienmitgliedern um den geteilten Frauenstand der beiden Familien zugetragen. Auch dieser verweist auf die lokale Rangordnung. Brinksitzer, die nicht zu den Reihewohnern des Ortes zählten⁷⁵, mussten um ihren Anteil an den Kirchenplätzen kämpfen.

1888 kam der Ahlumer Pfarrer Klusmeyer, da er eine persönliche Einwirkung auf die problematischen Arbeiterkreise für ausgeschlossen hielt, auf die Idee, eine Volksbibliothek einzurichten und Sonntagspredigten des Berliner Hofpredigers Adolf Stöcker gezielt an die Arbeiterfamilien zu verteilen. Der eine oder andere würde sich sicher die Mühe geben, sie zu lesen und dadurch wieder einen Sinn für

72 Vgl. Falko Rost: Kirchliches Bauen in der Zeit des Landesherrlichen Kirchenregimentes von 1568 bis 1918. Wolfenbüttel 2004 (Bauen in der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig seit der Reformation 1), S. 18–24.

73 Die „Allgemeinen Grundsätze beim Bau evangelischer Kirchen“ waren auf der Eisenacher Kirchenkonferenz 1861 erarbeitet worden und wurden am 11.04.1863 durch konsistoriale Bekanntmachung für das Herzogtum Braunschweig adaptiert, vgl. Rost (wie Anm. 72) (Text der Allgemeinen Grundsätze z.B. in: LAW, Pa AWA 301).

74 LAW, Pa AWA 181.

75 Vgl. zur dörflichen Sozialordnung Mechthild Wiswe: Dörfliches Leben. In: Die Braunschweigische Landesgeschichte (wie Anm. 4), S. 891–914, hier: S. 891f.

das Wort Gottes entwickeln. Stöcker leistete mit dem Ausbau der Berliner Stadtmission und der Gründung der Christlich-sozialen Arbeiterpartei im Jahr 1878 einen wesentlichen Beitrag zur Politisierung des Protestantismus im Kaiserreich. Ihre Programmatik war auf das Kleinbürgertum ausgerichtet und hatte dabei eine ausgesprochen antisemitische, antiliberale und antisozialdemokratische Zielrichtung. Seine Ideen zur sozialen Frage, die zweifellos das soziale Gewissen des Protestantismus schärften, waren allerdings auf den Staat als Lösungsinstanz ausgerichtet und trugen so erst recht zu einer Vertiefung der Gräben zur Sozialdemokratie bei, die zur gleichen Zeit von früheren staatssozialistischen Ideen mehr und mehr abrückte.⁷⁶

Ob sich mit den Stöckerschen Predigten in Wendessen und anderswo die mittlerweile beachtliche geistliche und inhaltliche Ferne zu den ländlichen und städtischen Arbeitern überbrücken ließ, mag wohl bezweifelt werden, zumal die sich seit Ende der 1890er Jahre stabilisierende Sozialdemokratie⁷⁷ immer mehr Aufwind bekam. Erschwerend kam aber noch das Problem hinzu, wie die kostenlose Verteilung der Stöckerschen Predigten in Ahlum finanziert werden konnte. Hiermit ist auf ein grundlegendes Finanzproblem der Kirchengemeinden verwiesen, das mindestens während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu ihrer weit verbreiteten Resignation gegenüber der sozialen Frage und der mit ihr einhergehenden Entkirchlichung breiter Schichten beitrug. Es fehlten ihnen sowohl die finanzielle Bewegungsfreiheit als auch die Mittel, um dem Problem lokal wirksam begegnen zu können. Mit dem Kirchenvorstandsgesetz von 1851 war die Finanzkompetenz der Kirchengemeinde auf die Kirchenkasse beschränkt worden. Größere Ausgaben bedurften der subsidiären Unterstützung der Kommune. Bislang hatte sich diese Beschränkung vor allem im Baubereich ausgewirkt. 1882 erhielten die Kirchenvorsteher die Ausgabenvollmacht für die Durchführung kleinerer Baumaßnahmen bis zu 50 Mark und für unvorhergesehene Ausgaben für kirchliche Zwecke bis zu 150 Mark.⁷⁸ Innere Mission, Sozialarbeit und Gemeindeaufbau waren als neue Betätigungsfelder in der traditionellen kirchlichen Verwaltung noch nicht sehr verankert. Durch die Vereinsaktivitäten und die Debatten in der Landessynode kamen sie gegen Ende des Jahrhunderts allmählich soweit im kirchlichen Denkhorizont an, dass sie als originärer und daher auch zu finanzierender Aufgabenbereich wahrgenommen wurden.

Die wiederholten Anträge des Pfarrers Klusmeyer von 1888 bis 1897 belegen diese Beobachtung: Wie oben geschildert, war sein Vorgänger Cunze anlässlich der Visitation von 1884 ermahnt worden, Kollektengelder und Mittel der Kirchenkasse nur für eigene kirchliche Zwecke einzusetzen.⁷⁹ Hierbei war auch das Stichwort der Mildtätigkeit gefallen. Zehn Jahre später erfuhr die Situation eine fast absurde Zuspitzung. Im Visitationsbericht von 1894 war das mangelnde Interesse der Wen-

76 Vgl. zu Adolf Stöcker GRESCHAT, *Industrielle Revolution* (wie Anm. 2), S. 210–218.

77 Vgl. Hans-Ulrich LUDEWIG: *Industriearbeiterschaft und Organisation. Die Arbeitergeschichte im Herzogtum Braunschweig 1890–1905*. In: Werner PÖLS und Klaus Erich POLLMANN (Hrsg.): *Moderne Braunschweigische Geschichte*. Hildesheim 1982, S. 150 – 174, hier: S. 170.

78 Kirchengesetz, die Erweiterung der Kompetenz der Kirchenvorstände zu Geldverwilligungen betreffend, Braunschweig den 8. Mai 1882, in: GuV, 69. Jg. 1882, Nr. 21, S. 117f.

79 Siehe LAW, PrA Wf 544.

desser an innerer und äußerer Mission scharf gerügt worden.⁸⁰ Pfarrer Klusmeyer begründete nun seinen Antrag, die Stöckerschen Sonntagspredigten aus Mitteln der Kirchenkasse zu beschaffen, mit den Bestimmungen des Kirchengesetzes von 1882, das den Kirchenvorständen das Budgetrecht für bis zu 150 Mark für kirchliche Zwecke zugestanden hatte. In deutlich verweisendem Ton wurde ihm geantwortet, dass die Entscheidung über das, was kirchliche Zwecke wären, im Zweifelsfall dem Konsistorium zukäme. Obwohl die Ahlumer Kirche ein ausreichendes Vermögen besaß und aus den laufenden Zinsen die erforderlichen Mittel aufbringen konnte, musste sich der Kirchenvorstand die konsistoriale Belehrung gefallen lassen, dass eine Volksbibliothek und die Verteilung von Sonntagspredigten nicht zu den ursprünglichen Kirchenzwecken gehörten. Das waren nämlich die Baulast und die Kultuskosten. Dem Pfarrer wurde empfohlen, Sammlungen in der Gemeinde abzuhalten. Da Klusmeyer offenbar nicht locker ließ, erlangte er für die Jahre bis 1898 doch noch die Genehmigung, zumindest die Sonntagspredigten aus Mitteln der Kirchenkasse zu erwerben. 1897 schlug man ihm vor, statt der Stöckerschen Predigten auch einmal diejenigen des Evangelischen Vereins Hannover zu verteilen.⁸¹

III. Schluss und Ausblick

Bereits aus den wenigen zitierten Berichten über die kirchliche und gemeindliche Situation in den Kirchengemeinden Ahlum und Wendessen wurde deutlich, dass sich die gesellschaftlichen Umbrüche des 19. Jahrhunderts auch in den Gemeinden des Herzogtums Braunschweig bemerkbar machten. Auch die Ortsgeistlichen und Superintenden ten waren sich dessen bewusst. So verweisen ihre Visitationsberichte 1840 und 1844 auf die soziale Notlage der ländlichen Tagelöhner und ab 1884 auf die fortgeschrittene Entkirchlichung der Arbeiterschaft. Die früheren Berichte zeugen von einer nach wie vor bestehenden Bindung zwischen dem Geistlichen und der gesamten Gemeinde, wobei der Zusammenhang zwischen der sozialen Lage und der zunehmenden kirchlichen Entfremdung offenbar noch nicht in seiner ganzen Dimension erfasst wurde. Das Vorkommen unehelicher Kinder wurde, wahrscheinlich im Bewusstsein der prekären Lage der Tagelöhner, eher nachsichtig erwähnt. Gründe für eine wachsende kirchliche Entfremdung suchte man eher bei der Guts herrschaft als in einem möglichen Versagen der Kirche angesichts dieser Lage. Zugleich schärfte die Einführung der Kirchenvorstände das Bewusstsein der sozialen Verantwortung. Diese wurde jedoch eher bezogen auf Einzelfälle wahrgenommen. Ab 1884 besteht auch für die kirchlichen Instanzen kein Zweifel mehr an der kirchlichen Entfremdung großer Kreise. Aber auch jetzt lässt sich nicht verkennen, dass vorgeschlagene Maßnahmen viel zu kurz griffen und Ansätze, dem Problem auch auf Gemeindeebene mit Konzepten der Inneren Mission zu begegnen, wenig erfolgversprechend waren und keinesfalls mit dem umfassender ansetzenden unterneh-

80 Vgl. ebd. sowie LAW, Pa AWA 10.

81 Vgl. ebd.

merischen Impetus der Vereinsbewegung der Inneren Mission außerhalb der Amtskirche konkurrieren konnten.

Zweifellos litt die einzelne Kirchengemeinde in Bezug auf die Wahrnehmung sozialer Aufgaben und des dringend notwendigen Gemeindeaufbaus unter einem eklatanten Mangel an finanzieller Bewegungsfreiheit. Dieser war neben dem beginnenden personellen Auseinanderfallen von Kirchengemeinden und politischen Gemeinden und vielen weiteren Faktoren ein Beweggrund für die grundsätzliche Neuordnung der kirchengemeindlichen Rechtsstellung und Kompetenzen in der Kirchengemeindeordnung vom 11. Juni 1909. Sie bestimmte auch das Verhältnis zwischen Kirchengemeinde und Ortsgemeinde auf völlig neue Weise. In der Rechtsnachfolge der nun entlasteten Ortsgemeinde hatte die Kirchengemeinde für Erhaltung und Beschaffung der Mittel zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen und konnte, soweit diese nicht aus den laufenden Mitteln und dem Kirchenvermögen zu decken waren, Ortskirchensteuern erheben.⁸² Diese konnten nur noch von Kirchengemeindemitgliedern erhoben werden, was sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts zusammen mit der seit 1922 eingeführten Landeskirchensteuer zu einem der Hauptargumente für den Kirchenaustritt entwickelte. Es zeigt sich auch hier, dass der Optimismus, den Kirchenrat Schmidt-Phiseldeck noch 1898 angesichts zu vernachlässigender Kirchenaustrittszahlen geäußert hatte, die künftige Entwicklung auf unangebrachte Weise unterschätzte.

Zusammenfassend kann man der kirchlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert dieselben Ungleichzeitigkeiten unterstellen, die Birgit Pollmann für die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen des Herzogtums Braunschweig konstatierte.⁸³ Eine noch ausstehende vertiefte Untersuchung ist dringend geboten.

⁸² Kirchengemeindeordnung (wie Anm. 37), S. 339.

⁸³ Birgit POLLMANN (wie Anm. 6), S. 216.

Staatskommissare im Helmstedter Rathaus 1929 bis 1933

von

Matthias Krüger

Nach dem Gemeinderecht des ehemaligen Freistaats Braunschweig¹ war es kaum anders als heute: Wenn eine Stadt ihre Probleme nicht mehr in den Griff bekam, konnte die jeweilige Kreisdirektion schwerstes Geschütz auffahren und einen Beauftragten einsetzen,² der vor Ort dann das Sagen hatte, und zwar anstelle der kollektionalen Behördenleitung, Rat genannt, anstelle der Stadtverordnetenversammlung oder sogar anstelle beider. Ein solcher „Staatskommissar“ bedeutete das einstweilige Ende der lokalen Selbstverwaltung. Deshalb entsprach seine Beliebtheit in den Rathäusern ungefähr derjenigen des Gerichtsvollziehers bei Privatleuten. Trotzdem mussten vor allem gegen Ende der Weimarer Republik zahlreiche kommunale Gebietskörperschaften die Bekanntheit des ungebetenen Gastes machen.³ Auch Helmstedt gehörte dazu. Gleich vier Mal gaben Staatskommissare hier den Ton an – öfter als irgendwo sonst im Braunschweigischen.⁴

Das Bier und die Haushaltsnot

Das erste Staatskommissariat war Mitte 1924 über die Stadt am Lappwald hereingebrochen. Ein Kompetenzgerangel zwischen dem Rat und der Stadtverordnetenversammlung hatte zum Sitzungsboykott der bürgerlichen Abgeordneten geführt und den Beauftragten auf den Plan gerufen. Dank der geschickten Vermittlung von Kreisdirektor Dr. Erwin Blasius⁵ hatte sich der Konflikt jedoch nach knapp drei Monaten in Wohlgefallen aufgelöst.⁶

1 Gemeint ist hier nur die Städteordnung (im Folgenden: StO) vom 15.11.1924, Braunschweigische Gesetz- und Verordnungsammlung (GuVS) S. 271 ff.

2 Vgl. § 179 StO.

3 Keineswegs allein Kommunen im Braunschweiger Land: 1933 standen nicht weniger als 600 preussische Städte und Gemeinden unter dem Regime von Staatskommissaren: Wolfgang HAUS: Staatskommissare und Selbstverwaltung 1930–1933. In: Der Städtetag 1956, S. 96 f.

4 So die Braunschweigische Gemeindekammer, Abteilung für Angelegenheiten der Städte, in ihrem Beschluss vom 15.7.1931 – G.K. 13/31 –, S. 8 f. (= Helmstedter Kreisblatt, 3.11.1931), Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VI/002 Nr. 21. Die Kammer nahm diesen traurigen „Rekord“ sogar schon wegen der bei ihr aktenkundigen drei Fälle an.

5 Zur Biographie Blasius', der von 1870 bis 1959 lebte, seit 1914 Helmstedter Kreisdirektor war und 1933 aus diesem Amt schied, vgl. näher Matthias KRÜGER: Ein Mann am Anfang von 75 Jahren Kreismuseumsgeschichte: Kreisdirektor Dr. Erwin Blasius. In: Landkreis Helmstedt. Kreisbuch 2004. Helmstedt 2003, S. 177 ff.

6 Matthias KRÜGER: Ein Fußballplatz als Zankapfel: Der Helmstedter Kommunalkonflikt von 1924. In: ALTSTADT-KURIER 2008, Heft 1, S. 5 ff.

Rund fünf Jahre lang hielt der Burgfriede. Dann war es wieder so weit. Drückende Haushaltsprobleme lösten neuen Streit aus, Haushaltsprobleme, wie sie 1928/29 wegen der bereits am „Vorabend“ der Weltwirtschaftskrise⁷ spürbaren Rezession⁸ die Braunschweigischen Kommunen und auch den Freistaat selbst immer ärger plagten.⁹

Das kleine, strukturschwache Land hatte seit langem über seine Verhältnisse gelebt und inzwischen gut 27 Millionen Reichsmark (RM) an Schulden aufgetürmt.¹⁰ Der Staatsetat für 1929 sah zusätzliche Kredite von ca. 14 Millionen RM vor, schloss aber trotzdem bei Einnahmen von 59,8 Millionen RM und Ausgaben von 64,1 Millionen RM mit einem Defizit von etwa 4,3 Millionen RM ab; Zins und Tilgung verschlangen allein 3,1 Millionen RM.¹¹

Noch trostlosere Zahlen konnte die sozialdemokratische Landesregierung unter Ministerpräsident Dr. Heinrich Jasper nur durch einen tiefen Griff in die kommunalen Taschen verhindern. Sie kürzte etwa den Städteanteil am Hauszinssteuerertrag um neun Prozent und denjenigen am Ertrag der Einkommensteuer gar um 10 bis 15 Prozent.¹² Jaspers Etatentwurf fand freilich Anfang 1929 zunächst keine Parlamentsmehrheit,¹³ so dass u. a. die von den staatlichen Zuweisungen abhängige Finanzplanung Helmstedts ins Stocken geriet. Deswegen ließ sich der Rat¹⁴ von den Stadtverordneten sicherheitshalber ermächtigen, bis zum 30. Juni 1929 im Rahmen der Ansätze des vergangenen Jahres wirtschaften zu dürfen.¹⁵

7 Sie begann im Oktober 1929 mit dem New Yorker Börsenkrach („Schwarzer Freitag“).

8 Bernd ROTHER: Der Freistaat Braunschweig in der Weimarer Republik (1919–1933). In: Horst-Rüdiger JARCK, Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 945 ff., 968.

9 Vgl. dazu den Bericht des Helmstedter Kreisblatts vom 8.2.1929 über den außerordentlichen Städte- und Landkreistag in Braunschweig (*Existenzkampf der braunschweigischen Städte und Kreise*). Die Haushalte der Städte im Freistaat waren 1928 durchweg defizitär; 1929 sah das nicht viel anders aus: Helmstedter Kreisblatt, 25.4. und 29.6.1929.

10 Ernst-August ROLOFF: Braunschweig und der Staat von Weimar. Braunschweig 1964, S. 149, 209.

11 Staatshaushaltsplan für das Rechnungsjahr 1929 = Anlage zum Staatshaushaltgesetz für das Rechnungsjahr 1929 vom 17.5.1929, GuVS S. 91 ff., 95 ff., 101.

12 §§ 3 f. Staatshaushaltsgesetz 1929; Helmstedter Kreisblatt, 15.6.1929.

13 ROLOFF (wie Anm. 10), S. 153.

14 Dem Gremium gehörten seit der Stadtratswahl vom März 1928 außer dem Bürgermeister noch die unbesoldeten Mitglieder Hermann Depold und Otto Kirchhoff für die Bürgerlichen sowie Franz Hanisch und Jos. Schnelle als SPD-Vertreter an: Hans-Erhard MÜLLER: Helmstedt – die Geschichte einer deutschen Stadt. 2. Auflage Helmstedt 2004, S. 529, 735.

15 Beschluss der Stadtverordnetenversammlung vom 12.4.1929, Sitzungsniederschrift, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-07 Nr. 29; Helmstedter Kreisblatt, 13.4.1929. Solche Ermächtigung entsprach der gängigen kommunalen Praxis, war jedoch nicht frei von rechtlichen Zweifeln: Beschluss der Braunschweigischen Gemeindekammer, Abteilung für Angelegenheiten der Städte, vom 28.6.1929 – G.K. 6/29 –, S. 5 (= Die Gemeinde, Jg. 1929, Nr. 19, S. 85 ff.), Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-08 Nr. 4.

Mitte März 1929 präsentierte Bürgermeister Dr. Hermann Velke¹⁶ seinen Vorschlag für das Rechnungsjahr ab dem 1. April.¹⁷ Nachdem der Staatshaushalt endlich durch den Landtag gebracht war¹⁸ und die Höhe der Zuweisungen feststand, wurde das ganze Ausmaß der örtlichen Misere deutlich: Zur Deckung der laufenden Kosten von 1,8 Mio. RM, davon knapp 200 000 RM für den Schuldendienst, fehlten 164 000 RM. Hinzu traten das Minus bei der Hauszins- und der Einkommensteuer (80 000 RM) und das 1928er Defizit (98 000 RM).¹⁹ Insgesamt musste die Stadt also rund 350 000 RM zusammenkratzen, wenn sie keine roten Zahlen schreiben wollte.

Aber wie sollte das geschehen? Wie sollte man dem vom Gesetz jedenfalls prinzipiell geforderten Haushaltsausgleich²⁰ zumindest näher kommen? Rat und Bürgermeister ergriffen mit einem Paket von Konsolidierungsvorschlägen die Initiative: Die Stadtverordnetenversammlung möge u. a. den *örtlichen Verbrauch des im Stadtgebiete hergestellten und des in das Stadtgebiet eingeführten Bieres* besteuern.²¹ *Bei einem Steuersatz von 7 v. H. des Herstellerpreises werden wir auf ein Aufkommen von 25–30 000 RM rechnen können*²², meinte Dr. Velke.

Die Idee stieß auf ein geteiltes Echo. Während die SPD-Fraktion, seit den Wahlen vom Februar 1928 aus acht Abgeordneten bestehend, Zustimmung signalisierte, waren die neun bürgerlichen Mandatsträger²³ strikt gegen die neue Steuer. Das Haushaltsgleichgewicht lasse sich so nicht erreichen, selbst wenn die Bierabgabe mit diversen Einsparungen²⁴ und einer vom Rat ebenfalls zur Diskussion gestellten Erhöhung der Gewerbesteuerzulage von 65 auf 115 v. H. kombiniert werde.²⁵ Die Stadt müsse *aus innerer Überzeugung ... nein sagen* zu ihrer fremddiktierten Geldnot; sie müsse Schluss machen mit der Kommunalpolitik auf Pump, den Freistaat in die Pflicht nehmen und ihm hinreichende Steuerüberweisungen abringen.²⁶

16 Dr. Velke (1883–1952), Mitglied der nationalliberalen Deutschen Volkspartei, war 1919 als Kandidat der Bürgerlichen und mit Unterstützung der SPD zum hauptamtlichen Bürgermeister gewählt worden. Er blieb es bis Ende 1933: Matthias KRÜGER: Helmstedts Bürgermeister zur Zeit der Weimarer Republik: Vom Aufstieg und Fall des Dr. Hermann Velke. In: ALTSTADT-KURIER 2004, Heft 2, S. 10 ff.; 2005, Heft 1, S. 17 ff.

17 Vorlage des Rates der Stadt vom 14.3.1929, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-07 Nr. 29.

18 ROLOFF (wie Anm. 10), S. 153.

19 Helmstedter Kreisblatt, 19.7.1929. Die städtische Haushaltsrechnung hatte 1924/25 noch einen Überschuss ergeben. Danach waren aber jedes Jahr Fehlbeträge entstanden: Ebd., 22.6.1929.

20 Vgl. § 127 Abs. 3 StO.

21 Vorlage des Rates der Stadt an die Stadtverordnetenversammlung vom 30.4.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17). Die Biersteuer war in Helmstedt bereits von 1913/14 bis 1923/24 erhoben worden: Reinhold WENDT (Bearb.): Bericht über die Verwaltung der Stadt Helmstedt in den Jahren 1913 bis 1925. S. Helmstedt 1926, S. 28.

22 Vorlage des Rates, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17).

23 MÜLLER (wie Anm. 14), S. 736.

24 Die vom Rat angeregten Einsparungen addierten sich auf 69 000 RM (Helmstedter Kreisblatt, 19.7.1929). Sie hatten z. B. die Verschiebung notwendiger Reparaturen an städtischen Gebäuden und Straßen zum Gegenstand, womit sich das Stadtparlament aber nicht anfreunden konnte. Zusätzliche Anleihen waren bei der Staatsbank im Übrigen nicht zu bekommen (ebd., 15.6.1929).

25 Helmstedter Kreisblatt, 22.6.1929.

26 Ebd., 15.6.1929, vgl. ferner die Ausgaben vom 22.6. und 16.8.1929.

Dieser finanzpolitische „Crash-Kurs“ bestimmte die kommenden Entscheidungen: Am 17. Mai 1929 lehnte die bürgerliche Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung zunächst die Biersteuerordnung ab²⁷, am 14. Juni d.J. schließlich den gesamten Haushaltsentwurf der Verwaltung. Und man setzte noch eins drauf: Der Rat erhielt keine Ermächtigung, auch nach dem 30. Juni ohne Etat zu wirtschaften.²⁸

Was als Signal gen Braunschweig gedacht war, brachte zuallererst den Bürgermeister in Bedrängnis. Bald würden im Rathaus quasi die Lichter ausgehen; denn mangels einer zumindest vorläufigen Haushaltsgrundlage hätte die Stadtkasse ab dem 1. Juli keinerlei Zahlung mehr leisten dürfen. Obendrein brachte jeder biersteuerfreie Tag die Stadt um dringend benötigte Einnahmen. Dr. Velke griff also zur Feder und berichtete der Kreisdirektion²⁹ am Südertor über das Debakel.

Nun war Dr. Blasius am Zuge, und wieder hoffte der Kreisdirektor, die Dinge gütlich regeln zu können. Warum sollte seine Schlichtung nicht zum gleichen Erfolg führen wie 1924? Aber diesmal irrte Blasius sich. Die für den 21. Juni 1929 terminierte *Verhandlung der Aufsichtsbehörde mit den Stadtverordneten über die erfolgte Ablehnung des Haushaltsplanes 1929/30* scheiterte schon nach einer Viertelstunde an der kompromisslosen, sicher auch von parteitaktischen und landespolitischen Erwägungen geprägten Haltung der Bürgerlichen.³⁰

Bis zum Ablauf der Ermächtigung zur vorläufigen Haushaltswirtschaft, bis zum „Show-down“ im Rathaus blieb kaum noch Zeit. Schweren Herzens holte der Kreisdirektor also die kommunalaufsichtliche Keule hervor: Wenn die Stadtverordnetenversammlung die zu einer geordneten Verwaltung erforderlichen Beschlüsse hartnäckig verweigerte, musste eben an ihre Stelle ein Staatskommissar treten. Zu dessen Berufung brauchte es die Zustimmung der Gemeindekammer³¹, einer gerichtsähnlichen Staatsbehörde, deren Mitglieder vom Staatsministerium ernannt wurden und keinen Weisungen unterlagen.³²

Den Zustimmungsantrag von Blasius verhandelte die Gemeindekammer am 28. Juni 1929. Der Antrag ging durch – freilich keineswegs so glatt, wie der Kreisdirektor das wohl erwartet hatte. Zwar sei gegen eine Stadt einzuschreiten, falls *die Stadtverordnetenversammlung es ablehnt, Maßnahmen zu treffen, die dem Rate ermöglichen, die zur ordnungsgemäßen Verwaltung ... erforderlichen Ausgaben*

27 Sitzungsniederschrift vom 17.5.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17). Hierbei wurden auch Rechtsbedenken gegen die neue Steuer geltend gemacht: Helmstedter Kreisblatt, 4.5., 17.5. und 18.5.1929.

28 Sitzungsniederschrift vom 14.6.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17); Helmstedter Kreisblatt, 15.6.1929.

29 Die Kreisdirektion übte die Staatsaufsicht über die Stadt aus: § 173 Abs. 1 StO.

30 Helmstedter Kreisblatt, 22.6.1929. Die bürgerliche Mehrheit sprach sich laut diesem Pressebericht sogar explizit für die Einsetzung eines Staatskommissars aus, damit der Freistaat die Verantwortung für die städtische *Finanzgebarung* übernehme.

31 § 179 S. 1 StO. Durch die (Not-) Verordnung zur Sicherung der Haushalte der Kreisgemeindev Verbände, Städte und Landgemeinden vom 11.9.1931 (GuVS S. 177f.) wurde dieser Zustimmungsvorbehalt abgeschafft.

32 § 181 StO in Verbindung mit dem Gemeindekammergesetz vom 15.11.1924, GuVS S. 338 ff.

zu leisten.³³ Das Kommunalparlament habe aus der gemeindlichen Selbstverwaltung nämlich *nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten*, und diese Pflichten hätten die Abgeordneten nun einmal unbedingt zu erfüllen, schrieb die Kammer den Helmstedtern ins Stammbuch.

Ein Staatskommissar dürfe jedoch erst in Aktion treten, wenn sich ordnungsgemäße Verhältnisse *nicht auf anderem Wege* herstellen ließen.³⁴ Wenige Tage vor dem Ende der Haushaltsermächtigung sei das hier inzwischen der Fall, und einen Teil Verantwortung dafür trage – die Kreisdirektion. Statt mit den Abgeordneten zu sprechen, so der Zustimmungsbeschluss weiter, wäre die Behörde besser beraten gewesen, unverzüglich einen Zwangsetat festzusetzen und dessen sofortige Vollziehung anzuordnen. Beides hätte bis zum 30. Juni 1929 klappen können, die Selbstverwaltungsrechte der Stadtverordnetenversammlung geschont und deren völlige Ausschaltung überflüssig gemacht.³⁵

Dr. Blasius wird die Kritik verschmerzt haben, eine Hinterher-Kritik, die immer wohlfeil ist. Noch am Tage der Kammerverhandlung verfügte er die Einsetzung eines *Beauftragten zur Wahrnehmung der Obliegenheiten der Stadtverordnetenversammlung Helmstedt*. Mit der schwierigen Mission betraute der Kreisdirektor den Vorsitzenden des Kommunalparlaments, Paul Beccard (SPD).³⁶ Die Personalentscheidung war nicht am Südertor gefallen. Der Braunschweigische Innenminister selbst hatte sie getroffen³⁷ – sehr zum Ärger der Bürgerlichen, die die Neutralität und die Standhaftigkeit Beccards gegenüber dem sozialdemokratisch regierten Land anzweifelten,³⁸ dabei aber die Weisungsgebundenheit auch jedes anderen Inhabers des Staatskommissarsamts verkannten.

Paul Beccard nahm seine Tätigkeit am 29. Juni 1929 auf und verschaffte dem Rat der Stadt zunächst, kurz vor Toreschluss, eine neue Ermächtigung zur vorläufigen Haushaltswirtschaft nach Maßgabe des Haushaltsplanentwurfs 1929/30 *einschließlich der vom Bürgermeister vorgeschlagenen Ersparnisse*.³⁹ Er beschloss dann u. a. die Biersteuerordnung und führte eine Pensionatssteuer ein. Beccard erhöhte ferner das für den Besuch der Landwirtschaftlichen Lehranstalten und des Lyzeums jeweils zu zahlende Schulgeld von 150 RM auf 225 RM (Einheimische) bzw. von 160 RM auf 260 RM (Auswärtige), setzte eine Anhebung des Gewerbesteuerzuschlags um 75 v. H. fest und kam summa summarum zu einem kalkulatorischen Haushaltsdefizit

33 Beschluss der Braunschweigischen Gemeindekammer, wie Anm. 15, S. 5f. der Ausfertigung.

34 Ebd., S. 8 unter Hinweis auf § 179 S. 1 StO.

35 Ebd., S. 8f.

36 Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt vom 28.6.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17); Helmstedter Kreisblatt, 29.6.1929. Beccard, ein Gewerkschaftsangestellter, war seit 1921 Stadtverordneter (zunächst für die USPD, ab 1923 für die SPD) und wurde 1930 unbesoldeter Stadtrat. Dieses Amt legte er im März 1933 unter Druck der Nazis nieder: Erich HOLTZ: Vom Arbeiterbildungsverein zur Sozialdemokratischen Partei. Eine Dokumentation der Geschichte der politischen Arbeiterbewegung in Helmstedt. O.J. (wohl 1992), S. 325; MÜLLER (wie Anm. 14), S. 529, 735, 796.

37 Die Verfügung der Kreisdirektion (wie Anm. 36), nimmt ausdrücklich auf eine entsprechende ministerielle Weisung Bezug.

38 Helmstedter Kreisblatt, 15.6., 22.6. und 16.8.1929.

39 Schreiben Beccards vom 29.6.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17).

von nur 37 000 RM,⁴⁰ dessen Ausgleich durch staatliche Sonderzuweisungen erfolgen sollte. Der Staatskommissar hatte seine Arbeit getan. Schon am 22. Juli 1929 konnte er deshalb wieder abberufen werden.⁴¹

Das kommunalpolitische Erdbeben stand allerdings erst noch bevor. Die Bürgerlichen liefen Sturm gegen die Beschlüsse des SPD-Mannes⁴², und die Lokalpresse assistierte in ziemlich übler Art und Weise. Beccard, der *Mussolini im Kleinen*, habe dem *Bürgertum* mit seinen *diktatorischen Verordnungen* einen *Hieb nach dem anderen* verpasst und einen wahren *Raubzug* durch den Geldbeutel der Einwohnerschaft veranstaltet, polemisierte das „Helmstedter Kreisblatt“. Die Sozialdemokraten hätten sich demaskiert, und der *gesamten Bevölkerung* sei jetzt klar, *wohin die Reise geht, wenn die Linke Machthaberin im Stadtparlament wird*. Es müsse sich rächen, *in einer wirtschaftlich so schweren Zeit, wie die Gegenwart ist, die Steuer-schraube derartig anzudrehen*. Statt einer *Ankurbelung der Wirtschaft* sei ein *neuer Rückschlag* zu erwarten.⁴³

Besonders erregte die Gemüter die Beccard-Entscheidung, die Landwirtschaftlichen Lehranstalten an der Wilhelmstraße (heute Lademann-Realschule) aufzulösen und schon ab Ostern 1930 keine Schüler/innen mehr aufzunehmen.⁴⁴ Anlass dieser von der SPD-Fraktion initiierten Entscheidung war der hohe Zuschussbedarf der 1869 gegründeten, 1885 in städtische Trägerschaft übernommenen Lehranstalten,⁴⁵ die inzwischen das Landwirtschaftliche Seminar, die eigentliche Landwirtschaftliche Schule und eine Oberrealschule umfassten.⁴⁶ Gut 157 000 RM musste die Stadt drauflegen – mehr als sie netto für die gesamte Wohlfahrtspflege ausgab.⁴⁷ Zudem stiegen die Personalkosten samt Pensionslasten, während die Schülerzahlen seit 1925 kontinuierlich zurückgingen⁴⁸.

Die Bürgerlichen, seitens der Zeitungsleute wiederum nach Kräften unterstützt, vermuteten hinter der Schulschließung den Versuch, Räume für eine ideologisch verdächtige „Weltliche Schule“⁴⁹ zu beschaffen.⁵⁰ Die Deutsche Volkspartei, die Kaufmannsgilde und der Handwerkerbund, aber auch der Verkehrsverein u. a. m.

40 Helmstedter Kreisblatt, 19.7.1929.

41 Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt vom 22.7.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17).

42 Helmstedter Kreisblatt (wie Anm. 38).

43 Ebd., 19.7.1929.

44 Ebd.

45 Heinrich KREMP: Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Landwirtschaftlichen Schule Marienberg zu Helmstedt. Helmstedt 1894, S. 23 ff., 46 ff.; Rudolf STANJEK: Hundert Jahre Landwirtschaftliche Lehranstalten in Helmstedt 1869–1969. Helmstedt 1969, S. 15 ff.

46 STANJEK (wie Anm. 45), S. 39. Die neunstufige Oberrealschule war erst 1921 aus der Realschulabteilung hervorgegangen: WENDT (wie Anm. 21), S. 42.

47 Helmstedter Kreisblatt, 30.3.1929. Im Freistaat hatten freilich auch andere Städte ganz ähnliche Probleme mit ihren höheren Schulen: Ebd., 6.4.1929.

48 STANJEK (wie Anm. 45), S. 43. 1929 wurden insgesamt 445 Schüler gezählt; 1925 waren es noch 806 gewesen.

49 S. näher Reinhard BEIN. Braunschweig zwischen rechts und links. Der Freistaat 1918 bis 1930. Materialien zur Landesgeschichte. Braunschweig 1990, S. 208 ff., 218 ff.; ROTHER (wie Anm. 8), S. 966 f.

50 Helmstedter Kreisblatt, 19.7.1929.

riefen die *Bürger an die Front*⁵¹ und brachten Mitte August 1929 rund 800 Menschen⁵² zu einer Protestversammlung auf die Beine.

Per Resolution, die übrigens die finanzpolitische Linie der bürgerlichen Abgeordneten billigte und die steuerlichen Maßnahmen des Staatskommissars verurteilte, forderte diese Versammlung den Erhalt der Einrichtung; denn die Landwirtschaftlichen Lehranstalten gäben dem Namen des Schulstandorts Helmstedt einen *guten Klang* und seien als wichtiger Wirtschaftsfaktor unverzichtbar.⁵³ Auf den Personalausgaben bleibe die Stadt sowieso hängen, und die Schülerzahlen würden sicher steigen, wenn es der Landwirtschaft einmal besser gehe.

Mit ähnlicher Argumentation beanstandete der Rat den Beschluss Beccards⁵⁴, ohne die Frage anzusprechen, ob die erst frühestens ab dem nächsten Jahr haushaltswirksame Schulschließung vom Staatskommissar überhaupt hätte angeordnet werden dürfen. Unter dem Aspekt dessen bloßer „Notbefugnis“ scheint das durchaus zweifelhaft. Doch das interessierte kaum jemanden. Die Mehrheitsverhältnisse in der Stadtverordnetenversammlung waren ja klar: Die neun Bürgerlichen machten sich die Beanstandung zu eigen und kassierten jenen Beschluss; die Sozialdemokraten blieben wieder zweiter Sieger.

Rebellion gegen die Bürgersteuer

Auch nach 1929 musste Helmstedt kleine Brötchen backen – gerade nach 1929; denn die wirtschaftliche Rezession machte sich nun mit voller Wucht bemerkbar. Eine Pleitewelle überrollte die Stadt, und die Arbeitslosigkeit wuchs in rasantem Tempo. Während Anfang Oktober 1929 unter den rund 17 500 Einwohnerinnen und Einwohnern⁵⁵ lediglich 257 ohne Job waren, schwoll letztere Zahl nur binnen dreier Monate auf 851 Personen an. 1931 registrierte man bereits 1320, ein Jahr später sogar 1810 Arbeitslose,⁵⁶ von denen immer mehr nach immer kürzerer Zeit aus den mageren Leistungen der Arbeitslosenversicherung „ausgesteuert“, auf die bedürftigkeitsabhängige *Krisenunterstützung* verwiesen und schließlich als *Wohlfahrtserwerbslose*⁵⁷ der kommunalen Fürsorge zugeschoben wurden.⁵⁸ Deren

51 Vgl. die entsprechende Zeitungsanzeige ebd., 15.8.1929.

52 So jedenfalls die Eingabe des Wirtschaftsverbands des Mittelstands von Stadt und Land Braunschweig – Kreisverband Helmstedt – an die Stadtverordnetenversammlung vom 21.8.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17).

53 Helmstedter Kreisblatt, 16.8.1929.

54 Schreiben des Rates der Stadt an die Stadtverordnetenversammlung vom 29.7.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 17). Die Beanstandung gründete sich auf § 145 S. 1 StO, der voraussetzte, dass der angegriffene Beschluss der Stadtverordnetenversammlung (bzw. des an deren Stelle getretenen Staatskommissars) wichtigen Interessen der Stadt zuwiderliefe.

55 Helmstedter Kreisblatt, 14.3.1929.

56 MÜLLER (wie Anm. 14), S. 758.

57 Unter diesen Begriff fielen auch jene Menschen, die von vornherein keine Ansprüche auf Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung erworben hatten: ZIEGER: Arbeitslosigkeit und Finanzen kleinerer und mittlerer braunschweiger Städte. In: Die Gemeinde, Jg. 1930, Nr. 26, S. 101.

58 Am 1.4.1928 waren beim städtischen Wohlfahrtsamt 104 Wohlfahrtserwerbslose (sowie 65 Ehefrauen und 108 Kinder = 277 Personen) gemeldet, ein Jahr später 165 (114/194 = 473), 1930: 227

Hauptkostenlast hatten die Kreisgemeindeverbände zu tragen. Die Städte, die den größten Teil der Fürsorgeverwaltung erledigten, mussten ein Drittel der Ausgaben selbst finanzieren.⁵⁹

Vor diesem Hintergrund überbrachte Bürgermeister Dr. Velke der Stadtverordnetenversammlung Ende 1930 eine Hiobsbotschaft:⁶⁰ Der im Voranschlag ausgeglichene Haushalt des laufenden Rechnungsjahres⁶¹ werde voraussichtlich ins Minus abrutschen. Erhöhten Fürsorge-, Zins- und Personalkosten stünden geringere Einnahmen aus dem Schulgeld sowie der Einkommen-, Körperschafts- und Gewerbesteuer gegenüber. Insgesamt belaufe sich das prognostizierte Defizit auf etwa 80 000 RM. Alle Einsparmöglichkeiten seien ausgereizt. Mit zusätzlichen Krediten könne die Stadt nicht rechnen; ihre Gesamtschulden betrügen aktuell über 3,5 Millionen RM und erreichten schon fast den Wert der Aktiva.⁶² Die Zuschläge bei der Grund- und der Gewerbesteuer lägen längst am oberen Rand des Vertretbaren. Deshalb müsse eine neue Steuer her, und zwar die reichsrechtlich eben erst kreierte Bürgersteuer, die einen Ertrag von bis zu 45 000 RM p. a. verspreche, wenn das Kommunalparlament sie bis zum 20. Dezember 1930 beschließe; dann nämlich wolle das Finanzamt die Einziehung in Amtshilfe unentgeltlich besorgen.

Velkes Entwurf eines entsprechenden Ortsgesetzes schlug eine nach Einkommensklassen gestaffelte Abgabe vor. Die Steuerschuld sollte sich auf wenigstens 6 RM bei einem Jahreslohn von unter 8 000 RM und auf höchstens 1 000 RM zu Lasten der Einkünfte von mehr als 500 000 RM p. a. belaufen. Das waren die Mindestsätze aus der *Verordnung ... zur Behebung finanzieller, wirtschaftlicher und sozialer Notstände* vom 26. Juli 1930⁶³, der ersten der berühmt-berüchtigten Notverordnungen, mit denen Reichskanzler Dr. Heinrich Brüning (Zentrum) mit dem Segen des Reichspräsidenten v. Hindenburg der Krise Herr zu werden suchte. Die Gemeinden und Gemeindeverbände sahen in den Brüning'schen Regelungen samt und sonders ein bloßes „Herumdoktern“ an den Symptomen und kein durchgreifendes Rezept für die Sanierung ihrer Haushalte. Die kommunalen Spitzenorganisationen forderten stattdessen – erfolglos – die Zusammenlegung der Krisen- und

(167/246 = 640), 1931: 371 (193/392 = 956) und 1932: 855 (405/723 = 1.983). Innerhalb von nur vier Jahren war die Gesamtzahl dieser Leistungsempfänger/innen also um rund 700 Prozent gestiegen: Helmstedter Kreisblatt, 13.7.1932.

59 WENDT (wie Anm. 21), S. 29. Zu den Kosten der Krisenunterstützung hatten die Städte hingegen nur ein Fünftel aus eigenen Mitteln beizusteuern: ZIEGER (wie Anm. 57).

60 Vorlage des Rates der Stadt vom 14.11.1930, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-07 Nr. 30.

61 Der Haushaltsplan 1930/31 berücksichtigte auch den mutmaßlichen Fehlbetrag aus der Kassenrechnung für 1929/30 in Höhe von 70 000 RM (Vermerk des Stadtkämmerers vom 5.12.1930: Stadtarchiv Helmstedt [wie Anm. 60]). Dieser Fehlbetrag lag also deutlich über dem Defizit, das der letzte Staatskommissar Beccard erwartet hatte; vgl. oben zu Anm. 40.

62 Beschluss der Braunschweigischen Gemeindekammer, Abteilung für Angelegenheiten der Städte, vom 13.12.1930 – G.K. 19/30 –, S. 4 (= Die Gemeinde, Jg. 1931, Nr. 3, S. 15f.), Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 60).

63 Reichsgesetzblatt, Teil I (RGBl I), S. 311. Vgl. dazu STORCK: Erschließung neuer Einnahmen für die Gemeinden. In: Der Reichsstädtebund, Jg. 1930, S. 261f. Wegen der Konsequenzen dieser und anderer Notverordnung(en) s. Reinhold WENDT: Die Auswirkungen der Notverordnung des Reichspräsidenten vom 1. Dezember 1930 auf die Braunschweigischen Städte. In: Die Gemeinde, Jg. 1931, Nr. 10, S. 45 ff., Nr. 11, S. 49 ff.

der Wohlfahrtserwerbslosenfürsorge zur primär staatlich finanzierten *Reichsarbeitslosenhilfe*⁶⁴.

In Helmstedt kam es, wie es kommen musste: Zwei Fachausschüsse der Stadtverordnetenversammlung lehnten das Steuerpapier der Verwaltung ab.⁶⁵ Diesmal stimmte die vom späteren Oberkreisdirektor Emil Neddermeyer⁶⁶ geführte SPD-Fraktion, ganz auf Anti-Brüning-Kurs, gegen die *rohe und unsoziale* Abkassiererei⁶⁷. Und weil bezüglich der Bürgersteuer nicht plötzlich falsch sein konnte, was in der Biersteuerr Diskussion vor anderthalb Jahren noch als richtig verkauft worden war, schlossen sich einige rechte Abgeordnete konsequenterweise der sozialdemokratischen Position an. Der Rat erkannte, dass er schon wieder mit Zitronen gehandelt hatte. Entnervt zog er seine Vorlage zurück; eine Beratung im Plenum des Kommunalparlaments fand nicht statt.⁶⁸

Am Südertor befürchtete man neues Ungemach. Den Vorwurf zögerlichen Handelns wollte der Kreisdirektor kein zweites Mal riskieren. Ohne lange zu fackeln, bat Dr. Blasius die mit den Helmstedter Verhältnissen inzwischen gut vertraute Gemeindegemeinschaft am 12. Dezember 1930 um Zustimmung zur Berufung des dritten Staatskommissars, der die Bürgersteuer innerhalb der Finanzamtsfrist einführen solle, wie das der katastrophalen Haushaltssituation der Stadt wohl oder übel geschuldet sei.

Prompt erlebte der Chef der Aufsichtsbehörde gerade wegen seines Schnellschusses eine peinliche Bauchlandung. Natürlich gehöre es zu den *vornehmsten Pflichten* der Stadtverordnetenversammlung, den Haushalt *nach Möglichkeit in Einnahme und Ausgabe auszugleichen*, und natürlich müssten die Abgeordneten zur Sicherung einer ordnungsgemäßen Verwaltung alle Einnahmequellen ausschöpfen, ganz gleich, *ob die eine oder andere dieser Einnahmequellen ... ihren Beifall findet*, bemerkt die Kammerentscheidung vom 13. Dezember 1930.⁶⁹

Das Helmstedter Parlament als solches habe sich mit der Bürgersteuer indes noch gar nicht befasst. Sein *wirklicher Wille* – Bürgersteuer ja oder nein – sei deshalb völlig offen und durch die lediglich empfehlenden⁷⁰ Ausschussvoten keineswegs zwingend vorbestimmt. Die Stadtverordnetenversammlung möge folglich bis zum 20. Dezember 1930 tagen und die Angelegenheit abschließend beraten. Vorher könne allenfalls von einer *Gefährdung*, nicht aber von einer tatsächlichen Störung

64 Vgl. z. B. VOIGT: Gemeindenot trotz Notverordnung. In: Die Gemeinde, Jg. 1931, Nr. 13, S. 58 f.; Helmstedter Kreisblatt, 25.7. und 18.8.1931; ferner Susanne KITSCHUN: Im Anfang war Berlin – Der Deutsche und Preußische Landkreistag in der Reichshauptstadt 1916–1933. In: Der Landkreis, Jg. 2000, S. 67 ff., 101 f. (mit weiterer Literatur).

65 Helmstedter Kreisblatt, 10.12. und 15.12.1930.

66 Zu ihm vgl. Matthias KRÜGER: Emil Neddermeyer – ein Oberkreisdirektor in schwerer Zeit, in: Landkreis Helmstedt. Kreisbuch 2005. Helmstedt 2004, S. 73 ff.

67 Helmstedter Kreisblatt, 19.12.1930. Im Reichstag hatten u. a. die Sozialdemokraten die Ursprungsfassung der Notverordnung Mitte Juli 1930 gekippt, woraufhin Hindenburg das Parlament auflöste und die noch verschärfte Verordnung aus eigenem Recht in Kraft setzte; vgl. näher z. B. Andreas HILLGRUBER: Die Auflösung der Weimarer Republik. In: Walter TORMIN (Hrsg.): Die Weimarer Republik. Hannover 1966, S. 186 ff., 192.

68 Wie Anm. 62.

69 Ebd., S. 5 der Ausfertigung.

70 Vgl. § 49 Abs. 1 StO.

der Verwaltung die Rede sein, so dass die Einsetzung eines Staatskommissars einstweilen ausscheide.⁷¹ Der Blasius-Antrag vom 12. Dezember 1930 war abgelehnt.

Die Watsche für den Kreisdirektor verschaffte den Stadtverordneten eine Galgenfrist. Aber die Damen und Herren dachten gar nicht daran, klein beizugeben. In ihrer Sitzung vom 18. Dezember 1930 scheiterte die neu eingebrachte Steuervorlage des Rates endgültig.⁷² Schon zwei Tage später traf man sich deshalb vor der Gemeindekammer wieder. Dr. Blasius hatte abermals um Zustimmung zur Einsetzung des Staatskommissars nachgesucht. Und jetzt bekam er seinen Willen.⁷³

Regierungsrat Dr. Otto Pini wurde sofort mit der *Wahrnehmung der Obliegenheiten der Stadtverordnetenversammlung Helmstedt*⁷⁴ betraut. Gleichsam in letzter Minute erließ Pini das Ortsgesetz über die Bürgersteuer.⁷⁵ Seine Tätigkeit im Rathaus endete bereits am 2. Januar 1931.⁷⁶ Wenig später wechselte er als Kreisdirektor nach Gandersheim, 1934 als Oberregierungsrat ins Landeskulturamt.⁷⁷

Ein Kunstgriff zuviel

Zwei Monate nach der Abberufung Otto Pinis aus der Staatsbeauftragtenfunktion, Anfang März 1931, wählten die Helmstedter ihre neuen Stadtverordneten. Sieben Mandate, eines weniger als 1928, entfielen auf die SPD, ebenfalls sieben Sitze auf bürgerliche Gruppierungen (–2). Daneben gelang einem Mitglied der Kommunistischen Partei, Karl Dohle, der Sprung ins örtliche Parlament. Auch die seit der Landtagswahl vom September 1930 an der Regierung in Braunschweig beteiligte NSDAP feierte kommunalpolitische Premiere – sie stellte nun zwei Abgeordnete, nämlich Albert Stein und Johannes Stern.⁷⁸

Ihr Thema hatten die beiden Nazis schnell gefunden: Der andauernde wirtschaftliche Niedergang, die wachsende Steuerlast und die Verelendung breiter Bevölkerungs-

71 Wie Anm. 62, S. 6 ff. der Ausfertigung.

72 Helmstedter Kreisblatt, 19.12.1930. Der Widerstand gegen die Bürgersteuer beschränkte sich nicht auf Helmstedt, sondern war landesweit (und darüber hinaus) zu beobachten. Er führte z. B. auch in Königslutter und Schöningen zur Einsetzung von Staatskommissaren: Ebd., 22.12.1930. Vgl. ferner WENDT (wie Anm. 21), S. 46.

73 Beschluss der Braunschweigischen Gemeindekammer, Abteilung für Angelegenheiten der Städte, vom 20.12.1930 – G. K. 22/30 –, Stadtarchiv Helmstedt, wie Anm. 60.

74 Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt an den Stadtverordnetenvorsteher und den Bürgermeister vom 20.12.1930, Stadtarchiv Helmstedt, ebd.

75 Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt an den Rat der Stadt vom 20.12.1930, Stadtarchiv Helmstedt, ebd. Zugleich erhöhte Dr. Pini auch die Biersteuer. Diese Entscheidung wurde von der Stadtverordnetenversammlung schon am 27.1.1930 einstimmig wieder aufgehoben: Helmstedter Kreisblatt, 28.1.1931. Die Kreisdirektion versagte dem Aufhebungsbeschluss jedoch ihre Genehmigung.

76 Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt an Dr. Pini vom 2.01.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 60); Helmstedter Kreisblatt, 3.1.1931.

77 Christof RÖMER: Braunschweig. In: Thomas KLEIN (Hrsg.): Grundriß zur deutschen Verwaltungsgeschichte 1815–1945. Reihe B, Band 16: Mitteldeutschland (Kleinere Länder). Marburg 1981, S. 1 ff., 65.

78 MÜLLER (wie Anm. 14), S. 736, 788. Eine NS-Gliederung hatte sich 1924 in Helmstedt gegründet und war erstmals bei der Reichstagswahl desselben Jahres in Erscheinung getreten: Ebd., S. 784.

rungsschichten, ferner die mittlerweile chronischen Finanzprobleme und die hohe Verschuldung der Stadt wurden kunstvoll als Beweise für das völlige Versagen des *individualistisch=liberalistischen Systems* ausgeschlachtet.⁷⁹ Den Weg aus der Krise kannten Stein, Stern und Konsorten natürlich genau – der *Individualismus* gehöre *gründlich ausgerottet*; der *Wille Adolf Hitlers* müsse sich durchsetzen.⁸⁰ Und die Ereignisse, die zum vierten und letzten Staatskommissariat über Helmstedt führen und den endgültigen Ruin der kommunalen Selbstverwaltung einläuten sollten, lieferten der braunen Propaganda bald zusätzliche Munition.

Worum ging es dabei? Wieder um Haushaltsturbulenzen, freilich um solche auf einem zunächst an sich undramatischen Niveau. Durch rigorose Einsparungen hatte der neue Rat, hatten Bürgermeister Dr. Velke und die Stadträte Hans Henneke und Otto Kirchhoff aus dem bürgerlichen Lager sowie Franz Baumgart und Paul Beccard (beide SPD)⁸¹ einen Entwurf des Etats 1931/32 vorgelegt, der bei Ausgaben von rund 1,88 Millionen RM einschließlich weiter gestiegener Wohlfahrtslasten und bei Einnahmen von etwa 1,84 Millionen RM mit einem Defizit von nur ca. 41 000 RM abschloss.⁸² Den Regierungsbeauftragten früherer Zeiten war kaum Besseres gelungen.

Die Kalkulation der Einnahmen musste sich an den zwingenden Vorgaben der (zweiten Not-) *Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen* vom 01. Dezember 1930⁸³ orientieren. Das extrem verschachtelte, 87 Druckseiten starke und insgesamt 28 verschiedene Gesetze betreffende Paragraphenwerk aus Brünnings deflationspolitischer „Giftküche“ bestimmte zum einen, dass die Realsteuern zu senken seien, und zwar die Gewerbesteuer um 10 Prozent und die Grundsteuer sogar um das Doppelte. Der Haushaltsentwurf des Rates berücksichtigte das und plante gleichzeitig gemeindliche Zuschläge auf beide Steuerarten von 140 Prozent (Gewerbesteuer) bzw. 250 Prozent (Grundsteuer) ein.

Zum anderen verlangte die Notverordnung die Erhebung eines Zuschlages von jeweils 50 Prozent auf die (ohnehin reichsrechtlich erhöhte) Bier- und Bürgersteuer, falls die örtliche Gewerbe- und Grundsteuer deren Landesdurchschnittssätze alles in allem um einen gewissen Wert überstiegen.⁸⁴ Hier hatten Dr. Velke und Kollegen gepasst – nicht weil die komplizierte Regelung selbst nach mehrfachem Lesen kaum

79 Helmstedter Kreiszeitung, o. D. (etwa März/April 1931), Stadtarchiv Helmstedt, Signatur VI/002 Nr. 21. Die Kreiszeitung war das örtliche Presseorgan der NSDAP: MÜLLER (wie Anm. 14), S. 497.

80 Helmstedter Kreiszeitung, ebd.

81 MÜLLER (wie Anm. 14), S. 529, 736. Zu Beccard s. schon oben Anm. 36.

82 Vorlage des Rates an die Stadtverordnetenversammlung vom 18.3.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79).

83 RGBl I, S. 517 ff.

84 Soweit die Notverordnung vorschrieb, dass die Bürgersteuer ab dem Rechnungsjahr 1931/32 mit neuer Staffelung und neuen Sätzen (beginnend bei einem Jahreseinkommen bis 4 500 RM = 6 RM Steuerschuld und endend bei einem Jahreseinkommen von mehr als 500 000 RM = 2 000 RM Steuerschuld) zu beschließen sei, war das bereits im Ortsgesetz vom Dezember 1930 beachtet worden; vgl. die Anlage zur Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt an den Rat der Stadt vom 23.12.1930, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 60). Entsprechendes gilt hinsichtlich der Biersteuer.

verständlich war, sondern weil dieser Landesdurchschnitt für den Freistaat erst noch ermittelt werden musste.

Bis zur Stadtverordnetenversammlung vom 11. Juni 1931 herrschte in dem Punkt Klarheit. Die vom Rat vorgeschlagenen und schon am 28. Mai 1931 von den Abgeordneten beschlossenen⁸⁵ Realsteuerzuschläge lagen tatsächlich über dem jeweiligen Landesmittel,⁸⁶ und zwar ganz erheblich.

Am Draufsatteln auch bei der Bier- und der Bürgersteuer kam das Kommunalparlament also nicht vorbei, mag man folgerichtig denken. Aber Helmstedter Politiker/innen waren erfindungsreich. Die vorsorglichen Proteste etwa des Gastwirtevereins⁸⁷ im Ohr und inzwischen fraktionsübergreifend darin einig, dass der Einwohnerschaft steuerlich schon mehr als genug zugemutet worden sei, zelebrierten die Stadtverordneten mit verteilten Rollen ein Kunststück der besonderen Art: Die bürgerliche Seite beantragte, die Grundsteuerzuschläge unter den maßgeblichen Landesdurchschnitt herabzusetzen – Antrag angenommen. Das reichte, um die Notverordnung auszutricksen; Zuschläge bei der Bier- und die Bürgersteuer schienen passé. Und weil doppelt genäht besser hält, regte die SPD-Fraktion an, auf die Anhebung der Bier- und der Bürgersteuer zu verzichten und den Rat *zu ersuchen, andere Einnahmequellen ... zu erschließen*, etwa staatliche Sonderzuweisungen für die *besonders notleidende Stadt* zu erwirken – Anregung akzeptiert.⁸⁸

Den Nazis war das Ganze ein gefundenes Fressen. *Skandal im Helmstedter Stadtparlament*⁸⁹ riefen die gleichen Leute, die sonst immer lauthals gegen die Notverordnungen, die *Ausbeutung*⁹⁰ von Staats wegen und die *Steuerknechtschaft*⁹¹ wetterten. Ein *Kasperletheater* hätten die Abgeordneten veranstaltet, erklärte NS-Mann Johannes Stern den *zum größten Teil ... noch sehr jungen* Besucherinnen und Besuchern einer Kundgebung seiner Organisation. Und dass die Bürgerlichen *mit der Linkspartei zusammenarbeiten*, statt *in schärfster Weise gegen den Marxismus den Kampf aufzunehmen*, das spreche Bände.⁹²

Im Rathaus wird Bürgermeister Dr. Velke sich nach der Stadtverordnetenversammlung vom 11. Juni 1931 die Haare gerauft haben. Denn der Haushaltsvoranschlag für 1931/32 geriet ins Trudeln. Durch den Einnahmeausfall bei der Bier- und der Bürgersteuer und eingedenk sonstiger Etatbeschlüsse lag das Defizit aktuell schon

85 Der Jungbürger – Helmstedter Beobachter, 30.5.1931. Dafür hatte offenbar nur die sozialdemokratische Fraktion votiert; die Rechte enthielt sich der Stimme (ebd.). Während dieser Sitzung fand übrigens der komplette Polizeirat keine Mehrheit. Auf Drängen der Kreisdirektion wurde der entsprechende Beschluss in der Sitzung vom 11.6.1931 allerdings wieder revidiert: Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt an den Rat der Stadt vom 4.6.1931 und Sitzungsniederschrift vom 11.6.1931, Stadtarchiv Helmstedt (jeweils wie Anm. 79).

86 M. KIRCHHOFF: Warum und wie Helmstedt einen Staatskommissar erhalten hat. In: Helmstedter Kreisblatt, 17.7.1931; WENDT (wie Anm. 21), S. 47f.

87 Eingabe an den Rat der Stadt vom 28.5.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79).

88 Sitzungsniederschrift vom 11.6.1931, Stadtarchiv Helmstedt, ebd.

89 Helmstedter Kreisblatt, 9.7.1931.

90 Helmstedter Kreiszeitung, wie Anm. 79; vgl. ferner die Ausgabe vom 27.7.1932.

91 Vgl. z.B. die Wahlwerbung der NSDAP zur Reichspräsidentenwahl im Helmstedter Kreisblatt, 11.3.1932.

92 Wie Anm. 89.

bei 69 500 RM,⁹³ obwohl die inzwischen ergangene vierte Notverordnung, die so genannte *Zweite Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen* vom 05. Juni 1931⁹⁴, die Stadt doch unbedingt zum Haushaltsausgleich verpflichtete!

Und dass der Rat *andere Einnahmequellen* als Steuererhöhungen aufzunutzen solle, ließ sich leicht fordern. Aber welche Quellen denn? Dr. Velke wusste nur zu genau, dass der Ausgleichsstock des Landes erst am Jahresende verteilt werden würde, und zwar traditionell eher zu Gunsten der Kreisgemeindeverbände, die die Hauptlast der Wohlfahrtskosten zu schultern hatten – reines Wunschdenken, auf diese Gelder zu hoffen.⁹⁵

Der Bürgermeister war entschlossen, den Schwarzen Peter an die Abgeordneten zurückzugeben. Seitens des Rates seien weitere Vorschläge zur Deckung des Fehlbetrages nicht zu erwarten, schrieb er an die Stadtverordnetenversammlung,⁹⁶ die selbst sehen möge, wie sie ohne die Zuschläge auf die Bier- und die Bürgersteuer zurecht komme.

Beraten konnte das Kommunalparlament darüber nicht mehr. Kreisdirektor Dr. Blasius war nach der Versammlung vom 11. Juni 1931 zur Tat geschritten und hatte der Gemeindekammer seine Absicht mitgeteilt, den defizitären Stadthaushalt erneut durch einen Staatskommissar in Ordnung bringen zu lassen.⁹⁷ Unter Vorsitz von Oberregierungsrat Wilhelm Kybitz, des ersten Regierungsbeauftragten für Helmstedt,⁹⁸ gab die Kammer Dr. Blasius am 15. Juli 1931 grünes Licht.⁹⁹

Die Begründung blies der Lokalpolitik gehörig den Marsch. Die Stadtverordnetenversammlung habe sich durch die Entscheidungen vom 11. Juni 1931 ganz bewusst *von der ihr politisch unerwünschten Zustimmung zur Erhöhung der Bier- und Bürgersteuer* befreien wollen. Sie habe die Verwaltung *in einen ungesetzlichen Zustand gebracht* und gezeigt, dass *sie es mit ihrem Verantwortungsgefühl recht leicht nimmt*. Man dürfe *sich nicht an dem Worte „Selbstverwaltung“ berauschen* und dabei den *Sinn der Selbstverwaltung* außer Acht lassen, nämlich *die bis ins äußerste gesteigerte „Selbstverantwortung“*.¹⁰⁰ In dieser Beziehung sei das *Vertrauen* in die Helmstedter Abgeordneten erschüttert.

93 Die Stadtverordnetenversammlung hatte während der Haushaltsberatungen einzelne Ausgabeansätze, z. B. bei den Bürgerschulen und der Wohlfahrtspflege, erhöht und eine vom Rat gewünschte zusätzliche Polizeiwachtmeisterstelle gestrichen: Der Jungbürger (wie Anm. 85); M. KIRCHHOFF (wie Anm. 86). Somit ergab sich ein Haushaltsdefizit von ca. 94 500 RM, das infolge der durch die Notverordnung vom 5.6.1931 (abermals) verfügten Kürzung der Dienstbezüge, Gehälter und Löhne des städtischen Personals wieder um rd. 25 000 RM sank: Helmstedter Kreisblatt, 29.7.1931.

94 RGBI I, S. 279 ff., 292.

95 Helmstedter Kreisblatt, 28.7.1931.

96 Schreiben vom 10.7.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79).

97 Antrag der Kreisdirektion Helmstedt an die Braunschweigische Gemeindekammer vom 1.7. 1931, Stadtarchiv Helmstedt, ebd.

98 S. KRÜGER (wie Anm. 6), S. 7

99 Beschluss der Braunschweigischen Gemeindekammer, Abteilung für Angelegenheiten der Städte, vom 15.7.1931 – G. K. 13/31 –, S. 8f. (= Helmstedter Kreisblatt, 3.11.1931), Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79).

100 Ebd., S. 6 ff. der Ausfertigung.

Nicht zuletzt auch deren *häufiges Versagen* in der Vergangenheit spreche gegen die (schlaue und aus dem Kammerbeschluss vom 13. Dezember 1930¹⁰¹ gewonnene) Argumentation der Stadt, die Sache sei *übereilt vor die Gemeindekammer gebracht*, weil das Kommunalparlament noch gar keine Gelegenheit gehabt habe, Wege zum Haushaltsausgleich abschließend zu erörtern. Erfahrungsgemäß – so das Kybitz-Gremium – werde solche Erörterung in Helmstedt *von Erfolg nicht gekrönt sein*.¹⁰²

Das ging allen Volksvertreterinnen und Volksvertretern, linken wie rechten, dann doch zu weit. Unter heftigen Vorwürfen an die Adresse des Rats und insbesondere des Bürgermeisters votierten sie am 27. Juli 1931, während ihrer letzten Sitzung auf lange Zeit, einmütig dafür, gegen die Kammerentscheidung vor den Braunschweigischen Verwaltungsgerichtshof zu ziehen.¹⁰³ Stadtverordnetenvorsteher Meinhold Kirchhoff nahm die Klage allerdings Ende 1931 wegen eines gerichtlichen Hinweises auf die schlechten Chancen und das hohe Kostenrisiko¹⁰⁴ wieder zurück.¹⁰⁵

Der Kreisdirektor hatte (wohl) noch am 15. Juli 1931 den kurz vorher ans Südtor versetzten Regierungsrat Rudolf Allers zum Staatskommissar für die Stadtverordnetenversammlung ernannt.¹⁰⁶ Allers, der ab September 1931 in gleicher Funktion auch für Schöningen wirkte,¹⁰⁷ fand bei seinem Amtsantritt unterdessen deutlich verschlechterte Etatdaten im Rathaus vor. Gestiegene Aufwendungen für die Krisenunterstützung und geringere Steuer- bzw. Finanzausgleichseinnahmen hatten das Defizit auf 133 500 RM anschwellen lassen.¹⁰⁸ Der Regierungsrat stützte die Ausgaben noch einmal¹⁰⁹ und setzte den Grundsteuerzuschlag auf 250 Prozent fest; er erhöhte die Biersteuer, verdoppelte (!) die Bürgersteuer und verfehlte so das kalkulatorische Haushaltsgleichgewicht nur ganz knapp.¹¹⁰

Allers hatte seinen Auftrag erledigt. Der Zeitpunkt für die Abberufung des Staatskommissars war damit eigentlich gekommen. Aber nichts dergleichen geschah. Stadtverordnetenvorsteher M. Kirchhoff schrieb deswegen Mitte August 1931 an die Kreisdirektion und bat, das Kommunalparlament nun wieder in dessen Rechte einzusetzen und ihm – dem Parlament – *Gelegenheit zu kraftvoller Betätigung zu*

101 Beschluss der Braunschweigischen Gemeindekammer, Abteilung für Angelegenheiten der Städte, vom 13.12.1930 – G. K. 19/30 –, S. 4 (= Die Gemeinde, Jg. 1931, Nr. 3, S. 15f.), Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 60).

102 Wie Anm. 99.

103 Helmstedter Kreisblatt, 28.7.1931. Nur der KPD-Abgeordnete Dohle stimmte nicht mit ab.

104 Verfügung des Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes vom 29.10.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79).

105 Bericht M. Kirchhoffs an den Rat der Stadt vom 1.12.1931, Stadtarchiv Helmstedt, ebd. Die Klagerücknahme hat M. Kirchhoff später lebhaft bedauert; vgl. seinen Artikel *Das Ende der kommunalen Selbstverwaltung*, in: Helmstedter Kreisblatt, 15.12.1931.

106 Helmstedter Kreisblatt, 16.7.1931.

107 Helmstedter Kreisblatt, 3.9.1931. Ein staatlicher Beauftragter, nämlich Regierungsassessor Rieche, war inzwischen auch für die Stadt Königslutter eingesetzt worden: Ebd.

108 Ebd., 29.7.1931.

109 Insgesamt erbrachten die Streichungen und Kürzungen eine Einsparung von immerhin fast 40 000 RM: Ebd., 31.7.1931.

110 Ebd., 29.7.1931.

geben, andernfalls die *Selbstverwaltung innerlich ausgehöhlt* werde und *nur noch ein Schattendasein führen könne*.¹¹¹

Dr. Blasius antwortete ausweichend. Allers müsse vorerst im Amt bleiben, weil womöglich weitere Steuererhöhungen anstünden, die zu beschließen die Stadtverordnetenversammlung im Zweifel nicht bereit sein werde.¹¹² Reichte mithin eine bloße *Gefährdung* ordnungsgemäßer Verwaltung¹¹³ für die anhaltende Suspendierung der gewählten Abgeordneten inzwischen doch aus? Galt umgekehrt die *Achtung vor dem Selbstverwaltungsrecht*¹¹⁴ etwa nicht mehr?

Beides muss man wohl so sehen, und das hatte seinen Grund: In Braunschweig war seit kurzem der NS-Scharfmacher Dietrich Klagges u. a. Innenminister und Vorgesetzter der Kreisdirektionen, ein Mann, der die Notverordnungen auf Biegen und Brechen durchpauken wollte, um die Brüning-Regierung und das den Nazis verhasste *Novembersystem von 1918*¹¹⁵ in der Bevölkerung (noch) weiter zu diskreditieren.¹¹⁶ Da konnte es nur schaden, die mitunter renitenten Städte zu früh von der Leine zu lassen oder sie überhaupt aus dem staatlichen Klammergriff zu befreien; denn Zentralismus und Regieren per Order Mufti gingen den braunen Herren allemal vor kommunaler Selbstverwaltung.¹¹⁷

Rudolf Allers blieb also (für 100 RM Monatsgehaltszulage)¹¹⁸ am Ruder. Er versah fleißig sämtliche Geschäfte der Stadtverordnetenversammlung und beschloss z. B. den Vertrag mit dem Land über die zur Kostenentlastung lang ersehnte Verstaatlichung der Landwirtschaftlichen Lehranstalten.¹¹⁹ Über die Einzelheiten der Arbeit des Regierungsbeauftragten informierte Bürgermeister Dr. Velke ab Januar 1932 durch *Pressebesprechungen*, um die *öffentliche Behandlung kommunaler Angelegenheiten* wenigstens ansatzweise zu gewährleisten.¹²⁰

Der Sisyphe-Kampf gegen die Finanzprobleme der Stadt bildete unverändert den Schwerpunkt von Allers' Bemühungen. Den Ausgleich des Etats 1932/33 brachte der Regierungsrat freilich beim besten Willen nicht mehr zustande. Neben einem unablässigen Anstieg der Fürsorgekosten bei ungebremsen Einnahmeausfällen¹²¹ hagelten ihm jetzt auch noch Forderungen des Kreisgemeindeverbands ins

111 Ebd., 21.8.1931.

112 Verfügung der Kreisdirektion Helmstedt an M. Kirchhoff vom 10.10.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79); Helmstedter Kreisblatt, 21.10.1931.

113 Vgl. oben zu Anm. 71.

114 Vgl. oben zu Anm. 35 und Erlass des Braunschweigischen Ministers des Innern an die Kreisdirektion Helmstedt vom 13.8.1924, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-08 Nr. 4.

115 So Klagges während einer NSDAP-Versammlung in Helmstedt; vgl. Helmstedter Kreisblatt, 1.3.1932.

116 ROTHER (wie Anm. 8), S. 974.

117 Im Juni 1932 versuchte die SPD-Landtagsfraktion, die Staatsbeauftragten abberufen zu lassen. Die entsprechende Entschließung wurde abgelehnt. Auch spätere Initiativen in diese Richtung scheiterten letztlich: Helmstedter Kreisblatt, 11.11.1932. Vgl. im Übrigen auch M. KIRCHHOFF (wie Anm. 105) (*Das Ende...*).

118 Verfügung des Innenministers an die Kreisdirektion Helmstedt vom 5.10.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 79). Die Zulage wurde allerdings gemäß Notverordnungsvorgabe gekürzt.

119 Helmstedter Kreisblatt, 16.9.1931. Der Vertrag wurde jedoch alsbald wieder auf Eis gelegt, weil dem Freistaat die zur Übernahme der Lehranstalten nötigen Mittel fehlten: Ebd., 30.1.1932.

120 Ebd., 23.1. und 11.10.1932; siehe ferner die Ausgaben vom 30.5. und 6.10.1932.

121 Ebd., 29.2.1932.

Kontor. Der krisengeschüttelte Kreishaushalt 1931/32 steuerte auf ein Defizit von über 500 000 RM zu, so dass das Innenministerium die Notbremse zog und eine Kreisumlage in Höhe von 150 Prozent der Bürgersteuer festsetzte.¹²²

Allers musste die Helmstedter/innen durch eine Erhöhung dieser gerade erst verdoppelten Abgabe um weitere 100 Prozent zur Kasse bitten.¹²³ Trotzdem wies „sein“ Haushalt 1932/33 eine Deckungslücke von 236 000 RM auf.¹²⁴ Und bald half dann nichts mehr: Der Staatskommissar hob die Bürgersteuer im Oktober 1932 auf sage und schreibe 500 Prozent der Ursprungssätze an.¹²⁵

Ende April 1933 – nach mehr als anderthalb Jahren – wurde Rudolf Allers von seiner undankbaren, oft angefeindeten und sicher auch persönlich ungeliebten Funktion im Rathaus erlöst. Erstmals seit Ende Juli 1931¹²⁶ tagte damals die Stadtverordnetenversammlung, allerdings in neuer Besetzung. Hitler, inzwischen an die Macht gekommen, hatte seine politischen Gegner mit Terrormethoden kaltgestellt¹²⁷ und u. a. die kommunalen Vertretungskörperschaften im Sinne des Regimes umbilden lassen. Die NSDAP verfügte vor Ort jetzt über 14, die deutschnationale „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ über drei Abgeordnete.¹²⁸

Es mag sein, dass wegen der Brüningsschen Notverordnungen und wegen der damit verbundenen dauerhaften Verletzung demokratisch-parlamentarischer Spielregeln bei der Bevölkerung eine Art subkutaner „Diktaturgewöhnung“ eingetreten war.¹²⁹ Und es mag sein, dass die Staatskommissariate ihren Teil hierzu beigetragen hatten. Jedenfalls ging der Wechsel vom *Schattendasein*¹³⁰ der Stadtverordnetenversammlung während der Amtszeit zuletzt von Allers hin zur völligen Gleich- bzw. Ausschaltung kommunaler Selbstverwaltung im beginnenden „Dritten Reich“ erstaunlich reibungslos vonstatten. Ohne dass die allermeisten Leute daran Anstoß nahmen, geriet Helmstedt von nun an unter die Nazi-Knute. Aber das ist ein anderes, ein noch viel trübleres Kapitel der Ortsgeschichte.

122 Der Kreisausschuss hatte sich geweigert, den erforderlichen Beschluss gemäß der landesrechtlichen (Not-) *Verordnung über die Erhebung einer Umlage durch die Kreisgemeindeverbände* vom 11.9.1931 (GuVS S. 178 f.) zu fassen: Helmstedter Kreisblatt, 28.10.1931. Daraufhin wurde der Innenminister selbst tätig: Ebd., 2.11.1931. Trotzdem verblieb dem Kreis ein Haushaltsdefizit von rund 250 000 RM, das sich im Rechnungsjahr 1932/33 schon auf über 1,1 Millionen RM belief: Ebd., 13.9. und 8.10.1932.

123 Helmstedter Kreisblatt, 10.11.1931.

124 Ebd., 25.4.1932.

125 Ebd., 31.12.1932.

126 Ebd., 28.7.1931.

127 Vgl. insbesondere zu den Vorgängen in Helmstedt im Einzelnen MÜLLER (wie Anm. 14), S. 790 ff.

128 Ebd., S. 529.

129 Manfred FUNKE: *Republik im Untergang*. In: Karl Dietrich BRACHER, Manfred FUNKE, Hans-Adolf JACOBSEN (Hrsg.): *Die Weimarer Republik 1918–1933*. 2. Aufl. Bonn 1988, S. 505 ff., 510.

130 Helmstedter Kreisblatt, 21.8.1931.

Brunesguik – Braunschweig.

Eine Kontroverse

von

Gerhard Schildt

Kontroversen sind selten. Die Geisteswissenschaften nehmen neue Forschungsergebnisse im Allgemeinen ja nur selektiv wahr. Wenn sie überhaupt größere Beachtung finden, werden sie mit einem gewissen Wohlwollen zur Kenntnis genommen. Dass sie vehement Widerspruch hervorrufen, ist, wie gesagt, selten. Wenn beide Seiten fair und mit Respekt voneinander argumentieren, wenn beide Seiten sich veranlasst sehen, mit weiteren Untersuchungen ihre Thesen zu stützen und mit neuen Entdeckungen und Argumenten in die Diskussion zu treten, dann ist eine Kontroverse auch ein intellektueller Genuss.

Eine solche Kontroverse ist um die Deutung des Stadtnamens Braunschweig entbrannt. Es handelt sich um nichts Unbedeutendes, denn eine Seite behauptet, der Name sei alt oder könne wenigstens sehr alt sein, nämlich aus den ersten Jahrhunderten nach Christus stammen, während die Gegenposition zu dem Ergebnis kommt, der Name sei erst im frühen 11. oder späten 10. Jahrhundert entstanden. Dahinter steht die Frage, wie alt denn die Siedlung sei. Denn wenn der Name in den ersten Jahrhunderten nach Christus entstanden sein sollte, müsste auch der Ort dieses Alter haben. Das wäre in der Tat sensationell.

Diese und verwandte Fragen sind am 25. März 2006 in einem Kolloquium behandelt worden, das in der Dornse des Altstadttrathauses abgehalten wurde. Die Beiträge sind 2007 publiziert worden.¹ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf diese Veröffentlichung, wenngleich die Kontrahenten ihre Thesen auch schon vorher dargelegt haben.²

Es ist sicher sinnvoll, sich zunächst zu vergegenwärtigen, welche archäologischen Befunde zum Alter der Stadt zur Zeit verfügbar sind. Michael Geschwinde hat im Kolloquium und im Tagungsband diese Ergebnisse noch einmal vorgestellt.³ Auf

1 Wolfgang MEIBEYER, Hartmut NICKEL (Hrsg.): *Brunswiek – Name und Anfänge der Stadt Braunschweig*. Beiträge des interdisziplinären Kolloquiums über die frühstädtische Zeit am 25. März 2006. Hannover 2007 (Braunschweiger Werkstücke 110). Auf diese Veröffentlichung beziehen sich die Seitenangaben der folgenden Ausführungen.

2 Wolfgang MEIBEYER: Siedlungsgeographische Beiträge zur vor- und frühstädtischen Entwicklung von Braunschweig. In: *Braunschweigisches Jahrbuch* 67 (1986), S. 7–40; DERS.: Der Stadtname Braunschweig und die Siedlungsanfänge in der Altenwiek. In: *Braunschweigische Heimat* 88 (2002), H. 1, S. 19–21; Leopold SCHÜTTE, Wik. Eine Siedlungsbezeichnung in historischen und sprachlichen Bezügen. Köln 1976; Jürgen UDOLPH: Der Stadtname Braunschweig aus namenkundlicher Sicht. In: Maik LEHMBERG (Hrsg.): *Sprache, Sprechen, Sprichwörter*. Festschrift für Dieter Stellmacher zum 65. Geburtstag. Wiesbaden 2004, S. 297–308.

3 Michael GESCHWINDE: Die Anfänge der Stadt Braunschweig im Spiegel archäologischer Quellen. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 1), S. 105–125.

und um den Kohlmarkt ist das Zentrum einer dörflichen Siedlung erkennbar, die seit dem beginnenden 10. Jahrhundert bestand. Diese Siedlung vergrößerte sich, anscheinend noch im 10. Jahrhundert, und griff aus nach Westen. Weberei, Verhüttung von Raseneisenerz und Eisenverarbeitung lassen erkennen, dass die Siedlung ihren rein ländlichen Charakter bald verloren hat. Schwieriger sind die spärlichen Befunde im Bereich der Burg zu interpretieren. Belege für eine Gründung der Burg oder einer Vorgängerbefestigung lassen sich vor dem 10. Jahrhundert nicht erbringen, erklärt Geschwinde. Im Bereich der heutigen Alten Wiek sind 2004/05 neue Grabungen vorgenommen worden. Alles spricht dafür, dass hier auf einem relativ großen Areal ein bedeutender Fronhof bestand, der eher eine „frühstädtische“ als eine ländlich-agrarische Struktur erkennen lässt. Die Besiedlung ist etwa auf die Zeit um 1000 anzusetzen. Mit einem Wort: Weder im Gebiet der Alten Wiek noch auf dem gesamten Gebiet der heutigen Altstadt ist vor dem 10. Jahrhundert irgendeine Siedlung festzustellen.

Das schließt jedoch nicht völlig aus, dass der Name Brunessguik o. ä. nicht doch älter ist. Ein anderer Ort in einiger Entfernung könnte den Namen schon getragen haben. Der Ort könnte aufgegeben worden sein und der Name dann auf die Siedlung im Bereich der späteren Alten Wiek übertragen worden sein. Auch ist natürlich bei weitem nicht das ganze Gebiet der heutigen Altstadt archäologisch erkundet worden. Unser derzeitiger Wissensstand bietet zwar keinen Anhaltspunkt für eine Siedlung vor dem 10. Jahrhundert, die den Namen Brunessguik o. ä. getragen haben könnte, aber dieser Wissensstand könnte sich ändern.

Leopold Schütte ist wohl der beste Kenner aller Orte, die die Bezeichnung Wik in ihrem Namen tragen.⁴ Brunessguik, so ruft er zunächst in Erinnerung, ist nichts anderes als Brunesswik, allerdings von einem romanischen Schreiber geschrieben, der auch Guelfen und Guilermo statt Welfen oder Wilhelm geschrieben hätte. Was bedeutet Wik? Schütte verweist zunächst darauf, dass es auf dem Kontinent rund 500 Orte mit der Bezeichnung Wik gibt oder gegeben hat, die meisten davon in Westfalen und in den heutigen Niederlanden gelegen. Auch an der Ostseeküste gibt es etwa 100 Ortsbezeichnungen mit Wik. Ungefähr 500 Wik-Orte gibt es in England. Im alten England, wo die schriftliche Überlieferung ungefähr 200 Jahre weiter zurückreicht als in Sachsen, wurde Wik etwa in der Bedeutung Umzäuntes oder Gehege gebraucht. Melkstationen und Schafpferche wurden so bezeichnet. Die Ortschaften, die sich an oder in solchen Umzäunungen gebildet haben, waren meistens sehr klein. Auch auf dem europäischen Festland waren die Orte in der Regel klein. In der mittelalterlichen Diözese Münster hat es deshalb unter hunderten von Wik-Orten nur einen gegeben, der im Mittelalter schon mit einer Kirche versehen war. Andere haben später Kirchen erhalten, die meisten nie.

Im ostsächsischen Raum gibt es vergleichsweise wenige Wik-Orte. Schütte nennt neben Braunschweig Bardowick, Osterwieck, einen Flurnamen mit Wik außerhalb des Mauerrings von Gandersheim, ein Königswiek 15 km nordöstlich von Eisleben

4 Leopold SCHÜTTE: Braunschweig und die (-)wik-Siedlungen in Europa. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 1), S. 43–57.

und einen wüst gefallenen Ort namens Windeswig. Hier, in Ostsachsen, so meint er, habe die Bezeichnung nicht mehr nur allgemein Umzäunung, Gehege bedeutet, sondern Herrenhof. Eine solche Entwicklung habe nämlich das Wort „tun“ erfahren. „Tun“, wie es niederdeutsch und englisch heißt, niederländisch „tuin“, hochdeutsch „Zaun“, habe, ebenso wie Wik, ursprünglich auch die Bedeutung Gehege/das Umzäunte gehabt. In sehr vielen Fällen hätten sich in diesen Gehegen Herrenhöfe gebildet, so dass „tun“ die Bedeutung Herrenhof angenommen habe. Es hätten sich allerdings viele Herrenhöfe in England zu Städten entwickelt. Dadurch habe sich die Bedeutung von „tun“ allmählich gewandelt, so dass das Wort heute in der Form „town“ Stadt bedeute. Die Parallele zwischen „Wik“ und „Tun“ werde etwa gestützt durch die Beobachtung, dass die heutige Stadt London wechselweise Lundenwik und Ludentun, allerdings auch Lundenburg und Lundenceaster genannt worden sei.

Im 10./11. Jahrhundert habe jedenfalls noch die Bedeutung Herrenhof geherrscht, und in dieser Bedeutung sei auch Wik im Ostsächsischen verwendet worden. Brunewik heiße nichts anderes als Herrenhof des Brun oder Bruno, so verwendet im 11. Jahrhundert, wohl auch schon im 10., aber nicht früher. Was für ein Bruno der Namensgeber dieses Wiks gewesen ist, bleibt für Schütte offen. In der Tat, so könnte es gewesen sein.

Jürgen Udolph, Ordinarius in Leipzig und einer der führenden Namensforscher in Deutschland, ist zu einem ganz anderen Ergebnis gekommen.⁵ Zunächst konzediert er, dass man morphologisch und lautlich keine Einwände dagegen erheben könne, dass Brun- oder Brunes- im Namen Braunschweig auf einen Brun (Bruno oder Bruni) zurückgehen könne, der allerdings nichts mit dem Geschlecht der Brunonen zu tun gehabt habe. Brunewik könne morphologisch also die Wik des Bruno bedeutet haben. Aber, so meint Udolph, man habe im 10./11. Jahrhundert nicht mehr sagen können, dies oder jenes sei die Wik dieses oder jenes Mannes, denn in dieser Zeit habe das Wort Wik die Kraft verloren gehabt, Ortsnamen zu bilden. Brunewik müsse also älter sein.

Udolph meint, ein gemeingermanisches Wort „brun“ habe bei Brunewik Pate gestanden. Es bedeute in etwa Kante, habe auch seine indogermanischen Entsprechungen und sei hochdeutsch noch in dem Wort Braue/Augenbraue vorhanden. Zahlreiche Beispiele nennt Udolph für Ortsnamen mit einem Braun- oder Brun-, hinter denen sich seines Erachtens kein Personennamen verbirgt. Das bekannteste Beispiel dürfte Braunlage sein, entstanden aus Brun-lah in der Bedeutung Abhangs- oder Böschungswald. Andere Beispiele sind u.a. ein Brunsberg bei Hörter, ein Brunsberg südlich Sulingen, nicht zuletzt etliche Ortsnamen in Schleswig-Holstein wie Brunsbüttel, unter den schleswig-holsteinschen Ortsnamen auch dreimal Brunswik, nämlich ein Ortsteil von Kiel, einmal eine Bucht in der Schlei bei Schleswig, einmal eine Wüstung bei Hohenhütten, Gemeinde Lehmkuhlen im Amt Preetz-Land.

5 Jürgen UDOLPH: Der Ortsname Braunschweig. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 1), S. 59–70.

Die Einschlebung des Genetiv-S sei eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, erklärt Udolph, wofür er auch zahlreiche Beispiele nennt. Mit Brunswik sei also ein Ort an einer Kante bezeichnet worden. Zu denken sei etwa an den Klint-Hügel im heutigen Magniviertel von Braunschweig. Wik bedeute allgemein Ort und sei hier seit Jahrhunderten gebraucht worden. Denn die Germanen, die aus den hiesigen Landschaften in der Völkerwanderungszeit nach Westen ins Römische Reich gezogen seien, also in die heutigen Niederlande und auf die Britischen Inseln, hätten das Wort Wik dorthin mitgebracht und dort zahlreiche Ortschaften mit dem Namensteil Wik gegründet. Mit anderen Worten: Brunswik bedeute Ort an der Kante, der Name sei hier vor oder während der Völkerwanderungszeit gebildet und gebraucht worden. Er stamme also aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt.

In der Tat, so könnte es gewesen sein. Das hohe Alter dieses Namens würde in diesem Falle dem Heimatgefühl patriotischer Braunschweiger schmeicheln.

Schließlich hat Wolfgang Meibeyer seine siedlungsgeographischen Forschungen in die Streitfrage eingebracht, er begibt sich jedoch auch durchaus auf das Feld der Namenskunde.⁶ Nachdrücklich betont er den Unterschied zwischen den Wik-Orten im Westen und denen im Osten. Im Westen (Westfalen, Niederlande, England) seien die Wik-Orte zahlreich, im Osten selten (Meibeyer sieht sechs Beispiele), und im Westen seien es fast immer Klein- oder Kleinstsiedlungen, im Osten ausnahmslos größere, städtische Siedlungen mit Fernhandelsfunktion und Orientierung auf mittelalterliche Fernstraßen. Der westliche und östliche Bereich der Wik-Orte sei mindestens durch 150 km voneinander getrennt.

Es sei, erklärt Meibeyer, jedenfalls offensichtlich so, dass für die Menschen im Mittelalter ein Wik ein Handelsort gewesen sei, zumal das Wort Wik auch in die sorbische und andere slawische Sprachen eingedrungen sei, und zwar in der Bedeutung Markt. Deshalb sei es nicht verwunderlich, dass gewöhnliche Orte nach Entwicklung ihrer Marktfunktion ihren Namen gewechselt hätten. Aus einem agrarischen Dorf an der Schlei, „Sliethorp“ genannt, wurde z. B. ein Markttort, und folgerichtig erhielt dieser dann die Bezeichnung „Sliaswich“ (Schleswig). Oder man habe ein dörfliches „Saligenstadt“ in „Ostrewic“ (Osterwiek) umbenannt.

Ähnliches vermutet Meibeyer auch für Brunswik. Man könne nämlich eine agrarische Dorfmark lokalisieren, erklärt er, zu dem ein entsprechendes Dorf auf dem Gebiet des späteren Brunswik gehört haben müsse, genauer gesagt, östlich der heutigen Magnikirche, gegründet in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Wie hat diese Siedlung geheißen, bevor sie eine Marktfunktion angenommen hat? Meibeyer bringt die Hypothese ins Spiel, sie könne Brunsrode geheißen haben. Die Orte in der Umgebung, die es z. T. als Stadtteile noch gibt, in anderen Fällen Wüstungen sind, tragen nämlich überwiegend -rode-Namen (Mascherode, Melverode, † Reindagerod, † Friderikesrod, Dankwarderode, † Ottenrode, Gliesmarode, Volkmarode, † Marquarderoth). Belege für Brunsrode gibt es freilich nicht. Jedenfalls bedeute Brunswik Markt des Bruno. Dass die Kaufmannssiedlung mit ihrem Fernhandel

6 Wolfgang MEIBEYER: Anfänge und Name der Stadt unter siedlungsgeographischen Aspekten. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 1), S. 87–104.

später auf das westliche Okerufer wechselte, ist auf die Überschwemmungsgefahr zurückzuführen. Die alte Fernhandelssiedlung auf dem rechten Okerufer behielt den Namen Alte Wiek.

Auch so könnte es gewesen sein. Im strengen Sinne gibt es keine Beweise. Erika Eschbachs Resümee am Beginn der Tagung, alle Schlussfolgerungen blieben hypothetisch, ist richtig.⁷

Der Historiker kann sich damit jedoch nicht begnügen. Er muss fragen, welche Hypothese mehr, welche weniger wahrscheinlich ist.

Betrachten wir zuerst die Udolphsche Theorie. Er meint, jene Germanen oder Sachsen, die im 4./5. Jahrhundert aus dem heutigen Niedersachsen und dem heutigen Schleswig-Holstein nach Westen gezogen sind, hätten in ihrer alten Heimat Orte und Siedlungen Wik genannt und hätten deshalb, als sie von Westfalen bis England neue Ansiedlungen anlegten, diese ebenfalls Wik genannt. Der schwache Punkt dieser Argumentation ist, dass in den Heimatgebieten dieser Sachsen heute kaum alte Wik-Orte zu finden sind, allenfalls Braunschweig und vielleicht Bardowiek, vielleicht auch die drei Orte Brunswik in Schleswig-Holstein, von denen eines eine Bucht bezeichnet. Sie könnten natürlich alle restlos verschwunden sein. Das jedoch erscheint unwahrscheinlich, denn die Neugründungen im Westen sind ja in größter Zahl auf uns gekommen, auch wenn sie noch so klein waren oder immer noch sind. Es macht auch stutzen, dass zwischen den östlichen und den westlichen Wik-Orten eine 150 Kilometer breite Lücke klafft, in der es keine Wik-Orte gibt. Da erscheint es denn doch sehr viel wahrscheinlicher, dass es in der alten Heimat der Sachsen zur Zeit ihres teilweisen Abzugs überhaupt keine Wik-Orte gegeben hat und dass die wenigen Wik-Orte, die man dort jetzt findet, späteren Datums sind.

Was speziell Braunschweig angeht, so ist zu fragen, wo denn der Ort gelegen haben soll, der den aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten stammenden Namen Bruneswik getragen haben soll. Auf dem Klinthügel im Bereich des späteren Stadtteils Alte Wiek haben die Archäologen als älteste Siedlungsspuren Reste aus dem 10. Jahrhundert gefunden. Aber Älteres kann die Archäologie wirklich nicht nachweisen. Die Siedlung „an der Kante“ könnte zwar auch woanders, freilich in der Nähe gelegen haben. Sie ist vielleicht im frühen 10. Jahrhundert verlegt worden und hat ihren Namen mitgenommen, wie sie es später, als die Kaufmannssiedlung auf das Westufer ging, noch einmal gemacht hat. Dies alles ist denkbar, aber doch wenig wahrscheinlich, denn an sich ist Braunschweig archäologisch relativ umfangreich untersucht worden. Solange wir archäologisch keinen Ort kennen, der eventuell seit den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt den Namen Bruneswik getragen haben könnte, und solange wir in der alten Heimat der Sachsen keine Wik-Orte aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nachweisen können, sind Udolphs Hypothesen nicht recht überzeugend.

Es gibt noch einen weiteren schwachen Punkt in Udolphs Argumentation. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist ja die These, Namensbildungen mit –wik seien

7 Erika ESCHBACH: Zur Geschichte der Erforschung von Name und Anfängen der Stadt Braunschweig – ein Überblick. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 1), S. 9–23, hier S. 22.

im 10. und 11. Jahrhundert nicht mehr möglich gewesen oder, anders gesprochen, das Wort Wik habe seine namensbildende Kraft verloren. Dies stimmt jedoch anscheinend nicht so ganz. Jedenfalls ist wik eine Bezeichnung, die benutzt wird, wenn auch vielleicht in neuer Bedeutung. Es gibt nämlich seit etwa 1200 ein von Westfalen bis ins Baltikum angewendetes sogenanntes wik-Recht, hochdeutsch Weichbild-Recht, das sich auf Teile von Städten, also auf Örtlichkeiten, bezieht. Auch an der südlichen Ostseeküste gibt es um die 100 „Wieken“, Siedlungsteile mit ärmerer Bevölkerung außerhalb der Kernsiedlungen.⁸

Schüttes Material belegt offenbar klar, dass Wik ursprünglich in Westfalen und westlich davon die Bedeutung „Umzäuntes Gebiet/Gehege“ bedeutet hat. Aber er muss die Analogie zu „Tun“ heranziehen, um darzulegen, dass auch Wik etwa seit dem 10. Jahrhundert die Bedeutung Herrenhof (in einem evt. umzäunten Sondergebiet) bekommen habe. Was in England mit dem Wort „Tun“ geschehen ist, muss sich jedoch nicht auch mit dem Wort „Wik“ im östlichen Sachsen ereignet haben. Schüttes behauptet, die ostsächsischen Wik-Orte seien in der Tat Herrenhöfe gewesen, aber so ganz überzeugend ist es nicht. Für Geschwinde „scheint der Befund am Nordrand der Alten Wiek“ in Braunschweig „... eine eher ‚frühstädtische‘ Situation widerzuspiegeln“.⁹

Ganz sicher ist anscheinend auch der archäologische Nachweis nicht gelungen, dass die ostsächsischen Wik-Orte Kaufmannssiedlungen gewesen seien. Dafür scheint jedoch z. B. die Umbenennung „Sliethorp“ in „Sliaswich“ zu sprechen, noch stärker die Übernahme der Wik-Bezeichnung ins Sorbische mit der Bedeutung Markt.

Freilich zieht Udolph diese Argumente einigermaßen in Zweifel. Sliethorp ist nur einmal überliefert, nämlich in den Fränkischen Reichsannalen vom Anfang des 9. Jahrhunderts. Ist damit wirklich das spätere Schleswig gemeint oder nicht vielleicht Haithabu bei Schleswig? Oder hieß damals der Ort vielleicht schon Sliaswich, nur dem weit entfernten Schreiber der Reichsannalen war dieser Name nicht vertraut und einigermaßen gleichgültig, so dass er in Unkenntnis oder Gleichgültigkeit Sliethorp schrieb? Udolph unterstreicht, dass Ortsnamen umso unzuverlässiger werden, je weiter der Aussteller einer Urkunde von dem genannten Ort entfernt war.¹⁰ Was das sorbische Wort schließlich angehe, so habe es die Bedeutung „Markt“ nur durch eine Bedeutungsverschiebung erhalten, denn ursprünglich habe „viki“ im Sorbischen Ort, Stadt bedeutet, erst danach, weil in den Städten in der Regel auch Märkte abgehalten worden seien, habe sich die Bedeutung Markt für viki durchgesetzt.¹¹

Die Meibeyersche und die Schüttesche Theorie lassen sich leicht vereinen. Beide stimmen ja darin überein, dass der Name Bruneswik relativ spät ist und frühestens dem 10. Jahrhundert angehört. Die Grundbedeutung „umzäuntes Gebiet“ oder auch „Sonderrechtsgebiet“ braucht nicht in Frage gestellt zu werden. Trotzdem könnte auf diesen Sondergebieten eben auch sehr häufig Markt gehalten worden sein, so

8 SCHÜTTE (wie Anm. 4), S. 52.

9 GESCHWINDE (wie Anm. 3), S. 121f.

10 UDOLPH (wie Anm. 5), S. 64f.

11 Ebd., S. 69.

dass Wik im 10./11. Jahrhundert Markt (auf einem besonderen Gebiet) bedeutete. Dies erscheint relativ wahrscheinlich.

Ob es schon eine dörfliche Siedlung gegeben hat, bevor sich ein Markt oder ein Fronhof mit Marktfunktion auf dem Gebiet des heutigen Alte Wiek etablierte, ist für die Kernkontroverse relativ gleichgültig, auch, wie diese Siedlung eventuell geheißen haben könnte. Für den Namensteil Brun- spräche, dass man bei der Bildung Bruneswik den ersten Namensteil hätte beibehalten können. Für -rode sprächen die anderen -rode-Orte in der Umgebung. Aber auch ein ganz anderer Name wäre für diese sehr hypothetische dörfliche Vorform denkbar.

Für das Alter des Namens und damit des Ortes ist es auch gleichgültig, welcher Brun aus welchem Geschlecht der Namenspatron des Ortes geworden ist. Ob dieser Brun, Bruno oder gar Bruni mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit den Brunonen oder Liudolfinger zuzuordnen ist, hängt in erster Linie davon ab, wann der Ortsname mit dem Namensteil Brun- entstanden ist. War das erst im 10. oder evt. erst im 11. Jahrhundert der Fall, dann ist die Dominanz der großen Adelsfamilien in dieser Zeit so deutlich, dass ein Namensgeber aus ihren Reihen sehr wahrscheinlich ist. Falls aber schon eine bäuerliche Vorsiedlung aus dem 9. Jahrhundert mit dem Namensteil Brun- existiert haben sollte (Meibeyers Brunsrode-These), dann könnte auch ein gänzlich zufälliger Brun oder Bruno der heutigen Stadt seinen Namen gegeben haben.

Es bleibt bei Hypothesen. Udolphs Thesen erscheinen jedoch relativ unwahrscheinlich. Es fehlen Wik-Orte in Ostsachsen, die eindeutig alt sind. Es fehlt auch jeder Nachweis für ein Braunschweig, das schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt existiert hätte. Dagegen erscheint es sehr plausibel, dass Wik seit dem 10. oder 11. Jahrhundert einen Sonderbezirk bedeutete, vermutlich einen Fronhof mit einer Produktion, die über den örtlichen Bedarf hinausging. Deshalb waren Verkauf und Handel von überörtlicher Bedeutung vermutlich häufig mit einem Wik verbunden, und Wik konnte auch die Bedeutung Markort haben. Ein solcher Wik war im Bereich des heutigen Weichbilds Alte Wiek offenbar vorhanden. Name und Ort Bruneswik stammen – mit größter Wahrscheinlichkeit – aus dem 10. oder 11. Jahrhundert.

Der historische Hintergrund des „Borwall“ bei Querum

von

Wolfgang Meibeyer

Etwa 1700 m östlich der Dorfmitte von Querum finden sich fast schon am Rande seiner alten Gemarkung auf dem südlichen Ufer der Schunter die Reste einer ehemaligen Burganlage. Dieses seit dem 18. Jahrhundert als „Borwall“ wiederholt erwähnte kulturhistorische Denkmal lag bis in unsere Tage kaum beachtet. Im 19. Jahrhundert erfuhr es zwar einerseits gründliche Beschreibungen durch den Riddagshäuser Amtsrichter Käufer 1861 sowie durch W. Bethmann 1879 und H. Lühmann 1899.¹ Andererseits wurde es von Querumern durch Gewinnung von Steinen und Sand als Baumaterial daraus erheblich in Mitleidenschaft gezogen und schien dem Verfall preisgegeben und in Vergessenheit zu geraten. Seit den 1980er Jahren setzten Initiativen des örtlichen Heimatpflegers R. Siebert zu seiner Erhaltung und Erforschung ein.² Nach einer Machbarkeitsstudie „Rekonstruktion des Borwalls“ seitens der Stadt Braunschweig kam es unter Zusammenwirken von Bezirksarchäologie, Stellen von Naturschutz und Wasserwirtschaft sowie der Politik bis 2006 zu einer einfühlsam bewerkstelligten Wiederherstellung des Burghügels und der zugehörigen Grabenanlagen. Damit verbunden erfolgte auch eine archäologische Erforschung der Burganlage.³

Unbeantwortet blieb seitens aller Beteiligten bislang die Frage nach den Erbauern, nach den Inhabern und nach den zeitlichen Umständen der Existenz der Burg. Einigkeit besteht jedoch darüber, dass es „sich bei dem Borwall um eine typische Turmhügelburg des 12. Jahrhunderts, eine so genannte ‚Motte‘“,⁴ handelt. In der älteren Schriftüberlieferung hat sie nur 1307 Erwähnung gefunden und zwar – bereits schon aufgegeben (*locum castrī quondam*) – in Verbindung mit dem Erwerb von Gütern der Wüstung Harderode, nördlich der Schunter bei Querum, und einer Mühle durch das Kloster Riddagshausen.⁵ Keinem der im näheren Umkreis an-

1 Vgl. Lars KRETZSCHMAR: Die Schunterburgen. Braunschweig 1997 (Beihefte z. BsJb. 14). Dort auch weiterführende Quellenhinweise zu Käufer, Bethmann und Lühmann.

2 Rolf SIEBERT: Die Entwicklung der Landschaft von Querum und ihre Flurnamen – Feldmark-Schuntertal-Querumer Wald. Braunschweig 1987 (Grüne Hefte für Denkmalpflege und Geschichte [der Stadt Braunschweig] 2). – DERS.: Querum. Die Geschichte eines braunschweigischen Dorfes. Braunschweig 1998. – Herrn Siebert sei herzlich gedankt für zahlreiche Diskussionen und gemeinsame Gelände-Begehungen.

3 Michael GESCHWINDE, Bernd HOPPE-DOMINIK, Henning BRANDES: Der Borwall bei Querum. In: Archäologie in Niedersachsen 9 (2006), S. 121–125.

4 Ebd., S. 121.

5 Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. Bd. 2. Bearb. von Ludwig HÄNSELMANN. Braunschweig 1900, Nr. 596. – Rolf, SIEBERT: Wo lag Harderode, die spätmittelalterliche Wüstung bei Querum? In: Braunschweigische Heimat, 1985, Heft 1.

sässig gewesenem Ministerialengeschlechter (in Querum, Hondelage, Volkmarode) lässt sich die Burg quellenmäßig belegbar als womöglicher Residenzplatz o. ä. direkt zuordnen. Andererseits beschränkt sich der Kreis der dafür in Betracht kommenden Herrenfamilien aber schon aus Gründen ihrer regionalen Besitzgerechtsame im 13. Jahrhundert mit hoher Wahrscheinlichkeit dennoch auf eine Familie aus dieser genannten kleinen Gruppe.

Möglicherweise hat die in der Verkaufsurkunde von 1307 direkt nebeneinander erfolgte Nennung des aufgelassenen Burgplatzes und der Ortschaft Harderode die frühere Forschung auf eine falsche und somit ergebnislose Spur gebracht. Indem sie nämlich beide in einen engeren Zusammenhang gesetzt hat, als das die durch die trennende Schunterniederung klar voneinander abgesetzte Lage überhaupt erlaubt, kam eine mögliche Involvierung der Herren von Volkmarode anscheinend erst gar nicht in den Blick. Immerhin beträgt die Distanz zwischen dem Querumer Burgwall und dem Dorfzentrum von Volkmarode nur gerade einmal ca. 1600 m. Auch L. Kretzschmar bezweifelt „einen Zusammenhang der Herren von Querum mit dem Borwall“, ⁶ für den seiner Meinung nach allein räumliche Bezüge sprechen könnten. Für das 13. Jahrhundert kommen nach eigenen Untersuchungen des Verfassers auch die Herren von Hondelage nicht in Betracht. ⁷

In das Jahr 1302 datiert eine Anzahl von Urkunden, welche den käuflichen Erwerb des zu Folge der siedlungskundlichen Analyse gesamten damaligen Höfe- und Hufenbestands im Dorfe Volkmarode von zwei Höfen, sieben (Kötner-) Stellen und sechs Hufen (*duas curias et septem areas ... et sex mansos*) sowie dazu zwei Holzungen „La“ und „Borchstede“ (*duas silvas, quarum una vocatur La et alia Borchstede*) und noch vier Wiesen daselbst durch Abt und Konvent von St. Ägidien in Braunschweig aus den Händen Braunschweiger Bürger zum Gegenstand haben. ⁸ Diese Leute besaßen das genannte Verkaufsgut zu Lehen von den Familien von Bortfeld und von Campe. Der anscheinend gerade verstorbene Lehnsherr, Ritter Jordan von Campe, hatte als Marschall Herzog Albrechts des Fetten 1279 bis 1302 in der Tradition der welfischen Marschallämter gestanden, welche seit den Tagen Herzog Heinrichs des Löwen stets die Herren von Volkmarode, zuletzt mit Wilhelm II. bis 1241, also bis kurz vor dem Aussterben der Familie um 1250 inne hatten. Auch wenn nach C. P. Hasse unklar ist, ob der Ort Volkmarode mit seinem oben angegebenen Zubehör auf dem Wege der Vererbung oder der Verlehnung (vielleicht sogar als Amtslehen?) von der Marschallsfamilie von Volkmarode schließlich an den Marschall Jordan von Campe gelangt ist, ⁹ bleibt festzuhalten, dass zu diesem Volkmaroder Besitz zwei Holzungen gehörten, deren eine damals unter dem Geländena-

6 KRETZSCHMAR (wie Am. 1), S. 171.

7 Es sei verwiesen auf eine in Druckvorbereitung befindliche siedlungskundliche Studie des Verfassers über die mittelalterliche Entwicklung von Hondelage. Diese beinhaltet u. a. auch eine Orts- und Fluranalyse von Volkmarode.

8 August Hans Albert Frhr. von CAMPE: Regesten und Urkunden des Geschlechtes von Blankenburg-Campe. 2. Berlin 1893, Nr. 548–556.

9 Claus-Peter HASSE: Die welfischen Hofämter und die welfische Ministerialität in Sachsen. Studien zur Sozialgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Husum 1995 (Historische Studien 443), S. 246.

men „Borchstede“ bekannt war. Letzterer signalisiert den eindeutigen Lagebezug zu einer nahe gelegenen Burgstelle.

Beide Holzungen werden unfern vom Dorf Volkmarode zu suchen sein. Das bestätigt sich für den Wald „La“ ohne weiteres, denn dieser erscheint identisch mit dem großen Anger „Das Laag“ (1754) im südöstlichen Gemarkungsteil von Volkmarode.¹⁰ Für den anderen Wald „Borchstede“ findet sich nicht nur kein entsprechender Geländename überliefert. Für seine Lokalisierung gibt es in der Volkmaroder Gemarkung des 18. Jahrhunderts selbst auch keinen Raum mehr, so dass er außerhalb davon und zwar nur nach Norden hin gesucht werden kann. Damit rückt der Querumer Borwall als mögliche dafür namengebende Burgstelle näher in den Blick. Das setzt freilich voraus, dass jegliche anderen potentiellen burgverdächtigen Plätze in der Nähe überprüft und ausgeschlossen werden können.

Von drei dafür in Betracht kommenden „Kandidaten“ kommt der Platz des ehemaligen grundherrlichen Großhofes der Herren von Volkmarode direkt in der Ortslage selbst trotz früherer Mutmaßungen der örtlichen Laienforschung¹¹ als ehemaliger Burgplatz nicht in Frage. Er erweist sich – damals bereits aufgeteilt – als identisch mit den beiden *curiae* von 1302.¹² Von Käufer 1861 enthusiastisch als Burgreste angesehene Hügel und Mauerfunde bei den Teichen vor dem Westrand des Dorfes am *Ziegelkamp*¹³ scheiden nach der Auswertung von W. Bethmanns Beschreibung 1878/79¹⁴ zweifelsfrei als Reste von (Ziegel- und/oder Keramik-) Brennanlagen neben den abgesoffenen alten Tonlöchern ebenfalls aus. Es verbleibt der wiederum von Käufer um 1860 an der Schunter unmittelbar nördlich von Dibbesdorf beschriebene „Boilwall“, auch „Ochsenburg“ genannt.¹⁵ Die dort von Käufer beobachteten Siedlungsreste geben sich den siedlungsgeographischen Untersuchungen in Dibbesdorf und in Hondelage zu Folge¹⁶ nicht als ehemaliger Burgplatz zu erkennen, sondern lassen sich mit Gewissheit als ehemaliger Standort der Wassermühle des wüsten Scathorst feststellen, die 1236 von denen von Volkmarode an das Kloster Riddagshausen vertauscht wurde.¹⁷ Somit verbleibt in der Region allein der Querumer Borwall als Namensbezug für den 1302 genannten Borchstede-Wald übrig. Als dessen Voreigentümer steht die Marschall-Familie von Volkmarode wie gezeigt außer Zweifel.

Es kann davon ausgegangen werden, dass mit diesem Grundeigentum auch das Eigentum an der Burgstelle auf dieses bedeutende welfische Ministerialengeschlecht zurückzuführen ist. Obgleich sich für eine Burg im Besitz der Marschälle von Volkmarode in der Schriftüberlieferung bisher kein Zeugnis finden lässt, kommt nur

10 Vgl. Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert, Bl. 3729 Braunschweig.

11 So von Heinrich Daue nach Fritz und Michael KOCH: Mein Heimatort Volkmarode. 1. Manuskript o. O., o. J. – Herrn Heimatpfleger Jörn MIEHE sei herzlich gedankt für die Überlassung von Unterlagen über Volkmarode.

12 Vgl. Anm. 7.

13 Stadtarchiv Braunschweig: H III 1 Nr. 13.

14 NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel 142 N Nr. 6.

15 KRETZSCHMAR (wie Anm. 1), S. 152 ff.

16 Vgl. Anm. 7.

17 Annette von BOETTICHER: Gütererwerb und Wirtschaftsführung des Zisterzienserklosters Riddagshausen bei Braunschweig. Braunschweig 1990 (Beihefte z. BsJb 6), S. 301 f.

diese Familie – wenn auch „nur“ auf dem Ausschlusswege ermittelt – als Erbauerin und Inhaberin bis zu ihrem Aussterben bzw. bis zum Tod des letzten Marschalls des Geschlechts 1241 für den Borwall den räumlichen Bezügen gemäß in Betracht.

Wie eingangs berichtet, wurden im Zuge der jüngstzeitlichen Wiederherstellung des Borwall auch archäologische Untersuchungen vorgenommen. Ohne deren noch unveröffentlichten Ergebnissen im Einzelnen vorgreifen zu wollen, sei hier eine von M. Geschwinde zuvor freundlicherweise mitgeteilte Beobachtung eingebracht: Nach dem Befund der im Burghügel vorgefundenen Siedlungskeramik kann die Anlage nur relativ kurze Zeit in Benutzung gewesen sein. Seiner Einschätzung nach erstreckt sich diese auf etwa die vier letzten Jahrzehnte des 12. sowie die vier ersten des 13. Jahrhunderts.¹⁸ Dieser Zeitraum koinzidiert mit der Wahrnehmung des Amtes eines Marschalls am Hofe Heinrichs des Löwen bzw. seiner Söhne durch Herren von Volkmarode mindestens seit 1186, vielleicht schon ab 1169 (?), bis 1241.¹⁹ Wir sehen uns damit in unserer Annahme bestärkt, dass die Turmhügelburg unten an der Schunter im weiteren Vorfeld des Volkmaroder Herrensitzes errichtet wurde wohl vom ersten in der Reihe welfischer Marschälle aus dieser Familie und mit dem Versterben des Geschlechts als befestigte Anlage aufgegeben wurde.

18 Mündliche Mitteilung von Herrn Dr. M. Geschwinde an den Verfasser am 8.1.2008. Zuvor waren diesem die im Vorstehenden ausgebreiteten historischen und siedlungskundlichen Fakten nicht mitgeteilt worden. Es liegen also unabhängig und ohne gegenseitige Kenntnis des jeweiligen Forschungsstandes zu Stande gekommene eigenständige Resultate vor.

19 HASSE (wie Anm. 9), S. 245 f.

Munificentia principis – Zum sog. Braunschweig-Portal im Bremer Rathaus

von

Ingrid Münch



Abb. 1) Braunschweig-Portal, Rathaus Bremen. Foto: Landesmedienzentrum

Seit 1587¹ gehört zur Innenausstattung der oberen Halle des Bremer Rathauses ein von Herzog Julius zu Braunschweig-Lüneburg geschenktes, aus heimischem Marmor und Alabaster gearbeitetes prächtiges Türportal (Abb. 1). Als Beweggrund

1 Provisorische Aufstellung in *conspicuo loco* im Rathaus schon 1578, in Anwesenheit des Künstlers Adam Liquier. S. Dankesschreiben des Rates von Bremen an Herzog Julius vom 13. November

für dieses außergewöhnliche Geschenk gilt ein Darlehen², das dem Herzog (1573) in einer sehr prekären finanziellen Situation – bedrängt von Gläubigern³ – von Bremen zur Verfügung gestellt worden war. Trotz religiöser Spannungen mit dem Rat⁴ erwies sich Julius aber mäzenatisch erkenntlich; wie denn auch dauerhafte stabile politische Beziehungen und vor allem ein florierender Handel in beiderseitigem Interesse lagen.

Mit Ablauf der Darlehensfrist (Ostern 1578) stand die Rückzahlung der geliehenen 5000 Taler noch aus, so dass sich der Rat zur Mahnung veranlasst sah.⁵ Nachdem zwischenzeitlich das Türportal in Bremen eingetroffen war,⁶ beglich Herzog Julius Ende 1578 seine Schulden: dabei wurde die finanzielle Transaktion von einer umfangreichen Geschützlieferung samt Munition begleitet und *dem ehrbaren Rat presentiret*⁷.

Das gute Einvernehmen mit Bremen unterstrich der Fürst noch mit dem Angebot eines weiteren *Türgesprenges samt zugehörigem Türstein*. Der Rat konnte allerdings aufgrund fehlender adäquater Raumkapazität kurzfristig nicht auf dieses großzügige Angebot eingehen,⁸ das dann später offenbar auch nicht mehr realisiert worden ist. Noch einmal, 1585, wandte sich Julius mit einem Darlehensgesuch an die kapitalstarke Hansestadt; doch erhielt er statt der erwünschten 20 000 Taler nur

1578. NLA-StA Wf 1 Alt 9, Nr. 133, Blatt 15. Erst mit der Einrichtung der Kollektenkammer 1587 erhielt das Portal seinen jetzigen Standort. Rudolf STEIN: Romanische, Gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen. Erhaltene und verlorene Baudenkmäler als Kultur- und Geschichtsdokumente. Bremen 1962, bes. S. 532.

2 So schon Otto v. BOEHN: Adam Liquier Beaumont und Hans Winter. Zwei Bildhauer des ausgehenden 16. Jahrhunderts. In: Bremische Weihnachtsblätter 12 (1952), bes. S. 5.; Rolf GRAMATZKI: Das Rathaus in Bremen – Versuch zu seiner Ikonologie. Bremen 1994, S. 85 ff. (6.4.4. Das sog. Braunschweig-Portal). Eine allgemeinere Begründung in: Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen. 1. Abteilung, 1864 (1. Abteilung, 2. Lieferung) S. 9 „.... 1578 ward diese Skulptur von Julius dem Rat geschenkt, welcher durch solche Gabe sich offenbar sehr geschmeichelt fühlte, obwohl der Fürst nicht ohne Rücksicht auf seine mannigfachen Verbindlichkeiten gegen Bremen jenen Schritt getan haben mochte.“

3 Ekkehard HENSCHKE: Die Wolfenbütteler Herzöge und der Bergbau im Harz. In: BsJb 88 (2007), S. 71–88, bes. S. 76.

4 Seit seinem Regierungsantritt 1568 hatte Julius mehrmals (erfolglos) versucht, Einfluss auf die innerkirchlichen Auseinandersetzungen Bremens zu nehmen, zugunsten einer gemeinsamen lutherischen Glaubensgrundlage. In Bremen überwog aber kalvinistische Dogmatik. Herbert SCHWARZWÄLDER: Geschichte der freien Hansestadt Bremen. I. Bremen 1975, bes. S. 253 f.

5 NLA-StA Wf 1 Alt 9, Nr. 133, Blatt 107.

6 Wie Anm. 1.

7 Mit dieser Mission war der wolfenbüttelsche Zeugmeister Claus von Eppen betraut worden. Er überbrachte u. a. 7 bleierne Feuermörser, 28 Feuersteine, 28 Bergkugeln sowie 4 bleierne Grasbänke. Quittungsbrief des Rates von Bremen an Herzog Julius vom 31. Dezember 1578. NLA-StA Wf 1 Alt 9, Nr. 133, Blatt 26. H. HERTZBERG: Das Tagebuch des bremischen Ratsherrn Salomon 1568–1594. In: Bremisches Jahrbuch 29 (1924), S. 27–81, bes. S. 48. Zu Grasbänken s. Barbara UPPENKAMP: Ein Inventar von Schloß Wolfenbüttel aus der Zeit des Herzogs Julius von Braunschweig-Lüneburg. In: Heiner BORGGREFE, Barbara UPPENKAMP (Hrsg.): Kunst und Repräsentation. Beiträge zur europäischen Hofkultur im 16. Jahrhundert. Marburg 2002 (Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland 29), S. 69–107, bes. S. 91.

8 Schreiben des Rates von Bremen an Herzog Julius vom 2. Januar 1579 Rathausakte: Staatsarchiv Bremen 2-P. 2. n. 6. b. Aa 2, Nr. 9.



Abb. 2) Künstlersignatur Liqueurs. Foto: Senatskanzlei Bremen.

6000. Diese Schuldsumme aber zahlten weder er noch einer seiner Rechtsnachfolger im Amt je zurück!⁹

Hauptbildträger des Prunkportals ist das groß dimensionierte Attikarelief, dessen inhaltliche Gewichtigkeit durch schwere, kannelierte Pilasterrahmung betont wird. Drei weibliche, auf Wolken thronende Figuren verkörpern Tugenden, die Garanten eines guten Regiments sind: Weisheit, Frieden, Gerechtigkeit.¹⁰ Dass auch die beiden Frauengestalten in den (Bogen-)Durchgangsreliefs zum herrscherlichen Tugendprogramm gehören, ist wahrscheinlich. Doch erschweren die starken, wohl durch „bildungsbeffissene Touristen“¹¹ entstandenen Beschädigungen der Figuren eine sichere Identifizierung (?Stärke, Beständigkeit, Geduld).

Im Giebelfeld, an prominenter Stelle, erscheint die ligierte Künstlersignatur (Abb. 2): C A L für Adam Liqueur¹² aus Cambrai. Das Portal ist das einzige datierte (1577) und signierte Werk Liqueurs, das sich aus seiner Tätigkeit (Hofbildhauer) für Herzog Julius erhalten hat. Fragen wirft allerdings das Herkunftskürzel C (für Cambrai) auf; denn am monumentalen 1567/72 entstandenen Epitaph für Landgraf Philipp von Hessen in Kassel werden inschriftlich als ausführende Künstler genannt: Meister Elias Godefroy von Kamerich und sein Diszipel Adam Liquir Beaumont!¹³

⁹ HERTZBERG (wie Anm. 7), S. 48 und 80.

¹⁰ HORST ADAMIETZ, Hans MÜNCH: Das Bremer Rathaus. Bremen 1980, S. 39. STEIN (wie Anm. 1), S. 532 deutete die Allegorien als Gesetz und Sieg der Gerechtigkeit. GRAMATZKI (wie Anm. 2), S. 85 ff. sah in allen fünf am Portal dargestellten Allegorien eine dezidiert religionspolitische Programmatik.

¹¹ Die (Bildungs-)Reisefreudigkeit schon im 18. Jahrhundert manifestiert sich in zahlreichen Initial- und Jahreszahleinritzungen an den beiden Relieftafeln. Der früheste erkennbare Beleg stammt von 1709.

¹² Zu Liqueur zuletzt Braunschweigisches Biographisches Lexikon. 8. bis 18. Jahrhundert. Hrsg. von Horst-Rüdiger JARCK. Braunschweig 2006, S. 447f. (Chr. RÖMER).

¹³ Walter KRAMM: Die beiden ersten Kasseler Hofbildhauerwerkstätten im 16. und 17. Jahrhundert. In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 8/9 (1936), S. 329–390, bes. S. 334.



Abb. 3 und 4) Sonnen- und Mondemblem. Foto: Senatskanzlei Bremen.

Der Munificentia (Freigebigkeit) des Herzogs ist die Inschrift über dem Portal gewidmet.¹⁴ Sein Wappen und dasjenige (brandenburgische) seiner Frau präsentieren Löwen zu Seiten des Attikareliefs. Auf den Giebelecken sitzen konsolenartig Sonnen- und Mondemblem (Abb. 3+4) mit umlaufender Devise des Herzogs *Andren dinende vorzer ich*¹⁵, seinem bekrönten Monogramm¹⁶ und die Datierung. Inschrift, Wappen, Devise, Monogramm und Tugendprogramm typologisieren somit das Portal vorrangig als Denkmal fürstlicher Selbstdarstellung, das bei Julius merkantilistisch ausgerichteter Natur zugleich als adäquates Werbemedium für die materiellen (Marmor, Alabaster) und künstlerischen (renommierte Bildhauerwerkstatt) Ressourcen seines Landes fungiert haben könnte.

„Für das freundliche Entgegenkommen bei der Beschaffung der photographischen Vorlagen danke ich besonders Frau G. Redeker, Senatskanzlei Bremen, der Landesmedienzentrale und dem Landesdenkmalamt Bremen.“

14 EX MUNIFICENTIA : ILLUSTRIS. PRINCIPIS AC DOMINI DOMINI IULII . DUCIS . BRUNSVICENSIS. ET LUNEBURGENSIS: Etc.

15 Die lateinische Fassung Aliis inserviendo me ipsum consumer ist seit 1567 nachweisbar. Alheidis von ROHR: Initialen, Sinnprüche und Dekor als Mittel fürstlicher Selbstdarstellung. In: Christa GRAEFE (Hrsg.): Staatsklugheit und Frömmigkeit. Herzog Julius zu Braunschweig-Lüneburg, ein norddeutscher Landesherr des 16. Jahrhunderts. Wolfenbüttel 1989 (Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek 61), S. 17–24. Den gleichen Wahlspruch führte schon Herzog Ernst der Bekenner. Hans-Jürgen VOGTHERR (Hrsg.): Herzog Ernst (1497–1546) der Bekenner und seine Zeit. Beiträge zur Geschichte des ersten protestantischen Herzogs von Braunschweig-Lüneburg anlässlich der 500jährigen Wiederkehr seines Geburtstages in Uelzen im Jahre 1497. Uelzen 1998 (Uelzener Beiträge 14), bes. S. 11.

16 Ein gleiches, etwas breiter angelegtes bekröntes Monogramm ist auch am straßenseitigen Hermenportal des Ostflügels der Alten Universität in Helmstedt vorhanden. Paul Jonas MEIER: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig. Erster Band: Kreis Helmstedt. Wolfenbüttel 1896, S.86 sah darin ein gekröntes gitterartiges Wappen.

Zur Geschichte des Neubaus der Hornburger Kirche Beatae Mariae Virginis (1612–1616)

von

Sibylle Heise

Die Stadt Hornburg lag zu Beginn des 17. Jahrhunderts im Hochstift Halberstadt, dessen weltliches Oberhaupt der postulierte Bischof oder Administrator Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, 1578 in dieses Amt eingeführt worden war. 1589 hatte Herzog Heinrich Julius auch die Regierung im Fürstentum Wolfenbüttel übernommen. So war Hornburg damals nicht nur mit Halberstadt politisch und wirtschaftlich verbunden, sondern auch mit dem geographisch näher gelegenen Wolfenbüttel. Neben der Stadt gab es noch das Amt Hornburg mit Sitz in der Burg.

Im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts wurde in Hornburg eine neue Pfarrkirche errichtet. Sie nimmt eine kunstgeschichtliche Sonderstellung ein, denn nur wenige lutherische Pfarrkirchen sind vor dem Dreißigjährigen Krieg neu erbaut worden.¹ Dennoch ist die Baugeschichte der Hornburger Kirche Beatae Mariae Virginis bisher nicht genau untersucht worden.

Vor dem Neubau stand an dessen Stelle eine Kapelle des Heiligen Stephanus (1149 erwähnt), danach werden eine Kapelle (1360) und schließlich im 15. Jahrhundert eine Kirche mit dem Patrozinium Unser Lieben Frauen genannt.²

Die wohl erste eingehende kunsthistorische Beschreibung der Hornburger Marienkirche hat Doering vorgenommen.³ Seine Angaben, der Neubau sei auf den Fundamenten des Vorgängerbaus errichtet worden und der untere Teil des Turmes und die Sakristei stammten vom Vorgängerbau, wurden von anderen Autoren übernommen. Sie finden sich ebenso in der fast hundert Jahre später verfassten Literatur zur Hornburger Kirche.⁴

1 Ausführlich dazu: Hans REUTHER: Der protestantische Sakralbau vom Beginn der Reformation bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert in Niedersachsen. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 56 (1984), S. 93–105.

2 Oscar DOERING: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Halberstadt, Land und Stadt. Halle 1902, S. 57; Hermann KLEINAU: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. [Teil 1] A-K. Hildesheim 1967, S. 307.

3 DOERING: (wie Anm. 2), S. 57–60. Doering war von 1897 bis 1905 Provinzialkonservator der preußischen Provinz Sachsen, er verfasste außer dem Inventarband von Halberstadt auch Kurzbeschreibungen für Dehio, s. Peter FINDEISEN: Sachsen-Anhalt. Von den Anfängen bis in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts. Berlin 1990 (Geschichte der Denkmalpflege), S. 157.

4 Wolfgang SCHULER: Die Marienkirche in Hornburg. München 1980 (Grosse Baudenkmäler 326); Georg, DEHIO: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Bremen- Niedersachsen. Bearb. von Gerd WEISS. München 1992, S. 756–758; Niedersachsen Hansestädte Schleswig-Holstein, Hessen. Bearb. von Heinz Rudolf ROSEMAN. Stuttgart 1960 (Reclams Kunstführer Deutschland Band 4), S. 400. Dagegen ist einzuwenden, dass die Sockel des Turmes wie des Langhauses dieselbe Höhe

1940 hat Seeleke eine Arbeit über den für die Wolfenbütteler Herzöge tätig gewesenen Baumeister Paul Francke veröffentlicht,⁵ als dessen Hauptwerk das Juleum in Helmstedt angesehen werden kann. Seeleke gab an, Francke habe 1613 einen Entwurf für die Hornburger Kirche gefertigt, der jedoch nicht ausgeführt worden sei. Dass Beziehungen zwischen Paul Francke und dem Neubau der Hornburger Kirche bestanden haben, wird seitdem in der Literatur immer wieder angegeben,⁶ ohne dass es zu einer weiteren Untersuchung etwa vorhandener Quellen gekommen wäre.

Hermes schrieb im Jahr 1958, scheinbar auf Dokumente aus dem Hornburger Archiv gestützt, die Baugenehmigung für die Hornburger Kirche sei 1614 erteilt worden.⁷ Die Angabe, der Neubau sei in der Zeit von 1614 bis 1616 errichtet worden, findet sich seitdem übereinstimmend in der Literatur.⁸

Zur Zeit werden die Archivalien der Stadt Hornburg neu verzeichnet. Dabei fanden sich Unterlagen zur Hornburger Kirche, die einen neuen Blick auf ihre Baugeschichte ermöglichen.

In einer Akte mit dem Rubrum *nachrichtungen, das neue kirchengebäude betreffend und waß vor holtz und materialien darzu kommen* findet sich das älteste Dokument, das sich auf diese Vorgänge bezieht.⁹ Es ist auf der Rückseite – und zwar mit derselben Schrift wie auf der Vorderseite – bezeichnet: *wie das neue kirchengebäude berathschlaget unt vorabschiedet*. Daraus geht Folgendes hervor: Am Tage Jacobi, also am 17.7.1612, kam der Kroppenstedter¹⁰ Maurermeister Merten Ihlenburgk *uf guttachten und erfordern der herren pastorn, ampts und raths* nach Hornburg. Gemeinsam mit den Pastoren, dem Amtmann, den Bürgermeistern und anderen besichtigte er das alte Kirchengebäude *mit allem vleiß*, dann wurde *das neue gebewde nach notturfft berathschlaget*. Zu diesem Zeitpunkt war man der Ansicht, *das der thorm, do der grundt gutt befunden wirdet, pleiben und ... noch uf gemauret werden soll*. Weiter ist zu lesen: *Die lenge vom chor kan mann eigentlich*

erreichen, auch sind die Profile der Fußgesimse des Turmes und des Langhauses identisch. Dieser Befund lässt eher an einen gleichzeitigen Bau der Sockel des Turmes und des Langhauses denken.

5 Kurt SEELEKE: Paul Francke, ein fürstlicher Baumeister zu Wolfenbüttel. In: Braunschweigisches Jahrbuch 26 (1940), S. 29–57. Wie aus dem Nachlass von Seeleke (NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel 319 N) hervorgeht, hat er in Hornburg dort befindliche Akten zum Kirchenbau eingesehen und exzerpiert. Zur Person von Paul Francke auch: E. ARNHOLD: Paul Francke. In: Horst-Rüdiger JARCK (Hrsg.): Braunschweigisches Biographisches Lexikon, 8. bis 18. Jahrhundert. Braunschweig 2006, S. 227f.

6 Die Angaben reichen von: „Die Errichtung der Stadtpfarrkirche B.M.V. durch Paul Francke ...“ bei Hans-Herbert MÖLLER: Altstadterneuerung und Denkmalpflege in Hornburg. In: Niedersachsen. Zeitschrift für Heimat und Kultur. 69 (1969), S. 482–492, hier S. 483, über: „Vermutlich von ihm (Francke)“ bei Wolfgang THÖNE: Wolfenbüttel. Geist und Glanz einer alten Residenz. München 1963, S. 230, bis: „Eine Reihe von Entwürfen werden Francke lediglich zugeschrieben: ... Marienkirche in Hornburg“ bei ARNHOLD (wie Anm. 4). dazu auch Schuler, Reclams Kunstführer, Dehio wie Anm. 3.

7 W. HERMES: Aus Hornburgs Vergangenheit. Hornburg 1958, S. 7.

8 REUTHER (wie Anm. 1); SCHULER, Reclams Kunstführer, DEHIO (wie Anm. 3).

9 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (17.7.1612). Die Textwiedergabe richtet sich nach den Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte. In: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 1980. Stuttgart 1981, S. 85–96.

10 Kroppenstedt liegt etwa 18 km nordöstlich von Halberstadt.

noch nicht wissen, denn es mus erstlich recht abgeteilet und angelegt werden. Maurer- und Zimmermeister sollten bald einen Anschlag machen.

Das Hornburger Bauvorhaben wurde schnell auch außerhalb von Hornburg und Halberstadt bekannt. Am 8.10.1612 empfahl Johann Nording in Westerde¹¹ einen Kalkbrenner¹², *weill er einen undtenbenanten dan berichtet, das zu Horneburgk ufm freuling eine nuwe kirche auch soll gebawet und derobehüff viell kalck gebrandt werden.*

Aber noch vor dem Frühling des Jahres 1613 wurden die Baupläne verändert. Dies geht aus einem Dokument hervor, das vom 18. Februar 1613 (Donnerstag post Estomihi 1613) datiert ist¹³. Es beginnt mit den Worten: *Zu wißen, demnach wegen der vor augen scheinenden großen bawfelligkeit der kirchen alhier zu Horneburgk dieselbe nottwendig erbawet und erweitert werden muß, der ortt und gelegenheit aber sehr gering und klein, alß das mann mit dem chor in den pfarrhoff schreiten und denselben zum größeren vill darzu brauchen mus ...*

Das Kirchengebäude sollte also nicht nur erneuert, sondern auch vergrößert werden. Eine Erweiterung des Baugeländes nach Westen war nicht möglich, weil dort die Mühlen-Ilse, ein von der Ilse abgezwigter Kanal, entlang lief. Daher sollte ein östlich der alten Kirche gelegenes Stück Land von den Brüdern Heise gekauft werden. Zu diesem Kauf gab der Landesherr Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg am 12.4.1613 seine Zustimmung¹⁴. In dieser Urkunde heißt es: *... in der stadt Hornburg belegenes gahr altes kirchengebeuwde zu restauriren, ganz neue zuerbawen unnd ein gutt theil zuerweitern. Weill aber am selbigen ortt der platz des kirchhoffes sehr eng und gering ...*

Ein anderes, undatiertes Schreiben lässt erkennen, dass inzwischen noch eine weitere Veränderung des ersten Bauplanes in Erwägung gezogen worden war.¹⁵ Der Halberstädter Domdechant Matthias von Oppen sollte mündlich durch den unbekannten Empfänger dieses Briefes über den in Hornburg geplanten Neubau unterrichtet werden. Ein Neubau sei dringend erforderlich: *Nachdem das kirchengebeude numehr veraltet und in abgang kommen.* Maurermeister Merten und der Hornburger Zimmermeister Hinrich hätten bereits Anschläge erstellt, der Maurer einen Abriss zu Papier gebracht. Die Kosten würden aber die Möglichkeiten der Hornburger Bürgerschaft übersteigen, insbesondere da *der alte thorm grosse ungelegenheit macht, denn solte er abgebrochen werden, wolte er ein grosses kosten.* Dieses Schreiben sollte offenbar dazu dienen, finanzielle Hilfe zu den Baukosten vom Domkapitel zu erhalten, zumal der Neubau auch des Turmes inzwischen erörtert worden war, welcher sehr kostspielig werden würde.

Weiter hat sich der Rat offensichtlich informiert, was beim Abschluss von Bauverträgen zu beachten war. In der Akte finden sich nämlich Kopien von Verträgen,

11 Ca. 3 km nördlich von Bad Harzburg.

12 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (8.10.1612).

13 Ratsarchiv Hornburg Nr. 2438 (18.2.1613).

14 NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel39 Urk Nr. 5 (12.4.1616).

15 Ratsarchiv Hornburg Nr. 671, ohne Datum, von HERMES (wie Anm. 6) als Gesuch für den Neubau der Hornburger Kirche angesehen und ohne nachvollziehbare Begründung in das Jahr 1614 datiert.

die der Rat von Oschersleben mit dem Maurer Eilenburg und einem Zimmermeister geschlossen hatte, als an einer dortigen Kirche Baumaßnahmen vorgenommen werden sollten.¹⁶

Die Rechnungsaufstellung des Hornburger Rathauses lässt erkennen, dass von Hornburg aus eine dreitägige Reise unternommen wurde, um die Verträge über den Neubau der Kirche zu schließen.¹⁷ Es heißt nämlich darin: *Wie man uf sonderlich gutachten in Kirchensachen nach Oschersleben und von dor nach Halberstadt zur dingnus mit beide bawmeistern vorreisen musten* und eine Zeile tiefer: *fuhrlohn die drei tage geben*. Höchst wahrscheinlich am 25.7.1613 wurde der Vertrag mit Meister Merten Ihlenburg geschlossen.¹⁸ Auf der Rückseite eines Schriftstücks, datiert Jakobi 1613,¹⁹ ist zu lesen: *maurer dingnotul*. Es handelt sich wahrscheinlich um die letzte Seite des Vertragsentwurfs, die erste oder die ersten Seiten sind bisher nicht aufgefunden worden. Vermerkt wurde: *sint dießer dingzedel ... vorsiegelt und unterschrieben vorfertigt*. Unterschriften und Siegel fehlen jedoch.

Vereinbart wurde unter anderem, dass die Maurergesellen zu Beginn und Ende der Arbeiten vom Rat ein Fass Bier erhalten sollten, sonst nur zwischen den Mahlzeiten *speißbier*. Die Kosten für das Schärfen und die Reparatur der Werkzeuge, der sogenannten „Bicken“,²⁰ durch den Schmied wollte der Rat übernehmen, nicht aber Kosten für neues Werkzeug, wie es sonst üblich war. Statt dessen sollte Ihlenburg 20 Thaler *vor ein kleidt* erhalten. Weiter findet sich noch eine Passage, die den reibungslosen Arbeitsablauf gewährleisten sollte: Bei Mangel an Baumaterial sollten auch die Maurer ihre Arbeiten unterbrechen, bis wieder genügend Reserven vorhanden wären.

Etwa zu dieser Zeit dürfte auch ein anderes undatiertes Schriftstück gefertigt worden sein²¹. Es enthält folgende Passagen: *zu wissen: nachdem das alte bawfelliche kirchengebawde zu Horneburgh von grunde aus zu bawen und zu repariren die hohe notturfft erfordert und mann solches mit vorbewußt und gutachten eins hochehrwürdigen domcapituls zu werck gerichtet, als hat sich ein erb[arer] rath dießes bawes halber, uf vorgegangene commendation wollgedachts domcapituls, mit Merten Ihlenburgen, maurmeistern, endtlich nach vielgepflogener beratschlagung und handlung, eingelassen, und ist ihm das gantze werck vordinget worden, uf form, maß und model, wie der lezte von ihm gemachte abriß nach dem maßstabe ausweißet. Hat sich demnach vorpflichtet, die kirche sambt dem thorme gar new ufzufuhren...*

Daraus geht zweifelsfrei hervor, dass die Pläne für den Neubau der Kirche in Hornburg von Maurermeister Eilenburg, der dann den Bau auch ausgeführt hat, stammen. Dass architektonische Leistungen zu dieser Zeit von Männern, die ein Handwerk erlernt hatten, ausgeführt wurden, war durchaus üblich. Erst gegen Ende

16 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (ohne Datum).

17 Ratsarchiv Hornburg Nr. 286 (*von Hilarii anno 1613 biß Hilarii anno 1614*).

18 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (25.7.1613.)

19 Das war der 25. Juli 1613.

20 Bicke oder Picke; Spitzhacke.

21 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (ohne Datum).

des 18. Jahrhunderts gab es Bestrebungen, Architekten speziell für diese Aufgabe auszubilden.²²

Weiter unten ist in dem zuletzt erwähnten Schriftstück zu lesen, dass die Dicke der Mauer *im grunde 2 1/2 Ellen* und über dem Fußgesims *7/4 Ellen* betragen solle. Die neue Kirche sollte also auch neu fundamentiert werden, Fundamente des Vorgängerbaus wurden nicht verwendet.

In der Kirche sollten 10 Pfeiler errichtet werden, darüber acht Bögen. Weiter ist die Rede von *8 runde fenster uber den inwendigen pfeilern*. Sicherlich sind damit Obergadenfenster gemeint. Zu diesem Zeitpunkt war demnach der Bau einer Basilika, nicht einer Hallenkirche geplant. Von einer Wölbung des Langhauses ist in diesem Dokument nicht die Rede. Weiter wurde vom Baumeister gefordert *4 kirchthueren, nach ihrer art und postirung reinlich zumachen*. Zu lesen ist auch: *Das chor soll gewelbet werden* und *5 Pfeiler seien umb dem Chor* zu errichten. Daraus lässt sich folgern, dass ein Fünf-achtel-Schluss des Chores geplant war.

Zum Turm wurde Folgendes gesagt: *Den thorm will er uber den steinwegk nach der Ilsen new anlegen, von grunde aufmauren ... und beide giebel am thorme ufführen*. Daraus lässt sich schließen, dass der neue Turm an einer anderen Stelle als der des Vorgängerbaus errichtet werden und mit einem Satteldach versehen werden sollte.

Die Pflichten des Maurermeisters Eilenburg wurden so umrissen: *So will auch meister Merten einen tüchtigen und erfahrenen meistergesellen und polirn annehmen und die meiste zeit selber bei der arbeit pleiben und keineswegs allein uf das gesinde hengen. Iedoch soll den gesellen alle tage bei vorhandener arbeit 2 g[roschen] zum bier geben werden, dem gesinde will er lohnen und die arbeit durch sein gesinde, mauer, steinhauer und kalkschleger, vorrichten lassen*.

Der Maurermeister Eilenburg sollte den Bau also möglichst selbst beaufsichtigen. Er hatte dafür Sorge zu tragen, dass Bauhandwerker, Maurer, Steinmetzen und Leute, die den Mörtel zubereiten, zur Verfügung standen. Für seine Arbeiter musste der Maurermeister die Löhne zahlen. Zusätzlich sollten ihm *10 tüchtige handlanger zu der arbeit unten uf der erden uf raths uncosten gehalten werden*.

Vereinbart wurde auch: *Wann der meister hir zur stidte ist, soll ihm ein freier tisch und herberge neben dem trancke an Hornburger biere außßer den mallzeiten verordnet werden*.

Mit den Bauarbeiten ist noch im Sommer 1613 begonnen worden, wie ein Brief des Rates vom 7.8.1613 an das Domkapitel erkennen lässt²³. Darin wurde nämlich gebeten, dass dem Maurermeister die ihm vertragsmäßig zugebilligte freie Kost auf dem Amt gewährt werde. Und tatsächlich scheinen die ersten Arbeiten zügig ausgeführt worden zu sein. Am 30. Dezember des Jahres 1613 richtete der Hornburger Rat ein Schreiben an den neuen Landesherrn, Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg²⁴. Darin heisst es: *... so weit kommen, das mann uf einen gantzen grund newen baw dencken müssen und das fundament zum teil albereits*

22 Ulrich SCHÜTTE: Architekt und Ingenieur. In: Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden. Wolfenbüttel 1984 (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek Nr. 42), S. 22 f.

23 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (7.8.1613).

24 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (30.12.1613).

gelegt undt etwas uber der erden ufgeführt. Hier kommt erneut zum Ausdruck, dass der Neubau der Hornburger Kirche neu fundamentierte worden ist.

Der eben erwähnte Brief diente der Beschaffung von Bauholz, um nämlich *aus dero forste zu Bunthem*²⁵ *etwas von tannenholze* zu erhalten. Wie weitere Unterlagen in derselben Akte zeigen, ist im Jahr 1614 mit Fuhrwerken Bauholz aus dem Harz nach Hornburg geliefert worden. Die Balken waren bis zu 72 Fuß, also etwa 20 Meter lang. Die erste Wagenladung kam dann auch im April in Hornburg an.²⁶

Nicht nur Bauholz, auch Steine konnten nur unter Schwierigkeiten beschafft werden. Ein Teil des Bedarfs wurde aus einem nur wenige Kilometer entfernt gelegenen Steinbruch bei Hedeper gedeckt.²⁷ *Werckstuck steine zu thuieren und fenstern* aber hatte der Rat *ein gut teil in den Schlanstidter steinbruche in vorrath brechen lassen*.²⁸ Probleme bereitete insbesondere der Transport bei einer Entfernung von ca. dreißig Kilometern zwischen Baustelle und Steinbruch. Aus diesem Grund wendete sich der Hornburger Rat Ende Juni an das Domkapitel in Halberstadt: *Alldie weil wir nun alhir sehr schwach gespannen, auch der steinbruch sehr weit abgelegen ist, hatten wir woll der durch gespannen benachbarten hulfte hoch vonnöten.* Diese Hilfe sollte von den Spannpflichtigen im Amt Schlanstedt geleistet werden, aber *ehersame voll- vnd halbspanners, auch geschworene im gantzen ambt Schlansted baten um Aufschub: das wier biß nach der ernten unnd saadzeit möchten dilation haben*.²⁹ Aber die Zeit der Ernte und der Saat ging vorbei, und im Dezember des Jahres 1614 mussten die Untertanen des Amtes Schlanstedt ermahnt werden, die Fuhren auszuführen, und der Hornburger Rat erneut getröstet werden.³⁰

Dennoch konnte im Februar 1615 der Hornburger Rat mit dem Zimmermeister Heinrich Hilgendorf aus Halberstadt einen Vertrag über die Errichtung des Dachstuhls der neuen Kirche schließen. Außer einer Geldsumme von 175 Talern sollte Hilgendorf oder sein Sohn *die bawzeit uber bei ein guten manne frei eßen und tranck nach notturft* erhalten. Zugesagt wurde weiter *iedem seinem gesellen, so viel er davor zu dem richten gebrauchen wirt, vor ieden tagh 10 mg [Mariengroschen] und der freie tranck an gutem bier.* Der letzte Posten dürfte unerwartet hoch gewesen sein, denn *der Sommer aber war so heiß und dürre, daß die Feld- und Gartenfrüchte verdorben, und an etlichen Orten von der schrecklichen Hitze gar ein Brand entstand*³¹

Spätestens am 25. November 1615 waren die Arbeiten beendet, denn an diesem Tag ist dem Zimmermeister die vereinbarte Summe bezahlt worden, wie ein Vermerk auf dem Vertrag aussagt. Zuvor aber muss der Bauplan geändert worden

25 Heute Bündheim, Ortsteil von Bad Harzburg.

26 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (Abrechnung vom 2.3.1615). Zu Beginn des Jahres 1614 dürfte der Baubetrieb ungewöhnlich lange still gelegen haben, denn der Frühling war rau und es war viel Schnee gefallen: vgl. Caspar ABEL: *Stifts- Stadt- und Land-Chronick des jetzigen Fürstenthums Halberstadt*. Bernburg 1754, S. 515.

27 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (18.5.1614).

28 Schlanstedt, ca 15 km nördlich von Halberstadt gelegen. Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (25.6.1614).

29 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (22.7.1614).

30 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (23.12.1614).

31 ABEL (wie Anm. 24), S. 515.

sein, denn entstanden ist nicht, wie ursprünglich geplant, eine Basilika, sondern eine Hallenkirche, die eine andere Dachkonstruktion erfordert. So erklärt sich auch, dass Sonnabend nach Oculi, also am 1. März, 1616 ein neuer Vertrag mit Maurermeister Eulenburg geschlossen worden ist.³² *Nemblich hat meister Merten zugesagt und uf sich genommen, das er in der kirchen das newe gewelbe mit schenckeln und anderen mauer, wie der newe abriß ausweiset, mit vleiße vorfertigen will.* Und tatsächlich wurde mit Fleiß gearbeitet, denn bereits im Oktober 1616 wurden die Fenster der Hornburger Kirche verglast.³³ In der Rechnung des Rathauses Hornburg aus dem Jahr 1616 ist eine Ausgabe verzeichnet für *meister Marten Eilenburg zu endtlicher volliger bezahlung seines vordingnugeldes*. Weitere 86 Taler 14 Groschen dienten zur *bezahlung Meister Hinrichen Hilgendorfes, vor die newen glockenstuele zumachen, die funf glocken hinauf zubringen und zu hengen, auch mit dem richte- und trinckgelde*.³⁴ Für die Beendigung der Bauarbeiten in diesem Jahr spricht auch die am Turm angebrachte Zahl 1616.

Nur wenige Schriftstücke, die sich in den Unterlagen des Rates der Stadt Hornburg erhalten haben, geben Auskunft über den Einfluss Paul Franckes auf den Neubau der Hornburger Kirche. Es existiert ein undatiertes Brief, den Paul Francke an den Rat gerichtet hatte. Der Anlass dazu ist nicht zu erkennen. Das Schriftbild lässt den Schluss zu, dass Francke ihn eigenhändig geschrieben hat.³⁵ Er teilte darin mit, dass seines Wissens der Maurermeister für die neue Kirche in Hornburg dreitausend Taler gefordert hätte, eine Summe, die seiner Ansicht nach zu hoch sei, vielmehr könne ein Baumeister gefunden werden, der diese Arbeit für 1800 Taler verrichten würde.³⁶

Ein anderes Schriftstück, nämlich *anschlagk und taxa mauerarbeit aus den andern anschlegen geschrieben*³⁷ besagt, dass die Kosten für die Maurerarbeiten auf 2600 Taler veranschlagt worden waren. Dieser Aktenvermerk ist nicht datiert, er dürfte in der ersten Hälfte des Jahres 1613 gefertigt worden sein, als der Zukauf von Bauland schon feststand, die Planungen feste Formen annahmen, der Vertrag mit Eilenburg aber noch nicht geschlossen war. Und diese oder eine ähnliche Schätzung der Baukosten dürfte Paul Francke zu Ohren gekommen sein.

Das zweite Schreiben Franckes ist hingegen datiert, und zwar auf den 11. Juli 1613.³⁸ Darin erläutert er Baupläne für eine Kirche. Diese Zeichnungen muss er auch nach Hornburg geschickt haben, im Archiv der Stadt befinden sie sich jedoch nicht mehr. Es ist nicht ganz eindeutig, aber doch sehr wahrscheinlich, dass sie von Paul Francke selbst stammen.³⁹ Der Brief Franckes beginnt mit den Worten: *Er-*

32 Ratsarchiv Hornburg Nr. 654, Chirograph (1.3.1616).

33 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (8.10.1616).

34 Ratsarchiv Hornburg Nr. 286 (Hilarii anno 1616 bis Hilarii anno 1617).

35 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (undatiert): Die Schriftzüge des Textes und der Unterschrift sind auffällig und gleichartig.

36 Dort heißt es: *Auch günstige gutte freunde. Meines behalts habe ich am jungsten vernommen, das der baumeister vor das kirchen gebeude dreiy tausent taller von den semblichen herren undt gemeine begeren, welches meines erachten seher hoch in das geltt laufft. Deswegen werden sich die herren in der handlung woll vorzusehen haben ...*

37 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670.

38 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (11.7.1613).

39 Seeleke hat diese Dokumente eingesehen und gab ihnen folgende Deutung: „... ein von Francke im

same, vorsichtige, gonstige, liebe Hern! Nechst wunschen zu derselbigen christlichen kirchen gebeüde gluckglichen vortgank kan ich uff mein voriges an die hern ab-gangnes schreiben denselben unverhalten nicht seyn laßen, daß ich einen abriß uff das gebeude, wie das im grunde soll angeleget werden ...

Dem Hersteller dieser Pläne scheint nicht bekannt gewesen zu sein, dass der Bauplatz für die Hornburger Kirche in Ost-West-Richtung vergrößert worden war, denn Francke schrieb: *daß nach gelegenheit des platzes vor die gemeine daselbsten ein geraume kirchen, alß in die Lengde mit dem cohr, kirchen undt thurm 126 schue, in die breite aber 160 schue mit dem cohr in gleicher hogte...* Weiter führte er aus: *... beneben dem thurm uff jeder seiten zu der kirchen 40 schue breit angeleget ... Eß müßen aber zwischen dem cohr undt dem thurm uff jeder halben zwene bogen mit gehauenen steinern seülen undt die bogen mit werckstücken geschlossen drei schue dicke verfertiget werden zu dem ende, daß die balcken daruff wechseln undt aneinander verbunden, sintemall vom Hartze nicht so lang holtz verschaffet ... Item weil der cohr, wie ich vernommen, gewelbet soll werden, derselbige mit drei pfeilern ...* Dann findet sich noch die Angabe, dass sich der Eingang im Westen befinden sollte.

Daraus ergibt sich etwa folgendes Bild: Geplant wurde eine querrechteckige dreischiffige zweijochige Hallenkirche, deren Mittelschiff wohl doppelt so breit wie die Seitenschiffe geworden wäre. Über polygonalem Grundriss sollte ein kurzer gewölbter Chor errichtet werden. Im Westen wäre ein querrechteckiger Turm vorge-lagert worden, durch den der Zugang zur Kirche erfolgen sollte. Die Gesamtlänge wäre geringer als die Breite gewesen. Entstanden wäre also ein Bau über einem eher unüblichen Grundriss mit zentralisierender Tendenz. Den Predigtgottesdienst hätte man von allen Plätzen gut verfolgen können. Mit diesem Innenraum wäre also eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Funktion einer lutherischen Kirche erfüllt, wie Paul Francke auch selbst anmerkte: *darin die prieden vor die manßpersonen also können angeordnet, daß von denselbigen der priester zum gehör gottlichs wortts woll kan in acht gehalten ...*⁴⁰

Zwei Wochen nachdem Paul Francke dem Rat in Hornburg diesen Entwurf zugesandt hatte, wurde der Vertrag mit Eilenburg geschlossen. Dieser zeitliche Rahmen und die bereits vorgenommene Vergrößerung des Bauplatzes sprechen nicht dafür, dass eine Realisierung dieses Entwurfs in Hornburg ernsthaft in Erwägung gezogen worden ist. Auch finden sich keinerlei diesbezügliche Notizen in den Akten.

Die Erschließung der Akten des Hornburger Archivs hat es mit sich gebracht, dass einige Daten zur Baugeschichte der Hornburger Pfarrkirchen Beatae Mariae Virginis präzisiert werden können. Es zeigte sich, dass der Neubau über einer größeren Fläche als der Vorgängerbau errichtet worden ist. Er ist komplett neu fundam-entiert und einschließlich des gesamten Turmes neu aufgeführt worden. Die Bauzeit hat länger gedauert als bisher angenommen, sie begann schon im Jahr 1613.

Jahr 1613 angefertigter Entwurf für den Neubau einer Kirche in Hornburg a.H.“. SEELEKE (wie Anm. 4), S. 51.

40 Ratsarchiv Hornburg Nr. 670 (11.7.1613).

Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2007 – mit Nachträgen

bearbeitet von

Ewa Schmid

Allgemeines, Landeskunde

1. 60 Jahre – 60 Köpfe. Christliche Demokraten im Landkreis Peine 1946–2006. Im Auftrag des CDU Kreisverbandes Peine hrsg. von Horst HORMANN. Ilsede: Druckerei Braackmann 2007. 92 S.
2. BARKHAUSEN, Karl-Ludwig: Paul Schureks Reise in den Harz (1924). In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 77–80.
3. BARTMANN, Dietrich: Die Sternwanderung nach Bad Harzburg. Ein Tag der Superlative beim Harzklub. In: Der Harz: Zeitschrift für Harzer und Freunde des Harzes; mit den Mitteilungen des Harzklubs, des Naturparks Harz und der Nationalparks. 2007. H. 11. S. 14–15, Abb.
4. BERNHARDT, Markus, Johannes DERICHS, Katja HOFFMANN, Siegfried HOFFMANN: Durchblick. Geschichte/Politik/Erdkunde 9/10, Niedersachsen. Braunschweig: Westermann 2007. 288 S., Abb.
[Braunschweig-Bezug]
5. BIELINSKI, Juliane, Janin WIEJA, Evelyn GUSTEDT: Regionales Wissensmanagement in der Wirtschaftsförderung. In: Public private partnership in der Wirtschaftsförderung. Herausforderungen, Chancen und Grenzen, hrsg. v. Arno BRANDT [u. a.] Stuttgart: Dt. Sparkassenverl. 2007. S. 131–144, graph. Darst.
[S. 138–140: „Regionale Wissensvernetzung“ in der Metropolregion Hannover-Braunschweig-Göttingen.]
6. BIERMANN, Friedhelm: Der Weserraum im hohen und späten Mittelalter. Adels-herrschaften zwischen welfischer Hausmacht und geistlichen Territorien. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2007. 800 S., Kt., graph. Darst. (Veröff. d. Instituts f. Hist. Landesforschung d. Universität Göttingen 49).
7. BISCHOFF, Michael, Rolf SCHÖNLAU: Weser & Renaissance. Wege durch eine Kulturregion. Mit Hörtexten von Rolf SCHÖNLAU und Fotos von Jutta BRÜDERN. Holz-minden: Mitzkat 2007. 104 S., Abb., Kt., 1 CD.
8. BJARSCH, Hans-Joachim: Ein alter braunschweigischer Landkreis an der Grenze mitten durch Deutschland. Der Landkreis Helmstedt nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1990) – eine Chronik 2. Teil. Oschersleben: Ziethen 2007. 581 S., Abb.
9. BODE, Sebastian: Raum und Öffentlichkeit. Die Wiederaufnahme der Landesver-messung im Herzogtum Braunschweig im Jahr 1892. Braunschweig: Verf. 2007. 131 S., Anh.
[Masch.schr.vervielf.]

10. BOLDHAUS, Fritz: Von Badern und Olitätenkrämern im Amt Knesebeck des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 76–80, Abb.
11. BUDDE, Thomas: Ein Kachelofenfund aus der Hochrenaissance von der Echternstraße 18 in Peine, Ldkr. Peine. Mit 51 Abb. In: Nachrichten aus Nds. Urgesch. Bd. 76. 2007. S. 257–287.
12. CORNELIUS, Reiner: Vom Todesstreifen zur Lebenslinie, der Harz. Hrsg.: Bund LV Niedersachsen. Niederaula: Cornelius 2007. 272 S. (Natur u. Kultur am Grünen Band Deutschland 3).
13. CREYDT, Detlef, Hilko LINNEMANN, Klaus A.E. WEBER: Die historische Landesgrenze des Kreises Holzminden zum ehemaligen Hochstift Hildesheim. Mit 10 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 41–68.
14. Deutsche Tribüne (1831–1832). Hrsg. v. J. G. A. WIRTH. Neu hrsg. v. Wolfram SIEMANN u. Christof MÜLLER-WIRTH. Bd. 2: Elisabeth HÜLS u. Hedwig HEROLD-SCHMIDT. Darstellungen, Kommentare, Glossar, Register, Dokumente. München: Saur 2007. 569 S.
[Braunschweig-Bezug]
15. EDER, Ekkehard: Mahnmale gegen den Krieg – die Gedenktafeln für die gefallenen Schüler und Lehrer des Osteroder Gymnasiums. In: Heimatbl. f. d. südwestl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 52–59.
16. FRANKE, Achim [Bearb.]: Der Weg zur Deutschen Einheit von 1978–1990. Gardessen: Deutschlandarchiv Deutsche Einheit 2007. 246 S., Abb.
17. GEORGE, Klaus, Karl-Friedrich WEBER, Henning ZELLMER: Fünf Jahre gemeinsame Arbeit für den UNESCO-Geopark Harz. Braunschweiger Land. Ostfalen. In: Rohstoffgewinnung im UNESCO-Geopark Harz-Braunschweiger-Land-Ostfalen: Tagungspublikation zum 21. Treffen des Arbeitskreises Bergbaufolgen der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften e.V. am 11.–12. Mai in Langenstein. Berlin: Dt. Ges. f. Geowiss. Hannover 2007. S. 33–35, Kt. (Exkursionsführer u. Veröff. Deutsche Ges. f. Geowiss. 233).
18. GIESSE, Katharina: Landkreis Helmstedt – Tradition mit Zukunft. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 29–60.
19. GLÜSING, Ralf: Leiferde, Brunsel, Harmbüttel. Die Entwicklung des Dorfes Leiferde vom Mittelalter bis in die Neuzeit, unter Berücksichtigung der Wüstungen +Brunsel und +Harmbüttel. Gifhorn: Landkreis Gifhorn 2007. 147 S. (Schriftenreihe d. Kreisarchivs Gifhorn 26).
20. Der Harz. Nationalparkregion im Herzen Deutschlands; mit Wandertipps und Touristeninformationen. Text: J. CRASEMANN. Konzeption: S. GÖDECKE. Fotos: S.-E. ARNDT. Red.: R. DOHRMANN. Lübeck: Schöning + Schmidt [2007]. 96 S., Abb., Kt. (Schöning's Reiseführer).
21. Der Harz. Natur, Geschichte, Kultur; eine Bilderreise. Fotos: Sigurd ELERT. Texte: Birgit CZYPPULL. Holminder: Mitzkat 2007. 143 S., Abb.
22. HENNE, Roland: Spaziergang nach Malliehagen. Siedlungsspuren – Waldglashütten (3). In: Sollinger Heimatbl. 4. 2007. S. 18–32, Abb.
23. KLAPPAUF, Lothar [u. a.]: Waldleute im Harz. Technische Innovation und Umweltsünden. In: Archäologie in Niedersachsen, hrsg. von der Archäologischen Kommission für Niedersachsen.. Bd. 10. 2007. S. 42–45, Abb.
24. KLAUBE, Manfred: Torfhaus, Oderbrück, Königskrug und Sonnenberg: die Hütensiedlungen des Hochharzes. Bockenem: Verf. 2007. 162 S., Abb.

25. KNÖPFLE, Susanne K.: Streifzug rund um den Allerkanal. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 148–150, Abb.
26. KNOLLE, Friedhart: Karstlandschaft Südharz. Die Entwicklung des einzigen Biosphärenreservats der Welt im Gipskarst. In: Mitteilungen. Arbeitsgemeinschaft f. Karstkunde Harz e.V. Osterode am Harz: Arbeitsgemeinschaft für Karstkunde Harz. 2007. H. 3–4. S. 3–25, Abb.
27. KNOLLE, Friedhart: Der neue Geopark „Harz – Braunschweiger Land – Ostfalen“. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 29–32, Abb.
28. KÜSTER, Hansjörg: Der Harz. Das norddeutsche Mittelgebirge. In: Der Harz. [2007]. S. 14–22, Abb. (Niedersachsen Spezial 4).
29. KUHLLIGK, Björn, Jan WAGNER: Der Wald im Zimmer. Eine Harzreise. Berlin: Berliner Taschenbuch-Verl. 2007. 171 S., Abb., Kt. (BvT 437).
30. KUTSCHER, Rainer: Vor 150 Jahren – 1858 – stiftete König Georg V. von Hannover ein Silberschild für die Lerbacher Schützen. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 73–77, Abb.
31. KWAN, Elisabeth E., Anna E. RÖHRIG: Frauen vom Hof der Welfen. 3., bearab. Aufl. Göttingen: MatrixMedia-Verl. 2007. 256 S., Abb.
32. MEIBEYER, Wolfgang: Ein Kloster in (Neu-)Bokel und seine Dörfer im Aller-Ise-Winkel. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 101–108, Abb.
33. MÖLLER, Gerhard: Das Schützenwesen in Sachsa. Nach einem Manuskript von Richard Hallbauer. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 26–41.
34. Nationalpark Harz. Sagenumwobene Bergwildnis. [Texte: Lars BÜTTNER, U. KISON. Übers.: T. FORD]. Wernigerode: Nationalpark Harz 2007. 23 S., Abb., Kt. (Nationale Naturlandschaften).
35. Niedersachsen – das Land und seine Regionen. Land, Bezirke, Landkreise, kreisfreie Städte. Nds. Landesamt f. Statistik, Nds. Institut f. hist. Regionalforschung e.V. [Red.: Lothar EICHHORN, Martin STÖBER, Christiane SCHRÖDER, Olaf GROHMANN, Rolf KOHLSTEDT]. Hannover: Nds. Landesamt f. Statistik 2007. 343 S., Abb., Kt.
[Bezirk Braunschweig: S. 12–89.]
36. PREDIGER-BEHRENS, Erika-Barbara: Das Pferd und der Pferdesport zwischen Braunschweig und Peine. In: Braunschw. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 4–5, Abb.
37. PSCHICHHOLZ, Wolfgang: Landkreis Helmstedt – geschichtlicher Überblick. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 139–149, Abb.
38. RAUSCHENFELS, Eberhard: Die Formung der Landschaft des Kreises Holzminden und die Nutzung ihrer mineralischen Rohstoffe. Mit 14 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 69–100.
39. Samtgemeinde Asse. Informationen für Gäste und Bürger. 2008/2009. Nordhorn: BVB-Verlagsgesellschaft 2007. 60 S., Abb.
40. SLAWSKI, Robert: Ostfalen – Landschaft zwischen Harz und Heide . Mit Fotos von Sigurd ELERT. Holzminden: Mitzkat 2007. 88 S., Abb., Kt.
41. Städte und Gemeinden – die lebendige Basis des Landkreises. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 84–126, Abb.
[Heinz-Dieter EISERMANN, Stadt Helmstedt; Ottomar LIPPELT, Stadt Königslutter am Elm; Matthias WUNDERLING-WEILBIER, Stadt Schöningen; Frank NEDDERMEIER, Gemeinde Büdenstedt; Klaus WESTPHAL, Gemeinde Lehre; Henry BASECKE, Samtgemeinde Grasleben; Lutz

WINTER, Samtgemeinde Heeseberg; Matthias LORENZ, Samtgemeinde Nord-Elm; Hans Werner SCHLICHTING, Samtgemeinde Velpke.]

42. STEDINGK, Klaus: Mit Goethe über und unter Tage. In: Rohstoffgewinnung im UNESCO-Geopark Harz-Braunschweiger-Land-Ostfalen: Tagungspublikation zum 21. Treffen des Arbeitskreises Bergbaufolgen der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften e.V. am 11.–12. Mai in Langenstein. Berlin: Dt. Ges. für Geowiss.; Hannover 2007. S. 54–59, Abb. (Exkursionsführer u. Veröff. Deutsche Ges. f. Geowiss. 233).
43. STURM, Beate: 100 Jahre BKK Landesverband Niedersachsen-Bremen. 1907–2007, wir sind eine Gemeinschaft. BKK Landesverband Niedersachsen-Bremen. Hannover: BKK LV Niedersachsen-Bremen 2007. 222 S., Abb.
[Braunschweig-Bezug]
44. Der Tetzstein. Die Hauszeitung der Waldgaststätte Tetzstein im Elm. Thomas HELDT [Hrsg.]; Jürgen MEWES [Mitarb.]. Schöppenstedt: Grunenberg 2007. 18 S., Abb.
45. WEBER, Klaus A.E.: Die Choleraepidemie des Jahres 1850 im Kreis Holzminden – Medizinhistorische und amtsärztliche Betrachtungen. In: Jb.f.d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 163–190.
46. WESTPHAL, Walter: Über das sog. Notgeld in Osterode und seine Herausgeber. In: Heimatbll. f.d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 47–51, Abb.
47. WEDEKIND, Hans-Hermann: Der Zauberberg. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 83. 2007. S. 21–26, Abb.
48. WIESEL, Christian: Das Flüstern des Waldes. Erlebnis Nationalpark Harz. 1. Aufl. Rudolstadt/Thüringen: Verl. Wieselink 2007. 143 S., Abb., Kt.
49. WINKLER, Uwe: Die Bedeutung des Landkreises Helmstedt als öffentliches Dienstleistungsunternehmen. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 245–256, Abb.
50. WITTE, Dietrich: Schützentradiation in Wulften am Harz. In: Heimatbll. f.d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 43–46, Abb.
51. ZIEHRS, Beate: Eine Region in Deutschlands Mitte gerückt – Oberkreisdirektoren und Landräte erinnern sich. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 61–83, Abb.

Quellenkunde und Historische Hilfswissenschaften

52. ARNOLDT, Hans-Martin: Die Oker von Hedwigsburg bis Wolfenbüttel. Eine kolorierte Flusskarte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts im Staatsarchiv Wolfenbüttel. In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 68–75, Abb.
53. GIESE, Martina: Das von Gottfried Wilhelm Leibniz veröffentlichte *Compendium vitae sancti Bernwardi*. In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 79. 2007. S. 187–205.
54. ILISCH, Peter, Arnold SCHWEDE: Das Münzwesen im Stift Corvey 1541–1794. Paderborn: Bonifatius 2007. 651 S., Abb. (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte 58).
55. KÖRBER, Karl-Otto: Niedersachsen. Landkarten und Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart. Mit Beitr. v. Peter AUFGEBAUER u. Egon KLEMP. Biele-

- feld: Verl. f. Regionalgesch. 2007. 310 S., Abb., Kt. (Veröff. d. Instituts f. hist. Landesforschung d. Univ. Göttingen 50).
56. LIPPELT, Christian: Im Schatten des Löwen? Bemerkungen zu Franz Algermanns Prachstammbaum der Welfen von 1584. In: Wolfenbütteler Notizen z. Buchgesch. 32. 2007. H. 2. S. 61–78, 5 Abb.
 57. REICHELT, Wilfried: Wo liegen die in der Steterburger Urkunde von 1007 genannten tausendjährigen wüstgefallenen Orte? In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 94–96, Abb.
 58. RYANTOVÁ, Marie: Památníky aneb stambuchy, to jest alba amicorum. Kulturne historicky fenomén raného novoveku / Marie Ryantová. – Vyd. 1. Ceské Budejovice: Historický Ústav Filozofické fak. Jihoceské univ. 2007. (Monographia historica 8). Dt. Zusammenfassung u.d.T.: Frühneuzeitliche Stammbücher als Mittel individueller Selbstdarstellung.
[Braunschweig-Bezug]
 59. SCHULZE, Hans K.: Die Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu. Die griechische Kaiserin und das römisch-deutsche Reich 972–991. Hannover: Hahn 2007. 119 S., Abb. (Veröff. d. Nds. Archivverwaltung, Sonderbd.).
 60. WINZER, Hans-Joachim: Hermann Bote und die Grafen von Katlenburg-Einbeck. Eine Notiz Hermann Botes in seiner Braunschweiger Weltchronik (um 1500). In: Northeimer Jb. Jg. 72. 2007. S. 16–34.

Allgemeine Geschichte in zeitlicher Reihenfolge

61. Die Schöninger Speere. Mensch und Jagd vor 400 000 Jahren. Hrsg. f. d. Nds. Landesamt f. Denkmalpflege v. Hartmut THIEME. Stuttgart: Theiss 2007. 247 S., Abb.
62. HESKE, Immo: Eine steinerne Sichelgussform aus der jungbronzezeitlichen Außensiedlung der Hünenburg bei Watenstedt, Ldkr. Helmstedt. Mit 7 Abb. u. 1 Tab. In: Nachrichten aus Nds. Urgesch. Bd. 76. 2007. S. 29–39.
63. WAGNER, Heidi, Fritz SCHLIMMER: War der „Eselstall“ bei Westerhausen ein „Stonchenge“ des Osthazes, und wie könnte er ausgesehen haben? In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 153–154, 5 Abb.
64. HEINE, Hans-Wilhelm: Zur Datierung der „Zierknöpfe vom Harzburger Typ“ mit Adlermotiv. Mit 2 Abb. In: Nachrichten aus Nds. Urgesch. Bd. 76. 2007. S. 165–170.
65. KÖNIG, Sonja: ... lütken Freden wisk ... Die mittelalterliche Siedlung Klein Freden bei Salzgitter vom 9.–13. Jahrhundert ; Siedlung – Fronhof – Pferdehaltung. Mit Beitr. von Susanne HANIK und Gisela WOLF. Rahden/Westf.: Leidorf 2007. Getr. Zählung, Abb. Kt., 3 Beil. (Materialhefte z. Ur- u. Frühgesch. Nds. 36).
66. STEPHAN, Hans-Georg: Fächerübergreifende archäologische Untersuchung im Bereich der mittelalterlichen Dorfwüstung Winnefeld im Solling. Mit 30 Abb. In: Nachrichten aus Nds. Urgesch. Bd. 76. 2007. S. 199–255.
67. GESCHWINDE, Michael, Christian SCHWEITZER: Das Geheimnis der „Wasserburg“. Prospektion und Sondage einer hochmittelalterlichen Niederungsburg bei Vöhrum, Stadt Peine. Mit 21 Abb. In: Nachrichten aus Nds. Urgesch. Bd. 76. 2007. S. 139–163.

68. HARTMANN, Hans Herrmann: Die Werlaburg gerät wieder in den Blickpunkt. In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 175–179, Abb.
69. BORNEMANN, Manfred: Auf den Spuren der Grafen von Hohnstein. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 143–148, 5 Abb.
70. FROBESE, Elke: Die Ottonen – sächsische Herzöge, deutsche Könige und Kaiser. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 19–25, 7 Abb.
71. LEIBER, Christian, Tatjana EBERHARDINGER: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Besiedlungsspuren im Umfeld der Homburg. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 27. 2007. S. 42–43, Abb.
72. FLECKENSTEIN, Josef: „Über Lothar von Süpplingenburg, seine Gründung Königslutter und ihre Verbindung mit den Welfen.“ 2. Aufl. Helmstedt: Landkr. Helmstedt 2007. 12 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Landkreises u. d. ehem. Univ. Helmstedt 3).
73. LAUB, Gerhard: Zum nächtlichen Fluchtweg Heinrichs IV. aus der Harzburg (1073). In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 163–166, 3 Abb.
74. BORCHERS, Ann-Kathrin: Kaiser Lothar – Pfaffenkönig oder Friedensfürst? In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 26–27, 1 Abb.
75. SCHMIDT, Hans: Wie Burg und Amt Harzburg an Braunschweig kam (Fortsetzung). In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 81. 2007. S. 3–6, Abb.
76. VOGTHERR, Tomas: Hinterlassenschaften Heinrichs des Löwen. In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 403–410.
77. Elisabeth von Thüringen – eine europäische Heilige. Katalog. Hrsg. v. Dieter BLUME u. Matthias WERNER unter Mitarb. v. Uwe JOHN u. Helge WITTMANN. PETERSBERG: Michael Imhof 2007. 623 S., Abb.
[Braunschweig-Bezug]
78. JANSSENS, Jozef D.: In de schaduw van de keiser. Henrik van Veldeke en zijn tijd (1130–1230). Zutphen: Verf. 2007. 204 S., Abb.
79. PRZYBILLA, Peter: Die Edelherrn von Meinersen. Genealogie, Herrschaft und Besitz vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Aus dem Nachlass hrsg. v. Uwe OHAINSKI u. Gerhard STREICH. Hannover: Hahn 2007. 726 S. (Veröff. d. hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 236).
80. LEHRMANN, Joachim: Raub, Mord und Brand. „Raubritter“ zwischen Heide, Harz und Weser (Braunschweig, Hannover, Hildesheim ...); Streifzüge ins ausgehende Mittelalter, nach den Quellen dargestellt. Lehrte/Hannover: Lehrmann 2007. 416 S., Abb.
81. VOGT-LÜERSSEN, Maike: Sidonie von Braunschweig-Calenberg (1518–1575). Ich bin keine Mörderin! In: Maike VOGT-LÜERSSEN: Frauen in der Renaissance: 30 Einzelschicksale. Norderstedt: Books on Demand 2007. S. 227–237, Abb.
82. WIESNER, Merry: Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (1510–1558). Ungekürzte Taschenbuchausg. In: Ungewöhnliche Frauen. Deutsche Dichterinnen, Malerinnen, Mäzeninnen aus vier Jahrhunderten, hrsg. v. Kerstin MERKEL und Heide WUNDER. München: Piper 2007. S. 45–56, Abb. (Serie Piper 4907).
83. LILIENTHAL, Andrea: Die Fürstin und die Macht. Welfische Herzoginnen im 16. Jahrhundert: Elisabeth, Sidonia, Sophia. Hannover: Hahn 2007. 310 S., Abb. (Quellen u. Darstellungen z. Gesch. Nds. 127).
84. BEI DER WIEDEN, Brage: Aula Serenissimi Ducis Fridrici Ulrici: Politik, Moral und

- Bildungshorizont am Wolfenbütteler Hof in den Jahren 1615–1616. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 39–54.
85. FLICK, Andreas: Die „Gräfinnen von Wilhelmsburg“ Eléonore d’Olbreuse und Sophie Dorothea. In: Hugenotten. Bad Karlshafen: Dt. Hugenottengesellschaft. Jg. 71. 2007. S. 58–68, Abb.
 86. BERTRAM, Mijndert: Sophie Dorothea und Anton Ulrich. Die Beziehungen der letzten Prinzessin von Celle zum Wolfenbütteler Hof. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 8–20.
 87. BOETTICHER, Manfred von: Braunschweigische Fürsten in Russland. Ein Bericht. Wedemark: Hummel [2007]. 12 S. (Welfenschriften 32).
[Betr. v. a. das welfisch-russische Heiratsprojekt: Eheschließung von Prinz Anton Ulrich d.J. (1714–1776) aus dem Haus Braunschweig-Bevern mit Anna Leopoldowna (1739)]
 88. HAUPTMEYER, Carl-Hans: Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 467–470.
 89. ANKLAM, Ewa: Gebhard Werner Graf von der Schulenburg-Wolfsburg (1722–1788). Ein Briefwechsel mit Friedrich II. von Preußen. Wolfsburg: Konkol 2007. 80 S., Abb. (Wolfsburger Beitr. z. Gesch. u. Kunstgesch. Bd. 3).
 90. BOETTICHER, Manfred von: Ein Säugling auf dem Zarenthron: braunschweigische Fürsten in Russland. In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 301–304.
 91. ANKLAM, Ewa: Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg. Berlin: Lit 2007. 312 S., Abb. (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 10).
 92. JENA, Detlef: Das Weimarer Quartett. Die Fürstinnen Anna Amalia, Louise, Maria Pawlowna, Sophie. Regensburg: Pustet 2007. 295 S., Abb.
[S. 9–71: Anna Amalia von Braunschweig-Wolfenbüttel (1739–1807). Regentin und Obervormünderin sowie Herzogin-Mutter von Sachsen-Weimar-Eisenach (S. 10–17: Von Wolfenbüttel nach Weimar)]
 93. Ereignis Weimar. Anna Amalia, Carl August und das Entstehen der Klassik 1757–1807, Katalog zur Ausstellung im Schloßmuseum Weimar, hrsg. von der Klassik Stiftung Weimar und dem Sonderforschungsbereich 482 „Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800“ der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Leipzig: Koehler & Amelang 2007. 352 S., Abb.
 94. SALENTIN, Ursula: Anna Amalia: Wegbereiterin der Weimarer Klassik. München [u. a.]: Piper 2007. 201 S., Abb. (Serie Piper 4657).
 95. RICHTER, Jutta: Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807) – zum 200. Todestag. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 81. 2007. S. 7–10, Abb.
 96. SEEMANN, Annette: Anna Amalia. Herzogin von Weimar. Fotos von Constantin BEYER. Frankfurt/M.: Insel Verl. 2007. 195 S., Abb.
 97. ZACHLOD, Christian M.: Die Staatsfinanzen des Hochstifts Hildesheim vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zur Säkularisation: (1763–1802/03). Stuttgart: Steiner 2007. 311 S. (Studien z. Gewerbe- u. Handelsgesch. d. vorindustriellen Zeit 27).
 98. BISKUP, Thomas: German Court and French Revolution: *Émigrés* and the Bruns-

- wick Court around 1800. In: *Francia. Forschungen z. westeurop. Gesch.* Bd. 32/2. 2007. S. 61–87.
99. ARTELT, Peter: Ein französischer König als Asylant in Blankenburg. In: *Unser Harz.* Jg. 55. 2007. S. 187–189, 3 Abb.
 100. JAHN, Gerhard Albert: Charles Le Gaye (1765–1815). Hofkapellmeister bei Jérôme Bonaparte und beim Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Chemnitz: Verf. 2007. 27 S.
 101. König Lustik! Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Königreich Westphalen, Materialien für den Unterricht. Michael EISSENHAUER [Hrsg.]. Kassel: Museumslandschaft Hessen Kassel 2007. 63 S., Abb.
 102. KUHNE, Hans: Als unsere Vorfahren von „König Lustik“ regiert wurden. In: *Uhlenklippen-Spiegel.* Nr. 83. 2007. S. 27–33, Abb.
 103. THIES, Christian: Erinnerungen eines Groß Denker Bauern an seine Militärzeit im Jahre 1813. In: *Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel.* Jg. 54. 2008. [2007]. S. 155–160.
 104. Vom Widerstand gegen Napoleon. Der Schwarze Herzog kämpft in Halberstadt. [Transkription, Vorbemerkung und Fußnoten: Carz HUMMEL]. Wedemark: Hummel [2007]. 12 S. (Welfenschriften 28).
 105. HUMMEL, Gisela, Carz HUMMEL: „Die Stimmung ist vollständig gegen den Krieg.“ Mutmaßungen, Berichte und Gerüchte im Jahr 1866. Wedemark: Verf. 2007. 68 S. (Welfenschriften 29).
 106. Wie Hitler Deutscher wurde. Vor 75 Jahren verhalf der Freistaat Braunschweig dem „Führer“ zur Staatsbürgerschaft. Braunschweig: Braunschw. Zeitungsverl. 2007. 58 S., Abb. (Braunschw. Zeitung Spezial. 1, 2007).
 107. Harzburger Front von 1931 – Fanal zur Zerstörung einer demokratischen Republik. Historisches Ereignis und Erinnern in der Gegenwart, eine Dokumentation. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2007. 72 S., Abb. (Spuren Harzer Gesch. 2).
 108. KÖHN, Gerhard: Dietrich Klagges aus Bad Sassendorf-Herringsen – ein zweiter „Steigbügelhalter“ Hitlers aus dem Kreis Soest? In: *Soester Zeitschrift* 118/119. 2007. S. 147–151.
 109. BOHNE, Horst: Die „Kinderlandverschickung“ (KLV) in Sankt Andreasberg im Zweiten Weltkrieg. In: *Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008.* [2007]. S. 91–95, Abb.
 110. KOOP, Volker: „Dem Führer ein Kind schenken“. Die SS-Organisation Lebensborn e. V. Köln; Weimar; Wien: Böhlau 2007. 306 S.
[Braunschweig-Bezug]
 111. SPRENGER, Eberhard: Das Luftwaffentanklager in Ehmten. Wie alles begann, wie es endete und wie es heute aussieht. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2008. [2007]. S. 67–75, Abb.
 112. CREYDT, Detlef: Luftkrieg im Weserbergland. Eine Chronologie der Ereignisse. Holzminden: Mitzkat 2007. 300 S., Abb.
 113. RÖHRIG, Gerhard: 1944/45 – Evakuierte aus dem Rheinland in Bornum. In: *Dat Bormsche Lindenblatt.* Nr. 19. 2007. S. 8–20, Abb.
 114. FISCHER, Hermann: Erinnerungen an Heinrich Jürgens und Dr. Fritz Zschirpe. Ein Rückblick auf ein tragisches Ereignis am 12. April in Schandelah. In: *Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel.* Jg. 54. 2008. [2007]. S. 107–110, Abb.

115. KINTZEL, Hildegard: Eine Zeitzeugin erinnert sich – April 1945 in Osterode. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 64–69.
116. WALTHER, Achim, Joachim BITTNER: Heringsbahn. Die innerdeutsche Grenze bei Hötensleben/Offleben/Schöningen zwischen 1945 und 1952. Überarb. und erg. Neuaufl. Hötensleben: Grenzdenkmalverein [2007]. 326 S., Abb., Kt.
117. OWCZARSKI, Rolf: Blick in die Vergangenheit 1958. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 275–286, Abb.

Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte

118. BEER, Peter: Hexenprozesse im Kloster und Klostergebiet Loccum. Göttingen: V & R Unipress 2007. 178 S. (Studien z. Kirchengesch. Nds. 41).
[Braunschweig-Bezug]
119. BIRTH, Manfred: 60 Jahre kommunale Selbstverwaltung in der Stadt Gifhorn. In: Gifhorer Kreiskal. 2008. [2007]. S. 21–25, Abb.
120. BLAZEK, Matthias: Ein Beitrag zur Braunschweiger Stadtgeschichte: Hexenwahn und Kriminalgerichtsbarkeit. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 111–118, 1 Abb.
121. BOLLMOHR, Uta: Eine Beschreibung der Kanzleiräume und Verwaltungsgebäude des Landkreises Helmstedt von 1833 bis 2008. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 233–244, Abb.
122. BORCHARDT, Kurt: Wer kennt sie noch? Die ehrenamtlichen Standesbeamten? In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 257–262.
123. FRÜHAUF, Wolfgang: Altes braunschweigisches und preußisches Wasserecht im Landkreis Wolfenbüttel. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 186–191, Abb.
124. FRÜHAUF, Wolfgang: Wohin mit dem Himmelwasser? Historisches braunschweigisches Wasserrecht und damit verbundene Vermessungen. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 69–71, Abb.
125. KRÜGER, Wolfgang: Der Giftmord des Wolfenbütteler Friseurs Dombrowsky. Ein Kriminalfall aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 83–92, Abb.
126. MÖLLENBERG, Hartwig: Die Gemeinde Lehre: das jüngste Kind des Landkreises Helmstedt. Die Gebietsreform aus Lehrscher Sicht. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 183–191, 1 Abb.
127. NIPPERT, Klaus: Die Hexenprozesse Herzog Augusts d.J. von Braunschweig und Lüneburg in Hitzacker (1610–ca. 1623). In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 79. 2007. S. 223–256, 3 Abb.
128. OWCZARSKI, Rolf: Führerstaat. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 167–176, Abb.
129. PISCHKE, Gudrun: Von Gauen zum Landkreis: Historische Wurzeln, Entstehung und Veränderung von Verwaltungseinheiten im Kreisgebiet Holzminden. Mit 9 Karten. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 1–40.

Kirchengeschichte

130. HEUTGER, Nicolaus: Kloster Walkenried. Geschichte und Gegenwart. Aufl. Berlin: Lukas Verlag 2007. 240 S., Abb. (Studien z. Gesch., Kunst u. Kultur d. Zisterzienser 27).
131. HEUTGER, Nicolaus: Das neubelebte Kloster Brunshausen – besuchenswert. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 172–173.
132. KRÜGER, Antje: Kloster Riddagshausen – und seine Vorläufer. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 82. 2007. S. 13–19, Abb.
133. KUESSNER, Dietrich: Das Braunschweigische Gesangbuch. Beobachtungen und Anfragen zu seiner Geschichte und Gestalt von der Reformation bis heute. Braunschweig: Verf. 2007. 292 S., [1] Bl., Abb., Notenbeisp. (Arbeiten z. Gesch. d. Braunschw. Ev.-lutherischen Landeskirche im 19. und 20. Jahrh. 12).
134. MAGER, Inge, Wolfgang SOMMER, Christoph BÖTTIGHEIMER, Martin FRIEDRICH: Theologie im Dialog. Georg Calixt (1586–1656) als Wegbereiter der Ökumene. Wolfenbüttel: Landeskirchenamt 2007. 87 S., Abb. (Quellen u. Beitr. z. Gesch. d. Ev.-lutherischen Landeskirche in Braunschweig 17).
135. MORITZ-HEUBLEIN, Brigitte: Kloster Walkenried und sein Zisterzienser Museum. In: Südn. Jg. 35. 2007. S. 70–72, Abb.
136. OHAINSKI, Uwe: *Hec sunt bona ad custodiam sancte Crucis et sancte Marie virginis in Dorstadt pertinentia*. In: Vielfalt und Aktualität des Mittelalters. Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Sabine AREND [u. a.]. 2., durchges. Aufl. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2007. S. 329–345. (Veröff. d. Instituts f. hist. Landesforschung d. Univ. Göttingen 48).
137. SCHUBERT, Ernst: Die Kirchen St. Wiperti und St. Servatii in Quedlinburg. Eine Interpretation der literarischen Quellen zur Baugeschichte. In: Sachsen u. Anhalt. Bd. 25. 2007. S. 31–80.
138. SLENCZKA, Ruth: Städtische Repräsentation und Bekenntnisinszenierung. Die Braunschweiger Kirchenordnung von 1528 und die reformatorische Ausstattung der Brüdernkirche. In: Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit. Hrsg. v. Irene DINGEL und Wolf-Friedrich SCHÄUFELE. Mainz: Philipp von Zabern 2007. S. 229–273. (Veröff. d. Instituts f. europ. Gesch. Mainz. Beih. 74).
139. TEGTMEIER, Christian: Gotthold Ephraim Lessing und der Braunschweigische Pfar-
rerstand. Wolfenbüttel: Landeskirchenamt Wolfenbüttel 2007. 40 S., Abb. (Quellen u. Beitr. z. Gesch. d. Ev.-lutherischen Landeskirche in Braunschweig 16).
140. WEBER, Friedrich: Die ehemalige Propstei Blankenburg als Teil der braunschweigischen Landeskirche. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 39–43, Abb.

Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte

Bergbau, Hütten, Wasserwirtschaft

141. ANDERS, Friedrich: Die Zentralbetriebsführung der Burbach-Kaliwerke Aktiengesellschaft in Wolfenbüttel. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 93–98, Abb.

142. ARTELT, Peter: Bewetterungsexperimente im Jahre 1854. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 37–38, Abb.
143. BALCK, Friedrich H., Wolfgang LAMPE: Vier Teiche auf der Streitkarte. Anlaß für eine Zeitreise durch die Wasserwirtschaft des Unteren Burgstädter Reviers. Clausthal-Zellerfeld: Verl. Fingerhut 2007. 142 S., Abb., Kt.
144. BARTELS, Christoph: Der historische Bergbau und das Hüttenwesen im niedersächsischen Harz. In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 295–300, Abb.
145. BARTELS, Christoph, Michael FESSNER, Lothar KLAPPAUF, Friedrich Albert LINKE: Kupfer, Blei und Silber aus dem Goslarer Rammelsberg von den Anfängen bis 1620. Die Entwicklung des Hüttenwesens von den frühmittelalterlichen Schmelzplätzen im Wald bis zur Metallerzeugung in großem Maßstab am Beginn des 17. Jahrhunderts nach den archäologischen und schriftlichen Quellen. Bochum: Deutsches Bergbau-Museum 2007. 488 S., Abb. Kt. (Montanregion Harz 8; Veröff. aus dem Deutschen Bergbau-Museum 151).
146. BISCHOFF, Willi: Odyssee – Wirbel um eine der besten Silberstufen von Sankt Andreasberg. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 100–104.
147. BORNEMANN, Manfred: Fotografische Erinnerung an den Kalibergbau bei Vienenburg. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 183–186, 6 Abb.
148. DETTMER, Hans-Georg: Weltkulturerbe. Das Industrieviertel am Rammelsberg. In: Der Harz. [2007]. S. 32–35, Abb. (Niedersachsen Spezial 4).
149. GAEVERT, Horst: Der ehemalige Kupfererzbergbau am Kupferberg südlich von Hasselfelde-Trautenstein. In: Harz-Zs. Jg. 59. 2007. S. 109–130, 6 Abb.
150. GEBHARDT, Günter: Die Steinrenner Eisenhütte im Siebental. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 189–194, 9 Abb.
151. HENSCHKE, Ekkehard: Die Wolfenbütteler Herzöge und der Bergbau im Harz. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 71–88.
152. KAUFHOLD, Karl Heinrich: Geschichte des Berg- und Hüttenwesens im Harz in seinen wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Aspekten. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 206–209.
153. KLAPPAUF, Lothar: Blick in das Schatzkästchen des Kaisers – 15 Jahre Montanarchäologie im Harz. In: Südn. Jg. 35. 2007. S. 2–10, 3 Abb.
154. KLÄHN, Jochen, Wilfried LIESSMANN: Rekonstruktion der Bremsmechanik am Kehrpad der Grube Samson in Sankt Andreasberg. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 96–99, Abb.
155. KLAPPAUF, Lothar: Frühe Industrielandschaft Harz – ein Bodennachrichtendienst. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 209–212, 6 Abb.
156. KLÖSSEL, Eberhard: Die Flotation der Rammelsberger Erze. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 33–36, Abb.
157. LAMPE, Wolfgang: Der Bergbau im Harz ist erloschen – Schwespatgrube Wolkenhügel in Bad Lauterberg stillgelegt. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 33–36, 3 Abb.
158. LAMPE, Wolfgang: Das Sägewerk am Kaiser Wilhelm II-Schacht. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 36–37, 2 Abb.
159. LAUFER, Johannes: „Soziale Kredite“: Kredit als Element der Sozialordnung in den Oberharzer Bergstädten des 19. Jahrhunderts. In: Soziale Praxis des Kredits 16.–

20. Jahrhundert, hrsg. v. Jürgen SCHLUMBOHM. Hannover: Hahn 2007. S. 99–120. (Veröff. d. hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 238).
160. ROSENECK, Reinhard: Die Oberharzer Wasserwirtschaft. Auf dem Weg zum Welterbe der UNESCO. In: *Der Harz*. [2007]. S. 54–58, Abb. (Niedersachsen Spezial 4).
161. SIEMERS, Victor-L.: Was ist noch übrig von den Wassermühlen an der Schunter, Lutter und Wabe? In: *Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel*. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 99–106, Abb.
162. STEDINGK, Klaus: Das Rohstoffpotenzial des Harzes und seines Umfeldes. In: *Rohstoffgewinnung im UNESCO-Geopark Harz-Braunschweiger-Land-Ostfalen: Tagungspublikation zum 21. Treffen des Arbeitskreises Bergbaufolgen der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften e.V. am 11.–12. Mai in Langenstein*. Berlin: Dt. Ges. für Geowiss.; Hannover 2007. S. 10–32, Abb., Kt., Tab. (Exkursionsführer und Veröff. Deutsche Ges. f. Geowiss. 233).
163. WAGENBRETH, Otfried: Der Aufenthalt des späteren Freiburger Maschinendirektors Christian Friedrich Brendel 1803 in den Bergrevieren des Mittel- und Oberharzes. In: *Harz-Zs.* Jg. 59. 2007. S. 145–155, Abb.

Land- und Forstwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk

164. AHLERS, Rolf: Spargelvillen und Rübenbürgen. Landwirtschaftliche Wohngebäude in der Zeit von 1894 bis 1914. In: *Braunsch. Heimat*. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 24–25, Abb.
165. ALBRECHT, Peter: Die Erschließung neuer Absatzwege durch Braunschweiger Firmen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Innovationsgeschichte. Erträge der 21. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 30. März bis 2. April 2005 in Regensburg. Stuttgart: Steiner 2007. S. 175–198, Abb. (Vierteljahrschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Beih. 188).
166. ALBRECHT, Peter: Hamburger Zuckerbilder. Hochgerühmt – doch nicht immer der reine Genuss, meinten die Braunschweiger. In: *Hamburg und sein norddeutsches Umland. Aspekte des Wandels seit der Frühen Neuzeit. Festschrift für Franklin Kopitzsch*. Hrsg.: Dirk BRIETZKE, Norbert FISCHER, Arno HERZIG. Hamburg: DOBU-Verl. 2007. S. 83–96, Tab. (Beitr. z. hamburgischen Gesch. 3).
167. ALTHAUS, Daniel: Die Wilddiebe im Sollinger Walde. In: *Sollinger Heimatbl.* 3. 2007. S. 8–15.
168. BALKE, Ralf: VW-Käfer. Sterben, um zu leben. In: *Wunder, Pleiten und Visionen. Ein Streifzug durch 60 Jahre deutsche Wirtschaftsgeschichte*. Hrsg.: Jörg LICHTER [u. a.]. Berlin: Econ 2007. S. 209–212, Abb.
169. BOCK, Hartmut: Das Leben der Knechte und Mägde auf dem Bauernhof Rehfeld in Benitz um 1913 – Hermann Lehneke erzählt. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2008. [2007]. S. 52–57, Abb.
170. DELFS, Jürgen: Imker auf Wanderschaft. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2008. [2007]. S. 156–159, Abb.
171. ETZOLD, Ute Maria: Die Buchbinder und ihr Handwerk im Herzogtum Braunschweig von den Gildegründungen unter Herzog August bis zum Ersten Weltkrieg : 1651 bis 1914. Braunschweig: Appelhaus 2007. 429 S., Abb. (Quellen u. Forschungen z. Braunsch. Landesgesch. 43).

172. HARTEN, Eva: Als das Clausthaler noch in Clausthal gebraut wurde und noch nicht alkoholfrei war. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 59–60.
173. KLEINSCHMIT, Hartmut: Menschen im Wald. Waldnutzungen vom Mittelalter bis heute in Bildern. Hrsg. von den Nds. Landesforsten. Husum: Husum 2007. 208 S., Abb.
174. KOCH, Michael: Waldweide, Jagd und Holz – Einblicke in die historische Waldwirtschaft im Solling. Mit 13 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 115–138.
175. KORTH, Eckhard: Die Bauern in der Vogtei Steimke und in Brome stritten um das Holz im Drömling. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 83–84.
176. KULHAWY, Andreas: „Bauernbefreiung“ und Kredit: Aus der Praxis des Braunschweigischen Leihhauses, 1834–1930. In: Soziale Praxis des Kredits 16.–20. Jahrhundert, hrsg. v. Jürgen SCHLUMBOHM. Hannover: Hahn 2007. S. 121–151. (Veröff. d. hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 238).
177. Kutscher, Rainer: Das Steinbruchgewerbe in und um Lerbach. Pflastersteine und Schotter für die Harzchausseen. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 78–84, Abb.
178. LAMMERS, Uwe: Die wundersame Geldvermehrung. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 143–154, Abb.
179. Landwirtschaft im Braunschweiger Land ... Modern und vielseitig. Petra AHRENS [Bearb.]. Brigitte MÜLLER [Mitarb.]. Braunschweig: Landvolkverband Braunschweig 2007. 125 S., Abb.
180. LAUB, Gerhard: Ein aufschlussreicher Bericht vom Hüttenwerk Oker vor acht Jahrzehnten. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 18–20, Abb.
181. LEIBER, Christian: Holzen und Pilgrim – Zwei fürstliche Glasmanufakturen des 18. Jahrhunderts im „Braunschweigischen Weserdistrikt“. Mit 13 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 139–162.
182. MÖHLE, Ute, Matthias STEIN: Fels-Werke GmbH. In: Die Naturstein-Industrie: Organ der Fachverbände und Mitgliedsfirmen der Deutschen Naturstein-Industrie. Isernhagen: Giesel; Offenbach: Stein-Verl. Jg. 43. 2007. H. 1. S. 34–35, Abb. [7 Kalkwerke, 1 Dolomitwerk, 1 Mörtelwerk, Firmensitz ist Goslar]
183. MÜLLER, Klaus, Steffen REISSIG: Struktur- und Potenzialanalyse des Handwerks in der Metropolregion Hannover-Braunschweig-Göttingen. Duderstadt: Mecke 2007. VII, 225 S., Abb. (Göttinger handwerkswirtschaftliche Studien 75).
184. PIEPER, Friedrich: Waren Harzer Kuhhirten ihrer Zeit weit voraus? In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 132–134, 5 Abb.
185. PLETT, Arnim: Hamburg – Ilsede und zurück: Die Ilseder Hütte und die Berenberg-Bank Hamburg. Zur Geschichte einer Geschäftsbeziehung. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 183–188.
186. SCHILDT, Gerhard: Die Geschichte der Landwirtschaftskammer Braunschweig. In: Jahresheft Albrecht-Thaer-Gesellschaft. H. 34. 2007. S. 75–87.
187. SCHLINKERT, Dirk: ... und läuft und läuft und läuft – zur Nachkriegsgeschichte von Volkswagen und seinen Erfolgsmodellen. In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 702–704.
188. SCHRAEPLER, Harald: Die Entwicklung und Stärkung der Landwirtschaft im Braun-

- schweiger Land durch die Agrargesetze des 19. Jahrhunderts. In: Braunschw. Heimat. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 20–22.
189. SPRENGER, Eberhard: Gewerkschaft Einigkeit I. Salzbergwerk und Chemische Fabrik in Ehmen bei Fallersleben. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 47–51.
190. TRIBIAN, Henning: Erdöl aus der Heidmark. Kulturlandschaftsprägung durch Erdölförderung im Raum Hankensbüttel/südöstliche Lüneburger Heide, ein Beitrag zur Heimatgeschichte. Gifhorn: Landkreis Gifhorn 2007. 94 S., Abb. (Schriftenreihe d. Kreisarchivs Gifhorn 25).
191. WEBER, Jörg: Zur Lage des Waldes „Stuthe“ bei Klein Schöppenstedt. In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 76–82, Abb.
192. ZEUSCHNER, Gerhard: 100 Jahre Landwirtschaftskammer Braunschweig. Bericht über eine Festveranstaltung am 5. Dezember 2006. In: Jahresheft Albrecht-Thaer-Gesellschaft. H. 34. 2007. S. 65–74, Abb.

Post, Verkehr, Tourismus

193. BJARSCH, Hans-Joachim: Helmstedter Abkommen galt mehr als zwanzig Jahre. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 177–181.
194. BRUNKE, Ulrich: Die Poststempel des Postamtes Wolfenbüttel 1808–1900. Nebst handschriftlicher Ortsangaben, Postsiegel, Portofreiheiten und Telegrammstempel. [Hannover]: Briefmarken-Club Hannover von 1886., 2007. 151 S., Abb. (Schriftenreihe z. Postgesch. d. Briefmarken-Clubs Hannover von 1886 7).
195. DIEDERICH, Horst: Aufbau und Zerfall der braunschweig-lüneburgischen Gesamtpost 1635–1738. Wennigsen: Dt. Altbriefsammler-Verein 2007. [77] S., Abb. (Postgesch. u. Altbriefkunde 166–167).
196. DÖRNER, Winfried: Die Südharz-Eisenbahn – eine Region und Ihre Eisenbahn. Walkenried-Wieda-Braunlage, Braunlage-Sorge-Tanne. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2007. 428 S., Abb..
197. DYSZAK, Irmgard: Erinnerungen aus dem alten Hankensbütteler Postdienst. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 90–93, Abb.
198. ECK, Guiskard: Die Entwicklung des Eisenbahnverkehrs im Herzogtum Braunschweig und im Kreis Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 151–166, Abb.
199. GROHS, Wolfram: Die Wesertalbahn: Entwicklungslinien und räumliche Einordnung. Mit 3 Abb. In: Jb. f.d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 191–206.
200. PESCHKE, Siegmund: Die Postexpedition Immendorf bei Braunschweig. In: Das Archiv. Post- und Telekommunikationsgeschichte. 2007. H. 4. S. 71–73, Abb.
201. PETZOLD, Jörg: Kleinbahnjubiläen 2007. In: Die Museums-Eisenbahn. Zeitschrift für Kleinbahn-Geschichte. Jg. 43. 2007. H. 1. S. 14–23, Abb.
[S. 20: Kleinbahn Ellrich-Zorge [1906 gegründet]]
202. ROSENAU, Björn: Briefe in Zeiten der Cholera. Über die Desinfektion von Briefen im Königreich Hannover und im Herzogtum Braunschweig während der Cholera-Epidemie 1831/32 ; Teil 1. In: Das Archiv. Post- und Telekommunikationsgeschichte. 2007. H. 1. S. 80–84, Abb.
203. SANDTE, Konrad: Gedanken und offene Fragen zum Heidenstieg – Kaiserweg –

- Alte Harzstrasse Goslar – Ellrich. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 81. 2007. S. 11–23, Abb.
204. UHLENHUT, Achim: Neue Niederflurwagen für Braunschweig. Neuauflage eines bewährten Modells. In: Verkehr + Technik: V+T. Jg. 60. 2007. S. 400–408, 15 Abb., 1 Tab.
205. ZAUNER, Ernst-Johann: Drei Schiffe namens „Braunschweig“. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 48–50, Abb.

Geschichte des geistigen und kulturellen Lebens

Universitäten, Schulen

206. BARTHOLOME, Daniela: Der Aufbau des elektrotechnischen Studiengangs an der Technischen Hochschule Braunschweig 1890 bis 1925. Wilhelm Peukert: Innovator oder Organisator der Elektrotechnik? Braunschweig: Verf. 2007. 180 S. [Magisterarbeit TU Braunschweig an der Fakultät für Geistes- und Erziehungswissenschaften]
207. BAUMGART, Peter: Typen deutscher Universitätsgründungen im konfessionellen Zeitalter. Würzburg und Helmstedt im Vergleich. In: Würzburger Diözesangeschichtsbll. Bd. 69. 2007. S. 49–69.
208. BONTJES, Gerjet: Die Robert-Koch-Schule im Wandel. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 26–28.
209. BRUNS, Wiebke: Der städtebauliche Einfluss der Technischen Universität Clausthal. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 23–26, Abb.
210. ERNST, Christian: Vieles neu macht die Technische Universität Clausthal. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 21–22, Abb.
211. GUNKEL, Adrian, Ingrid KRIEGER: Studentische Lebenslagen an der TU Braunschweig-Lebenslagen auf dem Grenzniveau? Empirische Ergebnisse einer Untersuchung unter Studentinnen und Studenten der TU und HBK. Braunschweig: Inst. f. Sozialwiss. 2007. 55, 4 Bl., graph. Darst. (Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialwiss. Technische Univ. Braunschweig 73).
212. HBK Katalog. Kunst, Design, Wissenschaften. Jahreskatalog 10/2004 – 9/2006 der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig. Hrsg. v. Barbara STRAKA. Braunschweig: Hochschule für Bildende Künste 2007. 320 S., Abb.
213. HILLEGEIST, Hans-Heinrich: Aus den Anfängen der Gewerbeschulen in Osterode und Clausthal. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 20–25.
214. MAASER, Michael: Studium und Doktorpromotion an der Universität Helmstedt im späten 16. Jahrhundert. In: Bilder-Daten-Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit. Hrsg.: Rainer A. MÜLLER. Bearb. v. Hans-Christoph LIESS u. Rüdiger vom BRUCH. Stuttgart: Steiner 2007. S. 120–125. (Pallas Athene 24).
215. MEYER, Adolf: Die Dorfschulen der Inspektion Wittingen im Jahre 1875. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 38–41.
216. SCHÜTZE, Albrecht: Schulaufsicht in staatlicher Hand. (Ein Beitrag zur Osteroder Schulgeschichte). In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 13–19, Abb.
217. WITTE, Dietrich: 50 Jahre „Neue Schule“ in Wulften. Von Küsterschule und „Hüh-

nerhaus“ zur Grund- und Hauptschule. In: Heimatbll. f.d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 8–12, Abb.

Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege

218. BORNEMANN, Manfred: Die Rolandssäulen am Südharz. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 23–27, 8 Abb.
219. BRAKHAHN, Nina: Formsammlung Walter und Thomas Dixel, Braunschweig. Glas. Hildesheim; Zürich; New York: Olms 2007. 672 S., Abb. (Ausstellungskatalog, Städtisches Museum Braunschweig).
220. HENZE, Ingrid: Grabplatte und Epitaph des Helmstedter Theologen Heinrich Rixner (1634–1692) in der St. Martinikirche zu Halberstadt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 1. S. 18–24, 3 Abb.
221. LAUBE-ROSENPLANZER, Annett, Lutz ROSENPLANZER: Kirchen, Klöster, Königshöfe. Vorromanische Architektur zwischen Weser und Elbe. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2007. 191 S., Abb.
[Braunschweig-Bezug]
222. LEPPER, Jochen: Die Bau- und Ornamentgesteine vom Weserrenaissance-Schloß Bevern. Mit 12 Abb. In: Jb. f.d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 101–114.
223. PAHLOW, Renate: Auf der Spur der grünen Krokodile. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 28–30, Abb.
224. ROOLF, Christoph: Die Forschungen des Kunsthistorikers Ernst Steinmann zum Napoleonischen Kunstraub zwischen Kulturgeschichtsschreibung, Auslandspropaganda und Kulturgutraub im Ersten Weltkrieg. In: Der Kunstraub Napoleons, hrsg. v. Yvonne DOHNA. Rom 2007. S. 433–477.
[Braunschweig-Bezug]
225. Schlangen und Drachen. Kunst und Natur ; [Katalog zur Ausstellung „Schlangen und Drachen“ vom 11. Oktober 2007 bis 27. Januar 2008 in Braunschweig]. Hrsg. v. Ulrich JOGER u. Jochen LUCKHARDT. Staatliches Naturhistorisches Museum Braunschweig; Herzog Anton Ulrich-Museum. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2007. 216, 102 S., Abb.
226. SichtWeisen. Drei Architektur Fotografien, eine Architektur in schwarz-weiß; Klems Ortmeier, Stefan Schilling, Jean Luc Valentin. Hrsg.: Jürgen ENGEL, Michael ZIMMERMANN. Braunschweig: Appelhaus 2007. 47 S., Abb.
[Braunschweiger Architektur]
227. Straße der Schlösser. Red.: Paul-Josef RAUE. Braunschweig: Braunschweiger Zeitungsverl. 2007. 138 S., Abb. Kt. (Braunsch. Zeitung Spezial 2007,11).

Literatur, Buchwesen

228. Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: Die römische Octavia. Sechster Band, vierter Teil. Apparat. Bearb. v. Dieter MERZBACHER. Stuttgart: Hiersemann 2007. 333 S. (Anton Ulrich. Werke, historisch-kritische Ausgabe VIII, 4); (Römische Octavia VI, 4).
229. Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: Die römische Octavia. Siebenter Band, vierter Teil. Apparat. Bearb. v. Rolf TAROT. Stuttgart: Hiersemann

2007. 363 S. (Anton Ulrich. Werke, historisch-kritische Ausgabe IX,4); (Römische Octavia VII, 4).
230. HELLFAIER, Detlev: „Schach dem Herzog!“ Das Schachbuch Herzog Augusts von Wolfenbüttel. In: Heimatland Lippe. Jg. 100. 2007. S. 346–348, Abb.
231. HOFFMEISTER, Kurt: Mit Wilhelm Raabe im Harz. Begleitet von ausgewählten Texten und Zeichnungen des Dichters. Norderstedt: Books on Demand 2007. 104 S., Abb.
232. Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft. Jg. 48. 2007. Hrsg.: Ulf-Michael SCHNEIDER, Silvia Serena TSCHOPP. Tübingen: Niemeyer 2007. 207. S.
233. LAUB, Gerhard: Die Ramme-Sage als kunstvolles Gedicht von 1522. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 57–59, Abb.
234. Lessings Büchernachlass. Verzeichnis der von Lessing bei seinem Tode in seiner Wohnung hinterlassenen Bücher und Handschriften. Bearb. v. Paul RAABE u. Barbara STRUTZ. Göttingen: Wallstein-Verl. 2007 169 S.
235. SCHRADER, Hans-Jürgen: Wilhelm Raabe (1831–1910) – der Erzähler des poetischen Realismus. In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 714–718, 1 Abb.

Theater, Musik

236. HODEMACHER, Jürgen: Englische Komödianten – Theater in Wolfenbüttel. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 43–47, Abb.
237. SAILE-HAEDICKE, Ursula: George A. Goldschlag. Spurensuche um einen deutsch-jüdischen Lyriker aus Berlin und seinen Eulenspiegel-Gedichtzyklus. In: Eulenspiegel-Jahrbuch. Bd. 27. 2007. S. 79–110, Abb.
[S. 94–97: Über den vom aus Braunschweig stammenden Verleger A.R. Meyer veranlassten Theaterabend „Eulenspiegel-Abend“ mit Lesung von Goldschlags Eulenspiegel-Zyklus 1923 im Braunschweigischen Landestheater]
238. VEIDERS, Eva: Vom *theaterspielplatz* zum Jungen Staatstheater. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 100–104, Abb.

Volkskunde, Sprachgeschichte, Namenkunde

239. AHLERS, Rolf: Ostfalen. In: Braunschw. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 6–7.
240. CASEMIR, Kirstin, Uwe OHAINSKI: Die Ortsnamen des Landkreises Holzminden. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2007. 305 S. (Veröff. d. Instituts f. hist. Landesforschung d. Univ. Göttingen 51); (Schriftenreihe d. Heimat- u. Geschichtsvereins f. Landkreis u. Stadt Holzminden e.V. 11); (Niedersächsisches Ortsnamenbuch 6).
241. KALTHAMMER, Wilhelm: Wo kommen die Wolfshäger her und was taten sie? In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 86–88, Abb.
242. KIEHL, Ernst: Die Harzer Wälder und die Lieder der Holzhauer. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 143–146, Abb.
243. KIEHL, Ernst: Spinnstuben im Harz und im Harzvorland. (1–2). In: Unser Harz. Jgt. 55. 2007. S. 126–132; 148–153, 12 Abb.

244. MEIBEYER, Wolfgang: Anmerkungen zu den Ortsangaben in der Steterburger Urkunde von 1007. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 175–181.
245. MEYER, Adolf: Die Flurnamen des Dorfes Erpensen. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 31–34, Abb.
246. PIEPER, Friedrich: Die letzte Kurrende der sieben Oberharzer Bergstädte in Clausthal-Zellerfeld? In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 224–229, 9 Abb.
247. WEIDEMEIER, Karl-Heinrich: Oberharzer Wörterbuch. Die Mundart der Oberharzer Sprachinsel. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 83. 2007. S. 15–20, Abb.

Natur, Umweltschutz

248. 25 Jahre für Mensch und Natur. 1982–2007. Osterode am Harz: NABU Osterode am Harz [2007]. 67 S., Abb.
249. Avifaunistischer Jahresrückblick auf 2006 für die Umgebung Braunschweigs. In: Milvus Braunschweig. Jg. 25. 2007. S. 1–22.
250. BÜRIG, Ewald: Vier Lappentaucher auf unseren Seen und Teichen. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 103–105, Abb.
251. FEUERSTEIN-HERZ, Petra: „Die große Kette der Wesen“: Ordnungen in der Naturgeschichte der Frühen Neuzeit; [Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel ... vom 28. Oktober 2007 bis 1. Juni 2008]. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2007. 227 S., Abb., Kt. (Ausstellungskataloge d. Herzog August Bibliothek 88).
252. FRESE, Gottfried: Die Schleie. Fisch des Jahres 2007. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 124–125, Abb.
253. GAYGER, Joseph (Text), Evelyn SEIBT (Aquarell): Der Turmfalke. Vogel des Jahres 2007. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 121–123, Abb.
254. GAYGER, Joseph (Text), Franz ZÄPERNICK (Fotocollage) und Robert EBERHAHN (Zeichnung und Aquarell): Die Waldkiefer. Baum des Jahres 2007. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 126–130, Abb.
255. HERMENAUE, Bernd: Austernfischer brütet in Braunschweig. In: Milvus Braunschweig. Jg. 25. 2007. S. 55–60, 10 Abb.
256. HEUER, Jürgen, Horst EHLERS: Starker Durchzug des Steinschmätzers im Frühjahr 2006 im Großen Bruch (Landkreis Wolfenbüttel). In: Milvus Braunschweig. Jg. 25. 2007. S. 53–54.
257. HULLEN, Meike: Landschaftsgliederung und Waldtypen im Nationalpark Harz (Niedersachsen). In: Walddynamik und Walddumbau in den Entwicklungszonen von Nationalparks. Tagungsbericht zum Wald-Workshop des Nationalparks Harz, hrsg. von der Nationalparkverwaltung Harz. [Red.: A. ROMMERSKIRCHEN]. Wernigerode 2007. S. 15–19, Abb., Kt., Tab. (Schriftenreihe aus dem Nationalpark Harz [1]).
258. JÜRGENS, Rolf: Die Vögel im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“: Der Höckerschwan ist regelmäßiger Brutvogel. In: Braunschw. Heimat. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 18–19, Abb.
259. JÜRGENS, Rolf: Ein Mäusejäger in Feld und Flur. Der Turmfalke ist „Vogel des Jahres 2007“. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 184–185, Abb.

260. JÜRGENS, Rolf: Die Pfuhlschnepfe – ein seltener Gast im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“. In: Milvus Braunschweig. Jg. 25. 2007. S. 51–52, 1 Abb.
261. KÄTZEL, Anke, Martin BOLLMEIER: Naturschätze im Landkreis Goslar. Geheimnis-Schönheit-Bedeutung von Naturdenkmalen und anderen wertvollen Naturschöpfungen. In: Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins Goslar. Bd. 10. 2007. S. 1–182., Abb., Kt.
262. KRAFFT, Hans Werner: Rostrot mit weißen Tupfen, auch tiefdunkel, selten weiß: Damhirsche in Gifhorner Wäldern. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 109–112, Abb.
263. LENT, Dieter: Von Kältewintern und Hitzesommern. Wetterbeobachtung und Witterungsgeschehen im Lande Braunschweig seit dem Frühmittelalter: ein Streifzug durch die unerforschte südostniedersächsische Klimageschichte. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 15–37, Tab.
264. PANNACH, Günter: Ergebnisse 50jähriger Wasservogelzählungen der Stadt Braunschweig: Teil 3: Dokumentation und Auswertung der Jahre 1980 bis 1997 unter Berücksichtigung der Watvögel ab dem Jahr 1985. In: Vogelkundliche Berichte zwischen Küste und Binnenland unter Berücksichtigung des Artenschutzes. Bd. 6. 2007. S. 99–129, graph. Darst., Tab.
265. PASZKOWSKI, Wilfried: Die Meiner Teiche. In: Milvus Braunschweig. Jg. 25. 2007. S. 23–50, 1 Abb.
266. THORSTING, Ira: Katzenliebe: die Rückkehr eines faszinierenden Waldbewohners. In: Der Harz [2007]. S. 46–49, Abb. (Niedersachsen Spezial 4).
267. WASSMANN, Ralf: Zur Brutvogelwelt des Europareservates „Heerter See“ in Salzgitter im Jahr 2006. In: Milvus Braunschweig. Jg. 25. 2007. S. 61–67, 1 Abb.
268. WILGEROTH, Cai-Olaf: Zwischen Harz und Börde. Umweltgeschichtliche Untersuchungen zum Stadt-Wald-Verhältnis in Niedersachsen; Goslar und Hildesheim im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit. In: Holz-Kultur. Von der Urzeit bis in die Zukunft; Ökologie und Ökonomie eines Naturrohstoffs im Spiegel der experimentellen Archäologie, Ethnologie, Technikgeschichte und modernen Holzforschung; Ausstellungsführer; Sonderausstellung im Landesmuseum für Natur und Mensch, Oldenburg, 4. Februar–28. Mai 2007. [Red.: Dirk VORLAUF u. a.]. Oldenburg: Isensee 2007. S. 37–42, Abb. (Schriftenreihe d. Landesmuseums f. Natur u. Mensch 48).

Geschichte einzelner Orte

269. ROST, Falko: 800 Jahre Kirche *ACHIM*, Kreis Wolfenbüttel. Erscheinungsbilder einer mittelalterlichen Patronatskirche. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 111–124, Abb.
270. HERMANN, G., Ewald WELZEL: *AHMSTORF*. Geschichte eines Hasenwinkeldorfes und seiner Bewohner. Helmstedt: Kühne 2007. 279 S., Abb.
271. PLASTER, Harry: Vor 150 Jahren: Bericht über ein Gebäude mit langer Geschichte. Villa Haus Radau – Casino – Leave Center – Casino – Haus des Kurgastes – Kurzentrum [*BAD HARZBURG*]. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 82. 2007. S. 20–35, Abb.
272. RÖTTGER, Klaus: Erinnerungen in Bronze und Stein. Denkmäler und Kunstwerke

- in Bad Harzburg und Umgebung. Bad Harzburg: Harzklub-Zweigverein Bad Harzburg 2007. 182 S., Abb.
273. ECKEBRECHT, Peter: Das Dorf *BEREL* und seine beiden Wüstungen Klein Berel und Vahlem. In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 169–174.
274. THON, Ekkehard: 130 Jahre Gesangsverein *BERKLINGEN* (1877 bis 2007). In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 161–168, Abb.
275. AHLERS, Rolf: *BORTFELD* traf es am 24.10.1940: der Bombenabwurf im Zweiten Weltkrieg. Wendeburg: Uwe Krebs 2007. 32 S., Abb. (Wendeburger Heimatkunde 25).
276. PINL, Barbara, Harald PINL: Mit der Hexenschaukel auf den Wurmberg. Die Geschichte der Wurmbergseilbahn in *BRAUNLAGE*/Harz. Langenhagen; Norderstedt: Verf.; Books on Demand GmbH 2007. 300 S., Abb.
- BRAUNSCHWEIG* s. auch Nr. 206, 211, 219, 225.
277. ACKERS, Walter: Der Bohlweg – von der Ketchup-Meile zum Boulevard? In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 51–59, Abb.
278. ALPER, Götz: Bibliotheca Brunopolitana entdeckt. In: Archäologie in Niedersachsen, hrsg. von der Archäologischen Kommission für Niedersachsen. Bd. 10. 2007. S. 125–128, Abb.
279. BIEGEL, Gerd: Die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 in Braunschweig. Zum Gedenken an die Bücherverbrennung auf dem Braunschweiger Schlossplatz vor 75 Jahren. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 23–32, 1 Abb.
280. Brunswiek – Name und Anfänge der Stadt Braunschweig. Beiträge des interdisziplinären Kolloquiums über die frühstädtische Zeit am 25. März 2006. [Hrsg.:] Wolfgang MEIBEYER, Hartmut NICKEL. Hannover: Hahn 2007. 125 S., Abb. (Braunschw. Werkstücke 110).
281. BUCHAL, Andreas: Eintracht Braunschweig vs Hannover 96. Über die Rivalität zweier Traditionsvereine ; Examensarbeit 2005 im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien. Wolfsburg: Hempel 2007. 134 S., Abb.
282. Eintracht Braunschweig. Fünf Trainer und ein Abstieg. 2. Bundesliga: Die Saison 2006/2007. Braunschweig: Braunschw. Zeitungsverl. 2007. 122 S., Abb. (Braunschw. Zeitung Spezial 2007,3).
283. FREY, Brenda: Arbeiterschaft und Bürgertum in Braunschweig zwischen 1918 und 1920. Magisterarbeit zur Erlangung des Magistergrades (M. A.) am Fachbereich für Geistes- und Erziehungswissenschaften der Technischen Universität Braunschweig. Braunschweig: Verf. 2007. 86 S.
284. Für eine Kultur des Friedens. 20 Jahre Friedenszentrum. Braunschweig: Friedenszentrum 2007. 66 S., Abb.
285. GEBAUHR, Udo: Die „jakob-kemenate“ in Braunschweig. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 27. 2007. S. 50–54, 14 Abb.
286. HEVERS, Jürgen: Vogelkästen und Federbilder des Staatlichen Naturhistorischen Museums in Braunschweig. In: Braunschweiger naturkundliche Schriften. Bd. 7. 2007. S. 921–964, Abb., Tab.
287. HODEMACHER, Jürgen: Braunschweiger Geschichten. Bd. 2. Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer 2007. 128 S., Abb.
288. HÜBNER, Stefanie, Wolfgang A. JÜNKE: Der Himmel geht über allen auf: St. Michael-

- lis Braunschweig 1157–2007, 850, Festschrift. Braunschweig: Pfarramt St. Michaelis 2007. 56 S., Abb.
289. Konserven und kreative Köpfe. Umnutzung einer Konservenfabrik in Braunschweig. In: Deutsche Bauzeitschrift: DBZ. Architektur, Entwurf, Detail. Jg. 55. 2007 H. 4, S. 54–61, 16 Abb.
 290. KRAFT, Michael: Braunschweigs Tropen. Das neue Tropenhaus des Botanischen Gartens der Technischen Universität. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 76–80, Abb.
 291. KRÜGER, Fritz J.: Präparation und Präsentation des Platypterygius-Skeletts (Ichthyosaurier) im Naturhistorischen Museum in Braunschweig. In: Arbeitskreis Paläontologie Hannover: Zeitschrift für Amateur-Paläontologen. Hrsg.: Arbeitskreis Paläontologie Hannover, angeschlossen der Naturkundeabteilung des Niedersächsischen Landesmuseums, Hannover. Jg. 35. 2007. S. 4–12, Abb.
 292. Lebenswege unter Zwangsherrschaft. Beiträge zur Geschichte Braunschweigs im Nationalsozialismus, hrsg. v. Frank EHRHARDT im Auftr. d. Arbeitskreises Andere Geschichte e.V. Mit Beitr. von Reinhard BEIN, Karl LIEDKE, Einhart LORENZ, Ernst-August ROLOFF, Martina STAATS und Bernhild VÖGEL. Braunschweig Appelhans 2007. 191 S., Abb.
 293. MATUSCHEK, Oliver: Burg Dankwarderode, Braunschweig. Regensburg: Schnell & Steiner 2007. 27 S., Abb. (Kunstführer 2625).
 294. MODERHACK, Richard: Braunschweig als Burg und Festungsstadt. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 20–22, 1 Abb.
 295. Museen und fürstliche Sammlungen im 18. Jahrhundert. Internationales Kolloquium des Herzog Anton Ulrich-Museums Braunschweig und des Instituts für Kunstgeschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Braunschweig, 3.–5. März 2004. [Red.: Andreas W. VETTER]. Braunschweig: Herzog Anton Ulrich-Museum 2007. 147 S., Abb. (Kolloquiumsbände des Herzog Anton Ulrich-Museums 3).
 296. OERTEL, Ulrich: Polizei- und Parteibunker in Braunschweig und Salzgitter. Die Luftschutz-Befehlsstellen im Luftschutzort I. Ordnung Braunschweig. Salzgitter: Verf. 2007. 57 S., Abb.
 297. OHNEZEIT, Maik: „Was ist des Teutschen Vaterland?“ Patriotismus und Nationalsozialismus in Braunschweigs Geschichte und Gegenwart. Braunschweig: Braunschw. Landesmuseum 2007. 96 S., Abb., Kt. (Veröff. d. Braunschw. Landesmuseums 111).
 298. PETZ, Ursula von: Braunschweig, Altstadt. Stadterneuerung zwischen 1933 und 1941. In: Stadtwohnen: Geschichte, Städtebau, Perspektiven. Wüstenrot-Stiftung. Hrsg. v. Tilman HARLANDER ... Ludwigsburg [u.a.]: Wüstenrot-Stiftung [u.a.] 2007. S. 232–237, Abb.
 299. RIEGER, Dirk: Die Alte Wiek. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig. Rahden/Westf.: Leidorf 2007. 120, 31 S., Abb., Kt. (Beitr. z. Archäologie in Nds. 12).
 300. RUSSEGGGER, Manfred: Die Sternwarte in Hondelage. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 95–97, Abb.
 301. SCHWARZ, Ulrich: Braunschweiger Bürgersöhne als Stiftsherren von St. Blasius in Braunschweig um 1400. In: Vielfalt und Aktualität des Mittelalters. Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Sabine AREND [u.a.]. 2., durchges.

- Aufl. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2007. S. 167–190. (Veröff. d. Instituts f. hist. Landesforschung d. Univ. Göttingen 48).
302. STANDKE, Karl-Heinz C.: Die Pipenbrüder. Erinnerung an die Braunschweiger Trinkwasserversorgung vor 1865. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 88–89, Abb.
303. Die Stadt Braunschweig im 18. Jahrhundert. Stadtbild und Grundbesitz in Braunschweig nach der Vermessung von Andreas Carl Haacke 1762 bis 1765. Mit Erl. und mit einem Reg. vers. von Wolfgang MEIBEYER. Braunschweig: Appelhaus 2007. XXIV, 160 S.
304. STEINFÜHRER, Henning: Zur Geschichte des Braunschweiger Eulenspiegel-Brunnens. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 60–63, Abb.
305. Welfenschätze. Gesammelt, verkauft, durch Museen bewahrt; Ausstellung in der Burg Dankwarderode, Braunschweig, 7. Juni bis 2. September 2007. Hrsg. v. Gisela BUNGARTEN und Jochen LUCKHARDT. Petersberg: Imhof 2007. 108 S., Abb.
306. BERLIN, Andrea: Starke Frauen, feine Stiche. Zweiter Ausstellungsstil des „Portals zur Geschichte“ in Bad Gandersheim eröffnet. In: Der Harz. [2007]. S. 43–45, Abb. (Niedersachsen Spezial 4).
- BROME* s. Nr. 175.
- CLAUSTHAL-ZELLERFELD* s. auch Nr. 172, 209, 210.
307. REBENTISCH, Achim: Eine kleine Bilderreise in die Vergangenheit von Clausthal-Zellerfeld. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 53–57.
308. WELLNER, Axel: Clausthal – eine Beschreibung aus dem Jahre 1828. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 60–61.
309. Der Zellerfelder Flügelaltar von Werner Tübke und seine Vorarbeiten. [Aus Anlass der Ausstellung Werner Tübke -Der Zellerfelder Flügelaltar, die vom 13. Oktober 2007 bis zum 27. Januar 2008 im Panorama Museum zu Bad Frankenhausen veranstaltet wird]. Mit Texten von Hasso von POSER, Eduard LOHSE. Hrsg. von Hasso von POSER. Bad Frankenhausen: Panorama-Museum 2007. 143 S., Abb.
310. ESSMANN, Wilhelm: Chronik des Dorfes *DIDDERSE*. [Hrsg.:] Frank, Klaus, Wilhelm ESSMANN. Didderse: Verf. 2007. 313 S., Abb.
311. 1000 Jahre Eickhorst. Festschrift 1000 Jahre *EICKHORST* 2007. Eickhorst: Arbeitskreis 1000 Jahre Eickhorst 2007. 90 S., Abb.
312. HILLMAR, Eckehard: Wo sind die verschwundenen zwei Hochs von *EVESSEN* geblieben? In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 192–194.
313. DIERLING, Otto, Rolf SIEBERT: *GEITELDE*. Streiflichter aus einem braunschweigischen Dorf. Salzgitter: Verf. 2007. 200 S., Abb.
314. ALTENBACH, Heinrich: Der *GLENTORFER* Gemeinderat. Glentorf: Verf. 2007. 14 S., 4 ungez. Bl.
- GOSLAR* s. auch Nr. 182.
315. FETTIG, Andreas, Thomas MORITZ: „Vom vorsichtigen Umgang mit einem besonderen Ort“. Die Stiftskirche St. Simon und Judas – der Goslarer „Dom“. In: Südn. Jg. 35. 2007. S. 33–41, 5 Abb.
316. FÜRER, Gotthard: Die Geschichte der ehemaligen Villa Berger. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 45–50, Abb.
317. Goslar. Einstige Kaiser- u. Reichsstadt ; [Kaiser- u. Reichsstadt am Harz]. Text:

- Ursula JUNG. Bildausw. und Gestaltung: S. GÖDECKE. Fotos: N. KRÜGER. Red.: R. DOHRMANN. Lübeck: Schöning [2007]. 72 S., Abb., Kt. (Schöning's Stadtführer) (Schöning, reisen, erleben, erinnern).
318. GRIEP, Hans-Günther. Fahzensammlung im Goslarer Museum. Goslar: Museumsverein Goslar 2007. 78 S., Abb. (Jahresgabe für die Mitglieder des Goslarer Museumsvereins).
319. KIEHL, Ernst: Arkadien vor den Toren Goslars. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 69–72, Abb.
320. MÜLLER, Gerhard: Goslar vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert. Die Zeit der sächsischen und salischen Herrscher. Goslar: Geschichtsverein Goslar 2007. 96 S., Abb. (Quellen z. Gesch. d. Stadt Goslar 6).
321. SIEBENEICHNER, Klaus: Hospize im Mittelalter – Das St. Annenhaus in Goslar. Fotos: Inge BOHNSTENGEL. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 84. 2007. S. 12–27.
322. Starke Frauen in Goslar. Goslar: Goslarsche Zeitung 2007. 63 S., Abb. (Goslarsches Forum 3). [Autorinnen: Ruth CHRISTOCHOWITZ, Brigitte HARDER, Christa KURKOFKA, Ingrid NIEMANN, Britta QUEBBEMANN, Ingrid SANDER]
323. STEINMANN, Dorothee: 135 Jahre Freiwillige Feuerwehr *GROSS BIEWENDE*. Volksfest vom 15. bis 17. Juni 2007. Groß Biewende: Volksfestausschuß 2007. 54 S., Abb.
324. SCHMIDT, Hans: Aus der Vergangenheit *HARLINGERODES*. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 82. 2007. S. 3–5; Nr. 83. 2007. S. 3–8; Nr. 84. 2007. S. 4–7.
325. DIETRICH, Peter, Gerd KNOKE: 1000 Jahre *HARXBÜTTEL*. [Geschichte und Geschichten des Ortes und seiner Menschen]. Braunschweig: Ortsverein Harxbüttel 2007. 258 S., Abb.
- HARZ*. s. Nr. 2, 12, 21, 23, 26, 27, 28, 48, 144, 135, 151, 152, 155, 157, 160, 162, 231.
326. Geschichte der Stadt *HASSELFELDE* vom Königshof zum Luftkurort. Verfasst 1936 von Wilhelm MATTHIAS. 1. Aufl. Horb am Neckar: Geiger 2007. 209 S.
327. Früher – heute – morgen. (*HEESEBERG*-Museum 1977; Förderkreis Heeseberg-Museum e. V. 1982.) Heeseberg-Museum. Mitteilungsbl. 27. 2007. Gevensleben: Förderkreis Heeseberg-Museum e. V. 2007. 77 S., Abb.
- HELMSTEDT* s. auch Nr. 207, 214.
328. GIERMANN, Joachim: Café Förster. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 2. S. 10–13, Abb.
329. GIERMANN, Joachim: Zweck und Zeichen – Haustüren in Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 1. S. 14–17, Abb.
330. KERN, Hedwig: Schutz – Zierde – Verschandelung? Über das Verkleiden und Entkleiden von Fassaden und Gebäuden. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 1. S. 5–8, Abb.
331. KRÜGER, Matthias: 16 Fläschchen für den Notfall. Die Reiseapotheke im Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 1. S. 17–18, Abb.
332. POHL, Rosemarie: Die St. Georgskapelle zu Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 1. S. 10–13, Abb.
333. REESE, Ines: Ausgrabungen in Helmstedts Innenstadt 2005 und 2006. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 2. S. 17–23, 9 Abb.

334. STERLY, Marita: Der Gigant von Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 2. S. 7–8, Abb.
335. Fachwerk in *HORNBURG*. Leben in historischen Häusern. Braunschweig: Braunschw. Zeitungsverl. 2007. 65 S., Abb. (Braunschw. Zeitung. Spezial 2007,9).
336. KRUSE, Dieter, Wilfrid REINECKE: Dorfchronik *ILDEHAUSEN*. Ildehausen: Heimatverein Ildehausen e.V. 2007. 380 S., Abb.
337. VÖLKER, Horst: Das *KLEIN DENKTE* Dorfgeschehen um 1700. In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 127–132, Abb.
338. ECKERT, Horst: Vorsteher Albert Haberland und *KLEIN SCHÖPPENSTEDT* in schweren Zeiten (1914 bis 1945). In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 48–67, Abb.
339. EDELMANN, Britta: *KÖNIGSLUTTER* am Elm – ein kurzer Streifzug durch die Stadtgeschichte. In: Braunschw. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 13–18, Abb.
340. FUNKE, Norbert H.: Altes erhalten – Zukunft gestalten. 9. Tag der Braunschweigischen Landschaft in Königslutter am Elm. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 98–99, 1 Abb.
341. MEIER, Henning: Chronik *MEINE*. Geschichte und wirtschaftliche Entwicklung des Ortes Meine. Meine: Gemeinde Meine 2007. 342 S., Abb. [Umschlagtit.: Meine. Das Zentrum im Papenteich].
342. HEBESTREIT, Wolfgang: *NEUHOFF*. Neugierig auf Heimatgeschichte? Aus der Geschichte von Neuhoof. Bad Sachsa: Verein f. Heimatgesch. Walkenried/Bad Sachsa u. Umgebung 2007. 202 S., Abb. (Schriftenreihe d. Vereins f. Heimatgesch. Walkenried/Bad Sachsa u. Umgebung e.V. 24).
343. MEYER, Bernd-Uwe: 50 Jahre DRK-Ortsverein *ROKLUM*. Neue Forschungsergebnisse. In: Heimatbuch f.d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 180–183, Abb.
344. BENEKE, Gudrun, Nina SAUERLAND: Die Bewohner von Groß Mahner [*SALZGITTER*] entdecken ihre Abwasserteiche. In: Korrespondenz Abwasser. KA Informationsblatt für das Abwasserwesen Wasser, Abwasser, Abfall. Jg. 54. 2007. S. 268–272, 6 Abb.
345. GRÖTTRUP, Hendrik: Stadt im Aufbruch. Salzgitter; Braunschweig: Fachdienst Kultur/Literaturbüro der Stadt Salzgitter; Appelhaus 2007. 415 S., Abb. (Salzgitter-Sichten 1).
346. KELLNER-DEPNER, Christine: Der Eiszeitgarten in Salzgitter. Umwelt-Lernort zu historisch-ökologischen Fragestellungen für Kinder und Jugendliche. In: Mitteilungsblatt. Museumsverband f. Nds. u. Bremen. Hannover: Museumsverband f. Nds. u. Bremen e.V. 2007. Nr. 68, S. 73–76, Abb.
347. Lobmachersen. Geschichte eines braunschweigischen Dorfes. Hrsg. vom Archiv der Stadt Salzgitter. [Red. und Gestaltung: Reinhard FÖRSTERLING, Sigrid LUX, Peter STÜBIG]. Braunschweig: Braunschweig-Druck GmbH 2007. 434 S., Abb., Kt. (Beitr. z. Stadtgesch. 22).
348. Salzgitter. Bilder einer Stadt. Pictures of a city. [Texte und Red.: Norbert UHDE]. Braunschweig: Appelhaus 2007. 63 S., Abb.
349. APPUHN, Hans-Günter, Matthias WUNDERLING-WEILBIER: Kleine Annonce 1927, große Wirkung 2007. 80 Jahre Heimatverein *SCHÖNINGEN* und Umgebung. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 105–107, Abb.

350. Unsere Heimat. Mitteilungsbl. d. Heimatvereins Schöningen u. Umgebung. (Schriftl.: Georg MUCH). Jg. 56, Nr 1-4. (Schöningen) 2007. [Kopft.]. STEIMKE s. Nr. 175.
351. WAHRENHOLZ. 1000 Jahre und mehr, hier läßt sich leben. Gemeinde Wahrenholz seit mehr als 1000 Jahren. Wahrenholz: Gemeinde Wahrenholz 2007. 480 S., Abb.
352. HOFFMANN, Andrea: „Der Weiße Konzern.“ Kulturgeschichte von Religion und Ökonomie im Kloster WALKENRIED. In: Der Harz. [2007]. S. 36–39, Abb. (Niedersachsen Spezial 4).
353. LÜDEMANN, Steffen: Die Göttinger Stadthöfe des Zisterzienserklosters Walkenried am Harz. In: Göttinger Jb. Bd. 55. 2007. S. 57–99, Abb., Kt., Tab.
354. KOERBER, Hermann: WARBERG meine Heimat. Geschichten aus Warberg und Umgebung. Warberg: Verf. 2007. 158 S., Abb.
355. BLAICH, Markus C.: Zu den neuen Untersuchungen auf der Pfalz WERLA bei Schladen. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 10–14, 7 Abb.
356. 1000 Jahre Linden. [WOLFENBÜTTEL]. Wolfenbüttel: Wolfenbütteler Schaufenster 2007. 66 S., Abb.
357. BERNDT, Iris: Die Darstellung der Belagerung Wolfenbüttels 1542 von Lucas Cranach d. Ä. Untersuchung von Gehalt, Funktion und Wirkung eines Bildmotivs. In: Wolfenbütteler Notizen z. Buchgesch. Bd. 32. 2007. S. 25–44, 2 Abb.
358. DONNER, Sandra: Einmal Lange und zurück. Geschichten und Anekdoten aus dem alten Wolfenbüttel, Band 2. 1. Aufl. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verl. 2007. 79 S., Abb.
359. DONNER, Sandra: Und sonntags auf zum Sternhaus. Geschichten und Anekdoten aus dem alten Wolfenbüttel. 2. Aufl. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verl. 2007. 79 S., Abb.
360. FEUERSTEIN-HERZ, Petra: Die Nationalbibliothek des 17. Jahrhunderts. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 82–86.
361. GRÖCHTEMEIER, Markus: Der Wolfenbütteler ‚Aviso‘ (1609). Ahnherr der nord-deutschen Presse. In: Es begann 1609 mit dem Aviso. Zeitungen in Niedersachsen. Hrsg. v. Georg RUPPELT. Hameln: Niemeyer 2007. S. 20–25. (Lesesaal 24).
362. HÄRTEL, Helmar: Tradition als Herausforderung. Zimelien aus den Sammlungen der Herzog August Bibliothek; eine Führung von der Spätantike bis zur Reformation. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2007. 94 S., Abb. (Ausstellungskataloge d. Herzog August Bibliothek 87).
363. LAMMERS, Uwe: Flammen in der Nacht. Der Wolfenbütteler Schlossbrand von 1918. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 54. 2008. [2007]. S. 21–42, Abb.
364. Lebendige Vielfalt. Beiträge zum Jubiläum 40 Jahre St. Thomas-Kirche Wolfenbüttel. Wolfenbüttel: Ev.-luth. Kirchengemeinde St. Thomas in Wolfenbüttel 2007. 48 S., Abb.
365. MORTZFELD, Peter: Die Porträtsammlung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Bd. 42–47. München [u. a.]: Saur 2007. (Katalog d. graphischen Porträts in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1500–1850 Reihe A).
366. STÄCKER, Thomas: Altbestandsrevision an der Herzog August Bibliothek. Ein Er-

- fahrungsbericht. In: Bibliothek. Forschung und Praxis. Jg. 31. 2007. S. 68–76, Abb.
367. Wolfenbüttel macht Markt-Marktmacht Wolfenbüttel. Vom Marktwesen in Wolfenbüttel seit 1500 bis heute. Aktionsgemeinschaft Altstadt Wolfenbüttel. [Textzusammenstellung Peter WESELMANN]. 1. Aufl. Wolfenbüttel 2007. 69 S., Abb., Kt. (Spurensuche 6).
368. NÄGELI, Walter, Nicole FROBERG: *WOLFSBURG*. Einsatz qualitätvoller Architektur als Markenzeichen der Stadt. In: BDA-Jahrbuch. Bund Deutscher Architekten, BDA in Niedersachsen. Hannover: BDA Landesverband Niedersachsen. 2006/2007 S. 48–57, Abb.
369. SCHNELLECKE, Ilona: Ein japanischer Garten im Kunstmuseum Wolfsburg. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 90–91, 1 Abb.
370. STRAUSS, Werner: 70 Jahre Wolfsburg – Von der industriellen Wohnstadt zur Stadt der Innovationen. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 33–37, Abb.

Bevölkerungs- und Personengeschichte

371. VIEBRANS, Heinz: Auswanderung von Harzer Familien nach Joinvill SC (Brasilien). In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 131–132.
372. VOLKMANN, Rolf: Die wichtigsten Lebens- und Laufbahndaten der Helmstedter Kreisdirektoren, Oberkreisdirektoren und Landräte von 1833 bis 2008. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2008. [2007]. S. 197–232, Abb.
373. GLEICHMANN, Joachim: Adolf *ACHENBACH* – ein Siegerländer als Berghauptmann zu Clausthal. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 41–44, 3 Abb.
374. HOFFMANN, Otto: Ein Clausthaler wird Bürger der Stadt Goslar. Der Lebensweg des Georg Heinrich *AHREND*. In: Goslarer Bergkal. Jg. 389. 2007. S. 61–64, Abb.
375. SCHNEIDER, Hans: Der Braunschweiger Pfarrer Johann *ARNDT*. Sein Leben auf dem Hintergrund der deutschen Kirchengeschichte. In: Frömmigkeit oder Theologie: Johann Arndt und die „Vier Bücher vom wahren Christentum.“ Hrsg.: Hans OTTE; Hans SCHNEIDER. Göttingen: V & R Unipress 2007. S. 13–25. (Studien z. Kirchengesch. Nds. Bd. 40).
376. KLAPPER, Matthias: Ahnentafeln von *BÖRNECKE* 1645–1875. Berlin: Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung 2007. 111 S. (Schriftenreihe d. AMF 189).
377. BORSCH, Uli: Und plötzlich fängt das Leben an: Erinnerungen an die Jugendjahre in Seesen/Harz. [Uli *BORSCH*] Frauenfeld: Liebig [2007]. 412 S., Abb.
378. BRENNECKE, Margarete: Halbverhungert, und doch willensstark... Der Neuanfang in Niedersachsen nach der Flucht aus Ostpreußen [Margarete *BRENNECKE*]. Wendeberg: Uwe Krebs 2007. 118 S., Abb.
- CALIXT*, Georg s. auch Nr. 134.
379. JUNG, Martin: Toleranz im Dreißigjährigen Krieg – Georg Calixt (1586–1656). In: Landesgeschichte im Landtag, hrsg. v. Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover: Nds. Landtag 2007. S. 696–701, 1 Abb.
380. CONRING, Patricia, Paul RAABE: Hermann *CONRING*. Zwei Vorträge zum 400. Ge-

- burtstag am 9. November 2006 in Helmstedt und am 12. November 2006 in Norden. Hrsg. v. Landkreis Helmstedt. Helmstedt 2007. 91 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Landkreises Helmstedt u. d. ehem. Univ. Helmstedt H. 21).
381. DALKOWSKA, Bozenna: Briefe meines Vaters 1943–1945. Aus dem Polnischen übersetzt von Malgorzata Lewandowska. [Bozenna DALKOWSKA]. Goslar: Verl. Goslarsche Zeitung 2007. 71 S., Abb. (Goslarsches Forum 4).
 382. HARBORTH, Heiko, Maria HEUER, Harald LÖWE, Rainer LÖWEN, Thomas SONAR: Gedenkschrift für Richard *DEDEKIND*. Ein Beitrag der Wirtschaft, vertreten durch die Industrie- und Handelskammer Braunschweig. [Hrsg.: Industrie- und Handelskammer Braunschweig]. Braunschweig: IHK 2007. 110 S., Abb.
 383. FRÜHSORGE, Gotthardt: Vom Aufstieg und Fall des Grafen Konrad Detlev von *DEHN*. Ein neuer Versuch über den Favoriten am Wolfenbütteler Hof im 18. Jahrhundert. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 89–113, 1 Abb.
 384. KRUEGER, Thomas: Oskar *DOLHART*: Ein Künstler aus Holzminden. Mit 5 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 25. 2007. S. 207–214.
 385. SCHMIDT, Kurt: Ich war ein recht schlechter Schüler... Das Geständnis des Harzer Schriftstellers Paul *ERNST*. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 134–140, 1 Abb.
 386. Carl Friedrich *GAUSS* in der Walhalla. [Braunschweigisches Landesmuseum. Hrsg.: Gerd BIEGEL]. Braunschweig: Braunschw. Landesmuseum 2007. 61 S., Abb.
 387. TANTOW, Lutz: Nullpunkt oder Mit Carl [Friedrich Gauss] zur Schule. In: Braunschw. Kal. 2008. [2007]. S. 92–94, 1 Abb.
 388. OSTWALD, Thomas: Friedrich *GERSTÄCKER* – Leben und Werk. Biographie eines Ruhelosen. Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Ges., Ed. Corsar 2007. 408 S., Abb.
 389. CHERUBIM, Dieter: *GOTTSCHED* in Braunschweig. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 115–141, 3 Abb.
 390. KRECKMANN, Ingrid: Marke wird in der Literatur erwähnt. Einiges aus dem Leben des Josef *GRESHECK*, Flüchtling in Marke. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 92–95, Abb.
 391. BURKHARDT, Kai: Adolf *GRIMME* (1889–1963). Eine Biografie. Köln [u. a.]: Böhlau 2007. X, 384 S., Abb. (Veröff. aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz Beih. 11).
 392. HAEUSLER, Ditmar: Besuche in Südniedersachsen. Briefauszüge 1842 bis 1845. [Familie *HAEUSLER* aus Braunschweig]. In: Südnnds. Jg. 35. 2007. S. 78–85.
 393. BRONNEN, Barbara: Fliegen mit gestutzten Flügeln. Die letzten Jahre der Ricarda *HUCH* 1933–1947. Zürich: Arche 2007. 187 S., Abb.
 394. 06.09.2007 Abt Friedrich Wilhelm *JERUSALEM* als Vertreter eines aufgeklärten Glaubens. Inszenierung an seiner historischen Wirkungsstätte. Braunschweig: Predigerseminar 2007. 20 S.
 395. HENZE, Ingrid: Hängt im Juleum wirklich ein Porträt des Joachim *JUNGIUS*? Anmerkungen zum 350. Todestag des Universalgelehrten. In: Altstadt-Kurier. Jg. 11. 2007. H. 2. S. 14–16, 2 Abb.
 396. KRECKMANN, Ingrid: Dr. phil. Fritz *KÄMPF*, Oberstudiendirektor am Gymnasium Osterode von 1953 bis 1970. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 2–7, 3 Abb.

397. SCHINDEL, Ulrich: Karl *LACHMANN* und die Schriften der römischen Landvermesser. In: Abhandlungen d. Braunsch. Wiss. Ges. Bd. 57. 2007. S. 35–53, Abb.
398. HIRSCH, Eike Christian: Der berühmte Herr *LEIBNIZ*. Eine Biographie. 1. Aufl. in der Beck'schen Reihe. München: Beck 2007. 646 S., Abb., Kt. (Beck'sche Reihe 1766).
399. SCHEEL, Günter: Leibniz in Wolfenbüttel. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 55–70.
- LESSING*, Gotthold Ephraim s. auch Nr. 139.
400. COTT, Georg Oswald: Lessings letzte Reise von Wolfenbüttel nach Braunschweig. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 44–46, Abb.
401. MEIBEYER, Wolfgang: Paul Jonas *MEIER*, Pionier der historischen Städteforschung in Deutschland und Vater der „Bau- und Kunstdenkmäler“ im Braunschweigischen. Zur 150-jährigen Wiederkehr seines Geburtstages. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 159–174, 2 Abb.
402. MEIBEYER, Wolfgang: Paul Jonas Meier (1857–1946). Zur 150. Wiederkehr des Geburtstages des Wegbereiters von Denkmalinventarisierung und Denkmalpflege im Braunschweigischen. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 4–6, Abb.
403. HOFFMANN, Albrecht: Friedrich *MEYER VON WALDECK* (1824–1899) als Bergschüler und Schriftsteller im Harz. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 159–163, 6 Abb.
404. TREE, Stephen: Moses *MENDELSSOHN*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verl. 2007. 156 S., Abb., Kt. (Rowohlts Monographien 50671).
405. HODEMACHER, Jürgen: Der Leibreitknecht des Herzogs: Ferdinand *METTE*. In: Braunsch. Kal. 2008. [2007]. S. 73–74, Abb.
406. GARZMANN, Manfred R. W.: Dr. Richard *MODERHACK* (Braunschweig) zum 100. Geburtstag. Ein archivarisches Urgestein der deutschen Archivlandschaft. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 22–23, 1 Abb.
407. MÜLLER, Theodor: Beschreibung seiner Reise zur Auswanderung von Clausthal über Bolivien nach Chile im Jahre 1888 [Theodor *MÜLLER*]. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 83–89, 9 Abb.
408. ARTELT, Peter: Stolberg und Schloss Allstedt – Lebensstationen des Theologen und Revolutionärs Thomas *MÜNTZER*. In: Unser Harz. Jg. 55. 2007. S. 27–30, 5 Abb.
409. MICHAELIS, Thomas: Vom Unterthan zum Citoyen. Die politischen Gedanken des Johann Heinrich Christoph *NIEFIND* aus Lüben, 1806. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 142–147.
410. VOGELSÄNGER, Siegfried: Michael *PRAETORIUS* – ein Halberstädter Bürger? In: Zwischen Harz und Bruch. H. 48. S. 17–23, Abb.
- RAABE*, Wilhelm s. Nr. 231, 235.
411. RIEMENSCHNEIDER, Klaus: Grenzgänge. Geschichten aus meinem Leben. Braunschweig: Ed. Corsar Ostwald 2007. VIII, 332 S., Abb. Kt.
[S. 127–140: Meine Jugend in Braunschweig-Melverode; S. 141–153: Lagesbüttel; S. 154–170: Lehrzeit und Berufswahl [Klaus *RIEMENSCHNEIDER* wurde 1934 geboren]
- RIXNER*, Heinrich s. Nr. 220.
412. WITTE, Dietrich: Aus der Genealogie der Familie *ROBBEREH*. Hugenotten am und im Harz. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 63. 2007. S. 97–111, Abb.

413. LANGE, Justus: Carl *SCHILLER* (1807–1874). Forscher, Sammler, Museumsgründer. „Die Freundschaft ist das Element, in dem ich lebe, die Kunst meine Führerin.“ Braunschweig: Städt. Museum 2007. 96 S., Abb. (Arbeitsberichte aus dem Städt. Museum Braunschweig 72).
414. LEFFLER, Anneliese: Biographie von Friedrich Freiherr *SCHENK VON WINTERSTEDT*. In: Gifhorner Kreiskal. 2008. [2007]. S. 85–89, Abb.
415. PFINGSTEN, Otto: Friedrich *SPEE* (1591–1635) der Patron der Wendeburger Weidenkirche. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 2. 2007. S. 15–17, Abb.
416. MEYERHOFF, Kurt: Übersinnliche Heilkräfte. Das Wirken des Ferdinand *STEINMEYER* und sein „Heilinstitut für Nervenkranken“ in Hahnenklee-Bockswiese. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. f. d. Jahr 2008. [2007]. S. 74–78, Abb.
417. ROST, Falko: Der Architekt Ernst *WIEHE* (1842–1894). Kulturtransfer zwischen Braunschweig und Thedinghausen. In: Braunsch. Heimat. Jg. 93. H. 1. 2007. S. 8–12, Abb.
418. MOHRMANN, Ruth-E.: Der Samenhändler Ernst Christian Conrad *WREDE*. Eine braunschweigische Unternehmerkarriere. In: Braunsch. Jb.f. Landesgesch. Bd. 88. 2007. S. 143–158.

Rezensionen und Anzeigen

Quellen zur Geschichte des Schlosses Wolfsburg und der Familien von Bartensleben und von der Schulenburg. Ein digitales Findbuch. Version 1.0. Ein Projekt der Stadt Wolfsburg und der Leibniz Universität Hannover. Gefördert aus Mitteln der VolkswagenStiftung. Im Auftrag der Stadt Wolfsburg herausgegeben vom Niedersächsischen Institut für Historische Regionalforschung e. V., Hannover 2007

Adelige Familien verfügten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit im Rahmen ihrer Landstandschaft über politische Mitbestimmungsrechte und besaßen oftmals umfangreichen Grundbesitz mit zahlreichen Hintersassen und mehr oder weniger weitreichenden Herrschaftsrechten. Die in ihren Guts- und Familienarchiven bis auf den heutigen Tag vorhandenen Unterlagen sind daher wertvolle Quellen zur Landesgeschichte, die eine wichtige Ergänzung zur landesherrlichen Überlieferung bilden.

Zu den bedeutendsten adeligen Familien im nordöstlichen Niedersachsen gehörte die in den welfischen Fürstentümern Wolfenbüttel und Lüneburg sowie im Erzstift Magdeburg und in der Mark Brandenburg begüterte Familie von Bartensleben, die das Gebiet um die heutige Stadt Wolfsburg beherrschte. Ihr wichtigster Sitz war das Schloss Wolfsburg, das der gleichnamigen, erst 1938 von den Nationalsozialisten gegründeten Industriestadt ihren Namen gab. Nach dem Aussterben der von Bartensleben im Jahr 1742 fiel ihr Erbe den Grafen von der Schulenburg zu. Auch diese machten die Wolfsburg zu einem ihrer Stammsitze. Nach der Stadtgründung aber zogen sie sich 1942 auf ihr Schloss Neumühle bei Tangeln in der Altmark zurück. Dorthin nahmen sie auch das Archiv der Wolfsburg mit, das 1945 von russischen Soldaten zerstört wurde.

Anlässlich des 700-jährigen Jubiläums der 1302 erstmals urkundlich erwähnten Wolfsburg im Jahr 2002 reifte der Plan, Archivalien zur Geschichte des Schlosses Wolfsburg und seiner Besitzer in verschiedenen Archiven systematisch zu ermitteln, um die Verluste des Familien- und Gutsarchivs auszugleichen. So entstand das vorliegende digitale Findbuch auf CD-ROM als Resultat eines von der VolkswagenStiftung im Rahmen ihres Schwerpunktprogramms „Archive als Fundus der Forschung – Erfassung und Erschließung“ geförderten Projekts, das von der Stadt Wolfsburg (Dr. Klaus-Jörg Siegfried, bis 2005) und dem Historischen Seminar der Leibniz Universität Hannover (Prof. Dr. Carl-Hans Hauptmeyer) betreut wurde. Das Findbuch besteht aus einem sachthematischen Inventar, das beständeübergreifend Archivalien zur Geschichte des Schlosses Wolfsburg und seiner Besitzer aus insgesamt vierzehn Archiven virtuell zusammenstellt. Insbesondere wurden Archivalien aus staatlichen Archiven in Hannover, Wolfenbüttel, Wernigerode, Magdeburg, Potsdam und Berlin erfasst, doch wurden auch Unterlagen aus verschiedenen Adels-, Kirchen- und Kommunalarchiven der Region aufgenommen.

Das Findbuch wurde von drei Bearbeitern, Klaus Fesche, Martin Stöber und Dr. Martin Fimpel, erstellt. In jahrelanger Arbeit haben sie mehrere tausend Archivalien zur Biographie des Wolfsburger Adels, zur adeligen Besitz- und Verwaltungsgeschichte im heutigen Stadtgebiet, zur Ereignis- und Kulturgeschichte auf und um Schloss Wolfsburg sowie zum Verhältnis des Wolfsburger Adels zur Landesherrschaft ermittelt. Das Projekt konzentrierte sich insbesondere auf die Erfassung von Urkunden zur Geschichte der Wolfsburg und ihrer Besitzer sowie von Akten, die über Familienangelegenheiten, die Verwaltung der adeligen Eigenwirtschaft und des verpachteten Grundbesitzes, die Wolfsburger Patronatsherrschaft sowie über die Tätigkeit des Wolfsburger Adels in

landesherrlichen Diensten Auskunft geben. Des Weiteren erfasst wurden Privatkorrespondenzen von Familienmitgliedern und historische Karten mit engem Bezug auf das Schloss Wolfsburg. Der zeitliche Rahmen des Findbuchs reicht von der ersten urkundlichen Erwähnung der Wolfsburg im Jahr 1302 bis zum Jahr 1950, als die Enteignungen und Fluchtbewegungen der Familie von der Schulenburg östlich der Elbe weitgehend abgeschlossen waren.

In das Inventar, das nach Archiven und Archivbeständen gegliedert ist, wurden v. a. solche Archivalien aufgenommen, die bereits im Aktentitel einen klaren Bezug zum Thema erkennen ließen. Akteneinsicht wurde nur dort genommen, wo Bezüge vermutet wurden, doch anhand des Aktentitels nicht eindeutig erkennbar waren. In solchen Fällen wurde die bisherige Erschließung durch ausführliche Enthält-Vermerke ergänzt. Die Erschließung erfolgte mit Hilfe des von der niedersächsischen Archivverwaltung in Zusammenarbeit mit dem Informatikzentrum Niedersachsen (IZN) entwickelten archivischen Erschließungsprogramms *izn-AIDA*. Aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit wurden die Daten der CD-ROM in Form von *html*-Dateien verfügbar gemacht, um sie plattformunabhängig einsehen zu können. Die angebotene Suchfunktion entspricht allerdings nicht modernen Kriterien. Aufgrund des Vorliegens der Daten im *html*-Format kann das Findbuch nur mit einer einfachen Volltextrecherche durchsucht werden. Treffermengen werden nicht aufbereitet angezeigt, sondern lediglich als Verknüpfungen zu den einzelnen Treffern im Text. Insbesondere bei größeren Treffermengen wird die Suche dadurch unkomfortabel. Außerdem ist eine Kombination verschiedener Suchkriterien, die zu den Standards zeitgemäßer Suchfunktionalität gehört, in dem digitalen Findbuch nicht möglich. Zusätzlich erschwert wird die Arbeit mit dem Findbuch durch den vollständigen Verzicht auf Frames. Ein mit der Tektonik von Archiven nicht vertrauter Benutzer verliert bei der Suche leicht die Orientierung, da er nicht permanent seine aktuelle Position im Findbuch angezeigt bekommt. Ein grundlegendes Problem besteht darin, dass die genannten Signaturen unvollständig sind. Um das Findbuch zu einem effektiv nutzbaren Instrument zu machen, sollten die Signaturfelder vollständig sein, d. h. zusätzlich jeweils noch Angaben zum Archiv und zum Bestand enthalten.

Umrahmt wird das Findbuch von einem Impressum, einem kurzen Vorwort sowie einer umfangreichen Auswahlbibliographie. Ein Hilfe-Menü ist vorhanden, muss jedoch angesichts der klaren Strukturierung des Bestandes und der einfachen Suchfunktion kaum in Anspruch genommen werden. Das Inventar selbst wird eingeleitet durch ein instruktives Vorwort von Martin Fimpel, der die Bedeutung der Familien von Bartensleben und von der Schulenburg auf Schloss Wolfsburg im Zusammenhang mit der sozialgeschichtlichen und politischen Entwicklung des norddeutschen Adels seit dem späten Mittelalter nachzeichnet und Angaben zur Erschließung macht. Als Beigabe sind auf der CD-ROM noch vier aktuelle Aufsätze von Carl-Hans Hauptmeyer, Klaus Fesche und Martin Fimpel im *pdf*-Format gespeichert, von denen drei bereits an anderer Stelle publiziert wurden. Allerdings können diese nicht über einen Link direkt aufgerufen werden, sondern man muss dazu zunächst die Anwendung verlassen, die CD-ROM erneut über einen externen Explorer, z. B. den Windows Explorer, starten und dann in den Ordner „*pdf*“ wechseln. Dass man auf der CD-ROM zwar einen Hinweis auf die Aufsätze findet, aber keine Anleitung, wie sie zu öffnen sind, kann den Nutzer in Verwirrung stürzen. Eine detaillierte Anleitung, die weder auf der CD-ROM selbst noch auf dem Cover zu finden ist, wäre hier wünschenswert. Vereinfachend könnte man auch Links an den entsprechenden Stellen im Literaturverzeichnis einbauen.

Abgesehen von der verbesserungswürdigen technischen Präsentation erweist sich das digitale Findbuch zur Geschichte der Wolfsburg und ihrer Besitzer als ein sachthema-

tisches Inventar, das mit methodischer Überlegung und großem Fleiß zusammengestellt wurde. Es bleibt zu hoffen, dass es in Zukunft Forschungen zur Geschichte der Region um Wolfsburg und des regionalen Adels neue Impulse verleihen wird. Die Voraussetzung für die gewünschte weite Verbreitung des Werks ist dadurch gegeben, dass die CD-ROM beim Stadtarchiv Wolfsburg kostenlos bestellt werden kann.

Claudia Kauertz

Hans K. Schulze, Die Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu. Die griechische Kaiserin und das römisch-deutsche Reich 972–991 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Hg. vom Niedersächsischen Landesarchiv, Sonderband). Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2007, 119 S., 20 Abb., 29 €

Nach der 1810 vollzogenen Säkularisation des Reichsstifts Gandersheim gelangte eine Urkunde in das damalige Braunschweigische Landesarchiv, die besondere Beachtung verdient und auch gefunden hat, die sogenannte Heiratsurkunde der Kaiserin Theophanu vom 14. April 972 (Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel, 6 Urk 11; MGH DO II 21). Der Inhalt dieser Dotalurkunde ist im Regest in der gebotenen Kürze zusammengefasst: „Rom, 972 April 14. Kaiser Otto II. beurkundet, daß er auf den Rat seines Vaters, des Kaisers Otto I., sowie der Getreuen Gottes, der heiligen Kirche und des Reiches beschlossen habe, Theophanu, die Nichte des Kaisers Johannes I. Tzimiskes zu Konstantinopel, mit dem Segen des Papstes Johannes XIII. zur Gemahlin zu nehmen. Deshalb habe er ihr nach der Sitte seiner Vorfahren folgende Besitzungen in Italien und im Reichsgebiet nördlich der Alpen als Heiratsgut (*dos*) übertragen: die Provinz Istrien mit der Grafschaft Pescara, jenseits der Alpen die Provinzen Walcheren und Wichelen mit der Abtei Nivelles, insgesamt 14000 Hufen umfassend, ferner die kaiserlichen Pfalzen (*curtes*) Boppard, Tiel, Herford, Tilleda und Nordhausen mit allem Zubehör“ (S. 89).

Das Besondere dieser Urkunde ist nicht so sehr ihr Inhalt, sondern ihre Ausführung, die heute als Kunstwerk verstanden wird. Die „hohe Symbolkraft der Ehe zwischen Otto und Theophanu hat sich in einer entsprechend prachtvollen Gestaltung der Urkunde niedergeschlagen“ (B. Kappelhoff, s. S. 7). Dazu ist im Regest vermerkt: „Pergament-Prachtausfertigung, Rotulus; goldene Buchschrift auf purpurfarbig ausgemaltem Pergament mit Grundierungszeichnungen und Schmuckrandleiste; Länge 144,5 cm, Breite 39,5 cm (Mittelwerte), zusammengesetzt aus drei Stücken (von oben nach unten je 55 cm, 55 cm und 35,5 cm); unbesiegelt“ (S. 89). Dem Band ist als Abb. 20 eine farbige Gesamtansicht der Heiratsurkunde als Klapptafel beigegeben (s. S. 121, hier 48 cm lang).

Die Herausgabe dieses Buches von Hans K. Schulze hängt zusammen mit der Bewerbung um eine Aufnahme der Theophanu-Urkunde in das Welterbdokumentenerbe der UNESCO, die allerdings im Jahre 2005 keinen Erfolg hatte. Diese Urkunde soll so auch nach dem Scheitern dieser Bewerbung durchaus im Sinne eines „Weltdokuments“ einer breiteren Öffentlichkeit in angemessener Weise dargeboten werden.

Der Vf. sieht im Zentrum seiner Darstellung die Beschreibung und Erklärung der Urkunde selbst, die in den allgemeinen geschichtlichen Rahmen eingefügt sind; er charakterisiert die im Original erhaltene Heiratsurkunde der Theophanu als „die schönste Urkunde des europäischen Mittelalters, vielleicht sogar der ganzen Welt“ (S. 11). Die künstlerische Form und der rechtliche und religiöse Inhalt dieser Urkunde werden aus der damaligen Situation einer intensiven und fruchtbaren Begegnung zwischen Byzanz und dem Westen Europas erklärt. Die Urkunde wurde der jungen Braut Theophanu, die

972 wahrscheinlich zwölf oder dreizehn Jahre alt war, im Rahmen der Hochzeitsfeierlichkeiten in Rom übergeben; das Schriftstück dokumentiert die Übergabe der Dos, d. h. der Besitzungen, die der Braut von ihrem Bräutigam auf Lebenszeit zur eigenen Nutzung übertragen wurden.

Die Heiratsurkunde der Theophanu wird als einzigartiges Meisterwerk der Malerei und der Schriftkunst gewürdigt und ihr theologischer und rechtlicher Inhalt wird sorgfältig erläutert. Für die Gestaltung der Urkunde als Rotulus, für die Purpurfarbe des Pergaments und für die Goldschrift kann auf byzantinische Vorbilder verwiesen werden. Diese Urkunde nimmt aber unter den wenigen erhaltenen Purpurnurkunden „die absolute Spitzenstellung“ (S. 37) ein. In der Streitfrage, ob es sich bei dieser Urkunde um die Originalausfertigung oder um eine spätere Prunkabschrift handelt, wird mit guten Gründen die Auffassung vertreten, daß hier das 972 überreichte und öffentlich vorgelesene Original vorliegt.

Theophanus Eltern waren wahrscheinlich Konstantinos Skleros und seine Frau Sophia Phokaina; über ihre Mutter wäre Theophanu dann eine angeheiratete Nichte des Kaisers Johannes I. Tzimiskes, der 969 den oströmischen Kaiserthron usurpiert hat. In einer Urkunde, die Otto II. am 18.8.972 für das Kloster St. Gallen ausgestellt hat, wird Theophanu erstmals als Intervenientin genannt. Theophanu stand zunächst im Schatten ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin Adelheid († 999). In einer Urkunde vom 29.4.974 nennt Otto II. Theophanu „unsere heißgeliebte Gemahlin Theophanu, die erhabene Mitkaiserin und Teilhaberin am Kaiserreich und an den Königreichen“ (S. 50). Im Jahr 980, Ende Juni oder Anfang Juli, gebar Theophanu nach drei Töchtern den Thronfolger Otto. Mit ihrem kleinen Sohn begleitete sie Kaiser Otto II. seit Oktober 980 auf einem Italienzug, auf dem dann der dreijährige Kronprinz Otto 983 in Verona zum römisch-deutschen König gewählt wurde; Ottos III. Krönung erfolgte am Weihnachtsfest desselben Jahres zu Aachen. Kurz vorher, am 7.12.983, starb Otto II. an Malaria in Rom, erst 28 Jahre alt. Im Herbst 984 trat Theophanu, zunächst zusammen mit ihrer Schwiegermutter Adelheid, an die Spitze der Reichsregierung. Der Osterhoftag 986 zu Quedlinburg war der Höhepunkt ihrer Regentschaft. Theophanu griff auch in die Verwaltung Oberitaliens ein. Vom Herbst 989 bis zum Sommer 990 unternahm sie einen Italienzug, bei dem sie auch Papst Johannes XV. in Rom begegnete; hier besuchte sie auch das Grab Ottos II. in der Peterskirche. In einer in Ravenna ausgestellten Urkunde bezeichnete sie sich mit dem Kaisertitel in der männlichen Form: „Theophanius, von Gottes Gnaden Kaiser und Augustus“ (S. 80). Am 15.6.991 starb die Kaiserin Theophanu in der Königspfalz Nimwegen (S. 82), und in der Kirche Sankt Pantaleon zu Köln wurde sie entsprechend ihrem Wunsch bestattet. Theophanu hat den byzantinischen Einfluss auf das ottonische Imperium verstärkt und jene politische Idee vorbereitet, „die ihr Sohn während der kurzen Spanne seiner selbständigen Herrschaft zu verwirklichen suchte, die Idee eines dem byzantinischen gleichwertigen abendländischen Kaisertums“ (S. 88).

Ein Anhang (s. S. 89–119) bietet den lateinischen Text der Heiratsurkunde mit einer deutschen Übersetzung, ferner Quellen, Literaturhinweise mit Erläuterungen und drei Stammtafeln.

Die Informationen zur Heiratsurkunde Theophanus von 972 und die biographisch ausgerichteten Erläuterungen zum Leben und Wirken der griechischen Kaiserin können den Leser dazu veranlassen, sich im Staatsarchiv Wolfenbüttel diese einzigartige Urkunde anzuschauen, die dort für jedermann zugänglich ausgestellt ist.

Goswin Spreckelmeyer

Kirstin Casemir und Uwe Ohainski, Die Ortsnamen des Landkreises Holzminden. Nebst einem Anhang der archäologisch lokalisierten Wüstungen und Burgen sowie weiterer Siedlungsstellen von Detlef Creydt und Christian Leiber (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 51; Niedersächsisches Ortsnamenbuch [NOB] VI). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2007, 305 S., Karten, 34 €

Mit dem Erscheinen des hier anzuzeigenden namengeschichtlich-etymologischen Repertoriums der Siedlungen und Wüstungen des Kreises Holzminden liegt nach wenigen Jahren bereits der sechste Band der Reihe vor; ein ansehnlicher Teil der Ortsnamenslandschaft des südlichen Niedersachsens ist damit schon jetzt beschrieben: Stadt und Krs. Hannover (Bd. 1: 1998), Krs. Osterode (Bd. 2: 2000), Krs. Wolfenbüttel und Stadt Salzgitter (Bd. 3: 2003), Krs. Göttingen (Bd. 4: 2003), Krs. Northeim (Bd. 5: 2005). Ziel des von Jürgen Udolph begründeten Unternehmens ist die namenkundliche Beschreibung aller niedersächsischen Landkreise und kreisfreien Städte.

Die Verfasser gehen nach einer Methode vor, die sich im Niedersächsischen Ortsnamenbuch inzwischen bewährt hat. In einem dreistufigen Verfahren wird zuerst geprüft, ob der jeweils in Betracht stehende Name aus dem Wortmaterial der im Mittelalter hierzulande autochthonen Sprachen (Mittelniederdeutsch, davor Altsächsisch) erklärbar ist. Dies ist überwiegend der Fall, ein „Holzmindener“ Beispiel von vielen ist hierfür *Holzen* (1184 *Holthusen*: mittelniederdeutsch *holt* ‚Wald‘ plus mittelniederdeutsch *hūs* ‚Haus‘). Eine Ausnahme, fast eine Arabeske: ein einziger Name geht auf ein lateinisches Etymon zurück, der des Klosters *Kemnade* (Stadt Bodenwerder): lateinisch *caminata* ‚heizbares festes Gebäude‘. Daraus ist mittelniederdeutsch *kemenāde* entstanden, das im vorliegenden Fall onymisiert worden ist.

Wo weder ein mittelniederdeutsches noch ein altsächsisches Etymon ermittelbar ist, wird der Blick über die Grenzen der Niederdeutschen hinaus in den Wortschatz der übrigen germanischen Sprachen gerichtet, zuerst ins nächstverwandte Mittel- und Althochdeutsche, aber auch in die historischen Vorstufen des Niederländischen, Englischen, Friesischen und der nordgermanischen Sprachen, und zwar eingedenk der Tatsache, dass in deutschen Ortsnamen nicht selten ursprünglich gemeingermanische Wörter konserviert sind, die als solche bei uns nur zufällig nicht überlebt haben. So ist z. B. (obwohl heute fast zur Unkenntlichkeit abgeschliffen) die fürs Deutsche und Schwedische identische germanische Vorstufe des schwedischen Wortes *skog* ‚Wald‘ im Dorfnamen *Scheie* (1181/85 *Scogethe*), Krs. Schaumburg, enthalten. Bei den Holzmindener Namen wurde dieser Blick in die germanischen Nachbarsprachen (sieht man vom Hochdeutschen ab) überraschenderweise kaum als entscheidendes Argument benötigt; in den vorausgehenden Bänden war er öfter erforderlich.

Häufiger dagegen war es hier vonnöten, in einem dritten Schritt die indogermanischen Sprachen außerhalb der Germania (insbesondere die baltischen und slavischen) ins Blickfeld einzubeziehen, wie schon im Fall der germanischen Sprachen nicht in Erwartung irgendwelcher (gar auf Migration beruhender) „Beeinflussungen“, sondern um – anhand der empirisch gewonnenen Gesetze der indogermanischen Lautgeschichte – zu rekonstruierbaren autochthonen vorgermanischen-indogermanischen Etyma niedersächsischer Ortsnamen zu gelangen. Das methodische Vorbild hierzu liefert die indogermanistische Flussnamenforschung („alteuropäische Hydronymie“). So wird z. B. im Wüstungsnamen *+Ilse* (Gemeinde Boffzen) dieselbe indogermanische Wurzel **il-* ‚Schlamm‘ erkennbar, die auch in polnisch *ił*, griechisch *ilȳs* ‚Schlamm‘ sowie in den Namen *Ilten* (bei Hannover), *Gr./Kl. Ilde* (Krs. Hildesheim) und *Ilse* (bei Peine) steckt, und es gelingt z. B., den sonst nicht erklärbaren Namen *Rühle* (Stadt Bodenwerder), dessen germanische

Vorform lautgesetzlich **Rul-ja* gewesen sein muss, als den einer Siedlung am Ufer eines Baches namens (damals) **Rula* zu begreifen. Dieser Flussname stellt sich problemlos in eine lange Reihe verwandter Gewässernamen mit derselben indogermanischen Wurzel **ru-* ‚graben, aufreißen‘ wie *Ruhr*, *Rhume*, *Reuß* u. v. a. m.

Für eine Reihe bislang unzulänglich gedeuteter Namen finden sich bei Casemir/Ohainski endlich plausible Erklärungen. *Holzminden* (1036 *Holtisminni*) trägt seinen Namen nicht, wie seit Letzners *Chronik* (1596) immer wieder abgeschrieben worden ist, nach dem dort fließenden Bach *Holzminde*, sondern für das Grundwort ist – wie etwa in *Hedemünden*, *Pyrmont* u. a. – mit einer germanischen Repräsentanz der indogermanischen Wurzel **ment-/mont-* ‚Berg‘ zu rechnen und für das Bestimmungswort am besten mit einem Flussnamen **Holt-isa*, so dass *Holtisminni*, am Berg, der am Waldfluss liegt‘ bedeutet. Der Siedlungsname ist dann auf den Bachnamen übertragen worden. In *Wangelstedt* (1281 *Wangelist*) steckt nicht etwa polabisch (in Wesernähe!) *wangel* ‚Kohle‘, sondern der Name besteht aus germanisch **wang-* ‚Feld, ebenes Grasland‘ (dies auch z. B. in *Wangerland*, *Wangerooge*) plus mittelniederdeutsch *liste* ‚Saum, Streifen‘. Der Name bedeutet also ‚Streifen ebenen Graslands‘.

Auffällig ist im Kreis Holzminden der große Anteil junger Ortsnamentypen (die Komposita auf *-(inge)husen* machen mehr als 22 Prozent des Gesamtbestands aus), während die Typenvielfalt wie auch die Anzahl archaischer Suffixbildungen geringer ist (nur ein *-ingen*-Name, kein einziger auf *-ithi*). Das lässt auf eine – verglichen z. B. mit dem Kreis Wolfenbüttel – zunächst zögerliche Besiedlung in germanischer Zeit und deren wesentlichen Ausbau erst etwa im hohen Mittelalter schließen. Das rauere Klima und die ungünstigere Geomorphologie des Weserberglands dürften die wesentlichen Ursachen sein. – Der eindrucksvolle Erkenntniszuwachs, den die Arbeit von Casemir/Ohainski erbringt (viele Namen sind hier zum ersten Mal überhaupt erklärt), kann hier nur benannt, nicht im einzelnen dargestellt werden. Über diesen Gewinn hinaus liegt ein spannendes Buch vor, in dem man sich festlesen kann.

Herbert Blume

Sonja K ö n i g, ... lütken Freden wisk ... Die mittelalterliche Siedlung Klein Freden bei Salzgitter vom 9.–13. Jahrhundert. Siedlung – Fronhof – Pferdehaltung. Mit Beiträgen von Susanne H a n i k (Archäozoologie) und Gisela W o l f (Paläoethnobotanik) (Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 36). Rahden / Westf.: Verlag Marie Leidorf GmbH 2007, 243 S., 44 Abb., 42 Tafeln, 13 Pläne, 3 Beilagen, 59,80 €

Der vorliegende Band berichtet über die 1993 bis 1996 stattgefundenen großflächigen Ausgrabungen der Braunschweiger Bezirksarchäologie auf einer Dorfwüstung am westlichen Rande von Salzgitter-Lebenstedt im nördlichen Vorfeld bzw. auf der alten Feldflur des Ortsteils Lichtenberg (zuvor Ober- und Niederfreden). Ein sehr ausgedehntes Wohngebietsprojekt direkt am Südrand der Flote-Niederung hat diese viel versprechende Grabung einer mittelalterlichen Ansiedlung ermöglicht, die wichtige neue Einsichten insbesondere zu deren Siedlungsbeginn, baulichen und wirtschaftlichen Strukturen sowie der Auffassungszeit versprach.

Von den 50 000 m² dieses archäologischen Denkmals konnten 60 % untersucht werden, und diese erbrachten 2559 Befunde u. a. mit einer Vielzahl von baulichen Resten (insbesondere Grubenhäuser, Pfostenbauten und Brunnen sowie Gräben, Gruben etc.). Weitergehende spezielle Untersuchungen zur Paläoethnobotanik sowie zur Archäozoologie erwiesen sich als notwendig und hilfreich für die Interpretation unerwarteter Aspekte von besonderen Strukturmerkmalen dieser Siedlung, welche der örtlichen Laien-

forschung folgend als das historisch leider nur dürftig belegte, 1180 ersterwähnte Klein Freden (*parvum Vreden*) angesehen wurde. Der eigentliche Grabungsbericht behandelt in seinen Hauptkapiteln – gründlich ins Einzelne gehend und ausführlich belegt mit Darstellungen – die Abschnitte Ausgrabung, Befunde und Fundmaterial sowie einen umfangreichen Katalogteil. Von besonderem Interesse für die Landesgeschichte und die regionale Siedlungskunde ist das daran angeschlossene Resumee über die „chronologische Entwicklung der Siedlungsstruktur“ selbst.

Die Existenzzeit der Siedlung dauerte vom 8./9. Jahrhundert, der frühen Karolingerzeit, nur bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, also einige Jahrzehnte nach dem Ableben Heinrichs des Löwen oder des mit der Lichtenberg-Burg ebenfalls verbunden gewesen welfischen Kaisers Otto IV. Von den fünf Phasen dieses Zeitraums reflektieren die ersten beiden vor dem 11. Jahrhundert das Bild eines locker bebauten bäuerlichen Weilers mit zahlreichen über das gesamte Siedlungsareal verteilten Resten von Gruben- und Pfostenhäusern (z. T. mit Kellern) neben weiteren Siedlungsspuren (Gräben, Gruben, Feuerstellen). Ein erster tiefgreifender Strukturwandel hat offenbar mit dem 11. Jahrhundert eingesetzt: Es kam zu einem „massiven Ausbau“, wobei sich die Dreiteilung des Siedlungsgeländes nun derart abzeichnet, dass neben einem dicht mit Grubenhäusern besetzten nordöstlichen Bereich ein daran westlich anschließendes locker bebautes Gebiet erscheint und der südliche Teil nur vereinzelte Bebauung überhaupt beobachten lässt. Ein ähnliches Bild zeigt die anschließende vorletzte Phase des 12. Jahrhunderts. Als Resultat auch vergleichender Betrachtungen mit Grabungsergebnissen andernorts sowie angesichts vielseitiger auf Weberei deutender Nebenfunde mutmaßt die Verfasserin einen ortsbestimmenden Fronhof mit Schwergewicht der Tuchherstellung neben der Landwirtschaft.

Ein erneuter Strukturwandel in der Siedlung erfolgte gegen Ende des 12. Jahrhunderts, d. h. nun schon zu Zeiten der wohl von Heinrich dem Löwen angelegten und schon 1180 umkämpften Lichtenberg-Burg. Ein auffälliges großes rechteckiges Steinschwellengebäude findet sich jetzt gleichsam strukturbestimmend inmitten der Siedlung. Es verschwinden die Merkmale von Weberei und Feldbau. Pferdezucht und (damit verbundene ?) Weidewirtschaft kennzeichnen die letzte Phase bis zur Auflösung der Siedlung – jetzt wohl eine herrschaftliche Hengststation wohl mit Bezug zur Burg. Ihr damaliges Wüstfallen passt weder zu dem massenhaften Abgehen von Dörfern in der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode (ab ca. 1340) noch zu dem hochmittelalterlichen Verschwinden von Dörfern sonst besonders im Umfeld von Städten und Klöstern und muss wohl im Zusammenhang mit den politischen Umwälzungen jener Zeit gesehen werden. Über eine planmäßige Verlegung an die Burg heran kann freilich nur spekuliert werden, sie liegt aber nicht ganz fern.

Die Bearbeitung der Grabung bereichert unsere Kenntnis nicht nur hinsichtlich der untersuchten Siedlung selbst, sondern trägt über ihre archäologische Relevanz hinaus auch siedlungskundlich Wichtiges bei zur Einsicht in Prozesse ihrer baulichen und ökonomischen Struktur. Die hier durchaus unerwarteten neuen Erkenntnisse werden freilich kaum ubiquitär gelten können und müssen wenigstens teilweise auf die besonderen Umstände um die nahe Burg zurückgeführt werden. Demgegenüber unterstreicht aber die archäologische Feststellung des karolingerzeitlichen Siedlungsbeginns im 8./9. Jahrhundert an sich erneut die im Unterschied zu den von Vertretern der philologischen Namensforschung oftmals viel zu früh angesetzten Siedlungsanfängen erneut die hohe Bedeutung gerade jener Zeit als wichtige siedlungsgenetische Epoche unseres Raumes. Bedauerlicherweise – wohl auch wegen der bizarren Konturierung des tatsächlichen Grabungsgeländes (?) – lassen sich Aussagen über die konkrete Grundrissform vor

allem zur Entstehungszeit des Ortes (evtl. Planmäßigkeit ?) anscheinend nicht gewinnen.

Es ist der Verfasserin unbedingt zuzustimmen, wenn sie auf die verwirrende Vielfalt der dortigen historischen Ortsnamen und deren Zuordnung um Lichtenberg hinweist: Freden, Ober- und Niederfreden, Klein Freden sowie ein mögliches, aber nicht genanntes Groß Freden. Diesbezüglich scheint ihr Abschnitt über die historische Überlieferung aber zu knapp geraten, zumal die Identifizierung der gegrabenen Siedlung mit Klein Freden durchaus nicht ganz sicher sein muss. Man vermisst die notwendige kritische Diskussion dieser Frage. Schließlich stützt sich ihre Zuordnung insbesondere auf die zeitlich und räumlich nur ziemlich relativ einzuschätzenden einschlägigen Flurnamen (u. a. *lütken Freden wisk*).

Tatsächlich lassen sich – auch nach den Grabungsergebnissen! – Argumente dafür anführen, dass der gegrabene Platz gar nicht zwingend die Wüstungsstelle von Klein Freden sein muss, sondern – wovon schon 1957 K. Kummer ausging – die Stelle des ursprünglichen ältesten Freden. Dafür würden sprechen die dort am Rande der Floteniederung den benachbarten „alten“ Dörfern exakt entsprechenden gleichen siedlungsgünstigen Bedingungen von Höhenlage, Hydrogeographie und Bodenqualität (Löß) sowie auch der archäologisch nun festgestellte Siedlungsbeginn des Ortes im 8./9. Jahrhundert. Ein durch den Vorsatz vor seinem Ortsnamen als jüngere Ausbausiedlung etwa des 10. Jahrhunderts (vgl. Br. Landesgeschichte v. 2000, S. 277f) bezeichnetes **Klein Freden** kann eigentlich nur in einer nachrangigen Lagebeziehung, nämlich auf dem steileren Rode-Hang unterhalb der späteren Burg als der nördliche Dorfteil von Lichtenberg (früher Niederfreden) erst später angelegt worden sein.

Wie auch immer sich dieses Problem einmal lösen mag, es berührt in gar keiner Weise den Wert und die Gültigkeit der herausgearbeiteten archäologischen Ergebnisse. Diese vermögen nicht nur der regionalen Siedlungsforschung wertvolle neue Einsichten und Anstöße zu vermitteln, sondern sie bereichern auch die braunschweigische Landesgeschichte.

Wolfgang Meibeyer

Joachim Ehlers, Heinrich der Löwe. Eine Biographie. München: Siedler Verlag 2008, 496 S. u. Abb., 24,95 €

Heinrich der Löwe ist einer der wichtigsten Territorialfürsten des 12. Jahrhunderts, über den wir aus den zeitgenössischen Quellen fast ebenso gut informiert sind wie über viele der europäischen Könige seiner Epoche. Verständlich wird seine Biographie aber erst dann, wenn man ihn nicht als Ausnahmeerscheinung wahrnimmt, sondern als Vertreter einer Adelskultur, deren Werte und Normen er vollkommen verinnerlicht hatte und die für sein Handeln maßgeblich waren. Es ist daher notwendig, Heinrich vor allem in seinen Bezügen innerhalb von Familie und Stand zu verorten. Genau dies geschieht in der ersten umfassenden Biographie Heinrichs des Löwen seit knapp 30 Jahren, die aus der Feder des Berliner Mediävisten Joachim Ehlers stammt, der damit, nach seinem schmalen Buch über Heinrich von 1997, nun die beeindruckende Summe einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem Welfen vorgelegt hat.

Es ist für eine Biographie normal, dass sie mit den Vorfahren der dargestellten Persönlichkeit beginnt. Ehlers tut dies aber nicht nur, um Heinrichs Herkunft und die Ausgangsposition für sein Handeln näher zu bestimmen, sondern vor allem, um zu zeigen, welche Bilder innerhalb der Welfenfamilie von der eigenen Vergangenheit existierten – einer Vergangenheit, die man bis in Karolingerzeit zurückverfolgt und in unterschied-

lichen historiographischen Formen niedergelegt hatte. Dieses adlige Familiengedächtnis einer ruhmreichen Geschichte und der Abstammung von Königen und Kaisern prägte das Selbstverständnis und das Selbstbewusstsein der Abkommen dieser Dynastie, und vor allem das ihres bedeutendsten Vertreters.

Immer wieder macht Ehlers deutlich, wie dieses Selbstverständnis Heinrichs Handeln bestimmte, auch und gerade dort, wo er sich durch die Weigerung zum Konsens mit anderen Fürsten in schwierige oder gar ausweglose Situationen brachte. Dadurch werden bekannte historische Vorgänge teilweise sehr viel deutlicher als bisher. Zuweilen wird es so aber auch möglich, eine Annäherung an die Persönlichkeit des Herzogs vorzunehmen, soweit dies bei mittelalterlichen Personen vertretbar ist. Denn dort, wo ungewöhnliche politische Entscheidungen, auffällige Inszenierungen politischen Handelns oder Formen der Selbstdarstellung erkennbar sind, lassen sich zuweilen, in aller Vorsicht, Eigenschaften Heinrichs wie Rücksichtslosigkeit oder ein ausgeprägter Hochmut fassen.

Ausführlich werden neben dem familiären Bewusstsein und den familiären Verbindungen Heinrichs auch die weiteren unterschiedlichsten adligen Personen und Personengruppen betrachtet, die für Heinrichs politisches Handeln von Gewicht waren. So analysiert Ehlers ausführlich, auf welche Gruppen sich der Herzog stützen konnte und ebenso, wer seine Feinde waren und welche Motive deren Aktionen bestimmten. Neben den an den Lebensstationen Heinrichs ausgerichteten Kapiteln finden sich auch einzelne systematische Abschnitte. So werden Hofhaltung und Herrschaftsformen des Herzogs ebenso unter die Lupe genommen wie seine Aktivitäten als Patron und Stifter, die für die Forschung seit geraumer Zeit eine wichtige Rolle spielen. Überhaupt fällt bei der Lektüre auf, wie unbefangen und souverän neuere Forschungsansätze neben klassischen Fragestellungen für die Darstellung fruchtbar gemacht werden.

Großes Gewicht legt Ehlers auf die Zeit nach dem Sturz im zweimaligen englischen Exil. Diese wird sonst wegen der relativen Bedeutungslosigkeit Heinrichs auf der politischen Bühne in dieser Zeit eher vernachlässigt; der Aufenthalt am Hof seines Schwiegervaters kann aber sehr schön die familiären Bezüge großer Adelsgeschlechter wie der Welfen auf europäischer Ebene zeigen. Dafür wertet Ehlers auf beeindruckende Weise die Pipe Rolls, also die seriell in großer Dichte erhaltenen Verzeichnisse der Rechnungsprüfung des Schatzamtes am englischen Hof aus, wodurch Einblicke in diese Zeit gegeben werden, die sonst durch die spärliche historiographische Quellenüberlieferung nicht möglich wären.

Etwas knapp fällt dagegen das Kapitel über die Bewertung Heinrichs nach seinem Tod bei seinen Zeitgenossen und durch die Jahrhunderte bis in unsere Zeit hinein aus („Ein Fürst in Deutschland“). Zwar werden hier die großen Linien der Entwicklung des Heinrich-Bildes souverän gezeichnet, und auch mit Kritik an der Forschung vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird nicht gespart. Gerade wegen dieser dezidierten Positionen des Verfassers und wegen der unterschiedlichen und nicht immer geglückten Versuche der Inanspruchnahme Heinrichs im Lauf der Zeiten hätte man sich diesen Abschnitt aber gern noch etwas ausführlicher gewünscht.

Das Buch ist an jeder Stelle eine angenehme Lektüre. Dabei gelingt es Ehlers, der guten Lesbarkeit nicht die Wissenschaftlichkeit zu opfern; der Anmerkungsapparat ist dezent, aber vollständig und – fast überflüssig zu erwähnen – immer auf der Höhe der Forschung. Es kommt nicht allzu häufig vor, dass eine historische Studie für Laien wie für Fachleute gleichermaßen mit Gewinn und mit Vergnügen zu lesen ist. Auf das hier zu besprechende Buch trifft dies vollkommen zu. Ehlers ist damit gelungen, eine historische Biographie zu schreiben, die den neueren Meisterwerken der Gattung – wie Michael

Clanchys Buch über Abaelard oder dasjenige Jacques Le Goffs über Ludwig den Heiligen – getrost an die Seite gestellt werden kann.

Thomas Scharff

Dirk Rieger, *Die Alte Wiek. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig* (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 12). Rahden / Westfalen: Verlag Marie Leidorf GmbH 2007, 120 S., 35 Abb., 31 Tafeln, 49,80 €

Nachdem sich das Übergewicht stadttarchäologischer Grabungs- und Veröffentlichungstätigkeiten bisher auf die westlich der Oker gelegenen Teile des historischen Braunschweig bezogen hatte, findet in Riegers als Bamberger Magisterarbeit erfolgter Bearbeitung eines Teils der Schlossparkgrabungen (April bis Dezember 2004) nun die mit der Ersterwähnung Braunschweigs von 1031 verbundene Altwiek endlich auch die lange vermisste Berücksichtigung. Behandelt wird die westliche Seite der Friesenstraße am östlichen Rande des jetzt beseitigten Schlossparks, welche hier das südliche Endstück der frühmittelalterlichen Bardowicker bzw. Lüneburger Altstraße im Braunschweiger Stadtgebiet bildete.

Neben der Frage nach Resten der ehemaligen Stadtbefestigung im südöstlichen Bereich des Weichbildes Hagen und mittelalterlicher Siedlungsresten dort galt das archäologische Interesse auch womöglicher frühmittelalterlicher Besiedlung im nördlichen Randgebiet der Altenwiek, um weiteres Licht in die frühstädtischen Strukturen dieses schon lange als früher Handelsplatz bei St. Magni angesehenen Wik-Ortes zu bringen. Die daran geknüpften Erwartungen sind – wie Riegers Arbeit zeigt – sogar noch übertroffen worden.

Einleitend folgt auf die knappe Einführung in das Grabungsumfeld sowie in die örtliche archäologische Forschungsgeschichte und in die historische Entwicklung Braunschweigs bis 1200 eine kurze Schilderung des Grabungsverlaufs im Bereich der geplanten Baugrube des ECE-Centers sowie der Grabungsmethodik und der Fundbearbeitung. Drei umfangreiche Kapitel über die Befunde und ihre Interpretation, über insbesondere das siedlungskeramische Fundmaterial und schließlich über seine Datierungsproblematik machen den Kern der Bearbeitung aus. Als wissenschaftliches Resultat werden vier Phasen unterschiedlicher Nutzung des Grabungsgeländes zwischen dem ausgehenden 10. bis beginnenden 11. Jahrhundert und dem Ende des 12. Jahrhunderts herausgearbeitet. Diesem Ergebnis ist von historisch-siedlungsgeographischer Seite uneingeschränkt zuzustimmen – gleichzeitig ein überzeugendes Beispiel interdisziplinärer Forschungsarbeit!

Erfasst die früheste dieser Phasen nur eher vereinzelte Siedlungsspuren (Grubenhäuser, Feuer- und Herdstellen), die wohl mit dem Dorf östlich der späteren Magnikirche in Verbindung zu bringen wären, so spiegelt die zweite in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erkannte intensive Siedlungstätigkeit die früher schon siedlungsgeographisch erforschte (planmäßige) Einrichtung des Wik-Ortes und der Kirche (1031) bzw. dessen kurze Blütezeit unübersehbar deutlich wider. Der „radikale Abbruch des Siedlungsgefüges“ (S.75) und des nun einsetzenden Garten- und Ackerlandes an seiner Stelle während der dritten Phase zwischen dem späten 10. und dem 12. Jahrhundert gehen augenscheinlich einher mit dem Niedergang der Handelsfunktion in der Altenwiek und ihrer Verlagerung auf die Westseite der Oker am Kohlmarkt. Die letzte Phase schließlich wird bestimmt durch die neuen Befestigungsanlagen Heinrichs des Löwen (Dendrodatierung zu 1178): Es wurden flächig sandige Planierschichten aufgetragen, auf denen erst später

seit dem 13. Jahrhundert neue Bebauung zu entstehen begann. Die archäologischen Grabungsergebnisse dokumentieren diesen Strukturwandel in sinnfälliger Weise.

Das methodische Vorgehen der Arbeit bedient sich vor allem bei der Deutung und Interpretation der baulichen Reste auch umfangreicher überlokaler Vergleiche ähnlicher Befunde. Es gelang u. a., für Braunschweig als archäologisches Novum einen bisher hier nicht bekannten Haustyp in Pfosten-Schwellriegel-Konstruktion aufzuzeigen. Beachtlich ist zudem die subtile Analyse des keramischen Fundmaterials mit der Aufstellung eines eigenständigen Chronologiesystems, welches im Einklang mit mehreren dendrochronologischen Datierungen schließlich die Phasengliederung und den Nutzungswandel des Geländes überhaupt klar herauszuarbeiten erlaubte. Schließlich ist neben den hilfreichen Abbildungen im Text zu verweisen auf den umfangreichen Katalog-Teil der Arbeit sowie auf die reichhaltige Ausstattung mit Plänen und Profilen der Grabungsschnitte und selbstverständlich auf die Tafeln mit den Abbildungen der keramischen und sonstigen Funde. Es wird dem interessierten Leser das Verständnis der Materie dadurch ebenso leicht gemacht, wie er das Zustandekommen der spannenden Ergebnisse gut nachvollziehen kann. Die frühe Stadtgeschichte ist mit dieser Arbeit wirklich bereichert worden.

Ohne Einschränkung wird dieser neue Beitrag zur Braunschweiger Stadtarchäologie erfreut begrüßt – zumal was die Altewiek betrifft, wo nach der Grabung an der Ritterstraße von 2006 ja vielleicht bald weitere für die Stadtgeschichte bedeutsame neue Erkenntnisse zu erwarten sind.

Wolfgang Meibeyer

Die Reichschronik des Annalista Saxo. Hg. von Klaus Naß (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores 37). Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2006, XXIX, 752 S., 125 €

Seinem im Jahre 1996 vorgelegten Buch über den Annalista Saxo und die sächsische Geschichtsschreibung im 12. Jahrhundert (s. Brsg. Jb. 1997, S. 305) lässt Klaus Naß jetzt die Edition der Chronik bei den Monumenta Germaniae Historica in der Serie der Scriptores folgen, deren königliches Folio seit dem Band 34 von 1980 durch ein handhabbareres, aber immer noch stattliches Quart ersetzt ist. Auf den Tisch bekommt der Leser ein nicht nur in der Ausstattung hochwertiges Buch. Dass er auch einen nach Textkonstituierung, Kommentierung und Erschließung exzellenten Band vor sich hat, versteht sich bei dem wissenschaftlichen Rang des Herausgebers von selbst. Die Edition ersetzt diejenige von Georg Waitz in den Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Bd. 6, Hannover 1844 (Nachdruck Stuttgart 1980), S. 542–777.

Der überlieferte Text der Chronik, deren anonymen Verfasser man seit der Editio princeps Johann Georg von Eckharts (1723) als Annalista Saxo bezeichnet, umfasst den Berichtszeitraum von 741 bis 1139. Möglicherweise reichte das ursprüngliche Werk bis zum Jahr 1142. Seinem Inhalt nach ist es die Geschichte des aus dem karolingischen Reich hervorgegangenen regnum Teutonicum. Eine dezidiert prosächsische Sicht eignet dem Autor nicht. Die zahlreichen sächsischen Nachrichten, die das Werk gerade auch für die niedersächsisch-braunschweigische Geschichte so bedeutsam sein lassen, rühren daher, dass in ihm viele in Altsachsen entstandene Werke verarbeitet sind. Davon sind heute neun verloren, unter anderem die Paderborner Annalen oder die Annalen aus dem Kloster Nienburg (Saale).

Der Annalista Saxo ist ein Kompilator großen Stils. Ausgeschrieben hat er 39 historiographische Werke, 25 Briefe, elf Heiligenviten, sieben Urkunden, vier kanonistische Texte, drei Bischofs-Königs-Papst-Kataloge und zwei Gedichte. Das Grundschema seiner

Darstellung bilden das Itinerar und die Regierungshandlungen der Herrscher. Nach der Sammlung seiner Vorlagen hat der Verfasser sich um deren möglichst genaue chronologische Einordnung und um exakte Titulaturen, um die Nachweise der Amtssitze von Klerikern und um die Herkunftsnamen der Adeligen bemüht. Sein Ziel war eine möglichst umfassende Information. Bei der Formulierung fügte er ganze Sätze aus den Vorlagen zusammen oder bildete aus vorgefundenen Satzteilen diverser Quellen neue Sätze. Das Arbeitsverfahren bezeugt keineswegs eine mangelnde Durchdringung des Stoffes. Vielmehr ist der Verfasser bemüht, durch möglichst wortgetreue Wiedergabe seiner Vorlagen deren Wahrheitsgehalt zu bewahren. Die Arbeitsweise des Verfassers wird vom Editor durch die Verwendung verschiedener Drucktypen sichtbar gemacht: Entlehnungen aus überlieferten oder aus verlorenen Vorlagen werden in Petitdruck dargeboten. Gesperrter Petitdruck macht Abweichungen gegenüber den Vorlagen kenntlich. Normal gedruckt sind Textstellen, für die keine Vorlagen ermittelt werden konnten.

Bekannt ist die Chronik für ihre genealogischen Exkurse, die zum Teil bereits in einigen ausgeschriebenen Werken, so vermutlich in den (verlorenen) Nienburger Annalen, enthalten gewesen sein dürften. Sie finden sich zum Beispiel zu dem hochadeligen sächsischen Verwandtenkreis Bischof Suitgers von Bamberg, des nachmaligen Papstes Clemens II. (ad a. 1040, S. 383), zu den Querfurtern und zu den Vorfahren Lothars von Süpplingenburg (ad a. 1009, S. 311), zu den Brunonen (ad a. 1038, S. 377), Askaniern (ad a. 1130, S. 592), Stadern (ad a. 1056, S. 398, ad a. 1124, S. 582) oder Northeimern (ad a. 1101, S. 503 f.). Für die Königsherrschaft Lothars III. ist die Chronik die wichtigste erzählende Quelle aus den sächsischen Landen. Als Abfassungszeit haben die Jahre zwischen 1148 und kurz nach 1152 zu gelten.

Hinsichtlich des Verfassers bleibt der Herausgeber wie schon in seinem Buch von 1996 vorsichtig. Nach den vielen ausgeschriebenen Vorlagen zu urteilen, arbeitete der Chronist mit Sicherheit im östlichen Sachsen, und zwar wegen der Vielzahl der von ihm konsultierten Werke in mehreren Stifts- und Klosterbibliotheken von Magdeburg bis Ilsenburg und Hildesheim. Eine Identität mit dem Abt Arnold von Berge und Nienburg hält Naß für nicht gesichert und eher unwahrscheinlich.

Für die Mediävistik und die Landesgeschichte ist die Neu-Edition ein Gewinn, für den sie dem Editor zu großem Dank verpflichtet sind.

Wolfgang Petke

Peter Przybilla (†), *Die Edelherren von Meinersen. Genealogie, Herrschaft und Besitz vom 12. bis zum 14. Jahrhundert*, aus dem Nachlass hg. von Uwe Ohainski und Gerhard Streich (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 236) Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2007, 727 S., Stammtafel und Karten, 49 €

Die Edelherren mit dem Herkunftsnamen von Meinersen spielten im Mittelalter im Gebiet zwischen Aller und Harz eine bedeutende Rolle, ihr Wirken lässt sich zwischen 1150 und 1350 verfolgen. Bislang hat man sich in dem knappen Abschnitt bei Claus-Peter Hasse, *Die welfischen Hofämter und die welfische Ministerialität*, 1995, S. 87–96, zusammenhängend über sie informieren können. Nun ist eine monumentale Monographie über das Geschlecht erschienen, die in den Siebziger und Achtziger Jahren an der Universität Göttingen bei Hans Goetting erarbeitet wurde und die als Dissertation gedacht war. Der Verf. verstarb im Jahr 2001. Der Entschluss der Historischen Kommission, die Arbeit, obwohl unvollendet, posthum zu publizieren (es fehlen drei der vorgesehenen Kapitel sowie Einleitung und Zusammenfassung), ist sehr zu begrüßen. Der Autor hatte ein durchaus

druckreifes Manuskript hinterlassen und immerhin die bis 1990 erschienene Forschungsliteratur noch einarbeiten können. Dennoch war der Weg vom Manuskript zum Buch ohne Mithilfe des Autors weit und steinig. Den Herausgebern gebührt großer Dank.

Wer sich in das Buch vertieft, kann sofort feststellen, dass hier landesgeschichtliche „Grundlagenarbeit“ auf höchstem Niveau geboten wird. Der Autor kann sich auf eine breite Quellengrundlage stützen, nämlich auf Lehnverzeichnisse und eine Vielzahl von Urkunden, die er in der gedruckten Überlieferung und in Empfängerarchiven akribisch ermittelt hat. Anders als die Edelherren von Warberg haben die von Meinersen kein Hausarchiv hinterlassen. Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert; P. hat sich dabei – wie andere Autoren auch – eng an das Werk von Wolfgang Petke über die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg von 1971 angelehnt.

Im ersten Teil „Genealogie und Verwandtschaft“ (S. 15–235) führt P. die Edelherren in ihren acht Generationen in eingehenden biographischen Artikeln vor. Es handelt sich um einen relativ überschaubaren Kreis von mindestens 43 Personen, darunter 13 Frauen. Bei den Männern begegnet der Name Luthard als Leitname in fast jeder Generation (auch bei Brüdern). Seit Luthard III. sind Siegel der Edelherren, nämlich Wappensiegel mit geschachtem Schild, überliefert, die von P. soweit wie möglich erfasst und jeweils eingehend beschrieben werden (eine Nachzeichnung des ältesten überlieferten Siegels von 1235 befindet sich auf dem vorderen Buchdeckel; vgl. auch Marnetté-Kühl, *Mittelalterliche Siegel der Urkundenfonds Marienberg und Mariental*, 2006, S. 354 ff. mit Abb.). Besonders ergiebig sind die Lebensläufe der dem geistlichen Stand angehörenden Vertreter des Geschlechts wie Burchard I. (Nr. 16), Bernhard I. (Nr. 24) und Bernhard II. (Nr. 32), die in den Domkapiteln von Halberstadt, Magdeburg und Hildesheim zu Dignitären aufstiegen (vgl. Übersicht S. 216 ff.). Einen eigenen Exkurs mit bislang unedierte Quellen bietet P. zur Stiftung der Annenkapelle im Kreuzgang des Hildesheimer Doms durch Bernhard I. († 1311) (S. 139 f., S. 597–605). Von den 13 Frauen des Geschlechts traten die meisten in den geistlichen Stand, allein sechs gehörten dem Stiftskapitel von Quedlinburg an, drei von ihnen wurden dort zu Dekaninnen gewählt. Zusammenfassend stellt P. fest, dass das biologische Potenzial der Familie zwischen 1230 und 1300 am größten war und späte Heiraten charakteristisch waren (standesgemäße Ehepartner zu finden, war schwierig). Die generative Schwäche des Hauses in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verbunden mit Todesfällen zur Zeit der großen Pest ließ das Geschlecht aussterben.

Im zweiten Teil „Die Edelherren von Meinersen von ihren Anfängen bis zur Aufgabe der Herrschaft (1142–1353)“ (S. 237–374) wird die im weitesten Sinne politische Geschichte der Edelherren aufgerollt, ein anspruchsvolles Vorhaben, das dem Autor glänzend gelungen ist (wozu auch der fein gewebte Anmerkungsapparat beiträgt, der den Haupttext nicht beschwert sondern entlastet). P. wartet auch in diesem Teil mit einer Fülle neuer landesgeschichtlicher Ergebnisse und Präzisierungen auf. So kann er z. B. nachweisen, dass der seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts bezugte herzoglich-lüneburgische Amtssitz in Meinersen nicht auf die namengebende Burg der Edelherren auf der Ostseite der Oker zurückgeht, sondern auf eine zweite westlich der Oker von den Herzögen errichtete Burg zurückzuführen ist (S. 245 ff.). Der Autor zeigt in seinen Ausführungen, wie sich die Edelherren im Kräftespiel zwischen den Bischöfen von Hildesheim und den welfischen Herzögen behaupteten und ihre Position ausbauten. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts verlagerten sie ihre Aktivitäten in den Raum des Nordwest- und Westharzes (Bürgen Lutter und Grubenhagen), waren aber gleichzeitig auch im Raum zwischen Aller und Ohre in Berührung mit den brandenburgischen Markgrafen und den Erzbischöfen von Magdeburg präsent (Burg Alvensleben).

Der dritte und letzte darstellende Teil hat „Besitz und Herrschaftsrechte“ (S. 375–462) zum Gegenstand und behandelt nacheinander Grundbesitz, Zehnten, Vogteien und Patronate, Zinse, Zoll und Salzrechte, Burgen. Die Nachweise sind im einzelnen in den Anhängen des vierten Teils ausgebreitet, vor allem im alphabetisch nach Orten geordneten Besitzverzeichnis (S. 463–547). Neben den Urkunden sind die Lehnsvverzeichnisse der Edelherren, deren älteres in die Jahre 1218/19 und deren jüngeres in die Jahre 1278/80 datiert werden kann, eine herausragende Quelle. Diese Aufzeichnungen sind sehr frühe Beispiele ihrer Gattung. (Der Hg. Uwe Ohainski hat in Anhang 3 dankenswerterweise eine Neuedition auf der Grundlage der Sudendorfschen Drucke erarbeitet, S. 573–596). P. stuft die in den beiden Lehnsvverzeichnissen genannten Besitzstücke in der Hauptsache als Eigengut ein (700–800 von 900 Hufen). Ähnliche Verhältnisse hatte schon Petke für die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg vermutet. Gegen Ps. Einschätzung ist einzuwenden, dass die Verzeichnisse der Herren von Meinersen deren Hufen nur als Aktivlehen aufführen, zu einer sicheren Aussage also nicht zu gelangen ist. Bedenklich stimmt, dass bei den Grafen von Regenstein, die ebenfalls frühe Lehnsvaufzeichnungen mit genaueren Angaben über Besitzqualität und Provenienz ihres Gutes hinterlassen haben, der Anteil an Eigengut nur etwa 20 % ihres Hufenbesitzes beträgt, der Rest sind Passivlehen (s. Fenske/Schwarz, Das Lehnsvverzeichnis Graf Heinrichs I. von Regenstein, 2000, S. 165). Einer ähnlichen Präponderanz des Lehnsguts vor dem Eigengut begegnen wir, hier schon weniger erstaunlich, auch bei Adelsfamilien ministerialischer Herkunft im 13. Jahrhundert (a. a. O., S. 167). Sollte es bei den Herren von Meinersen wirklich so anders gewesen sein? Überhaupt ist zu fragen, ob Lehnvbücher gleich Urbaren so ohne weiteres als Quelle zur Besitzgeschichte ihrer Urheber interpretiert werden dürfen. Die Verfügungsgewalt der Edelherren über ihre Hufen als Lehnsherren war jedenfalls sehr begrenzt, die Erträge gingen an die Vasallen und die Lehen wurden als erblich betrachtet. Allenfalls bei Fälligkeit der Lehnware hatte der Lehnsherr Gewinn. Kommt es bei der Auswertung von Lehnvbüchern nicht vielmehr auf die vasallitischen Bindungen an? Was man unter diesem Gesichtspunkt aus Lehnvbüchern herausholen kann, hat Fenske gezeigt (a. a. O., S. 208 ff., 325 ff.). P. selbst hat für die Herren von Meinersen eine Tabelle aller ihrer Vasallen erstellt, die eine vorzügliche Grundlage für weitere Forschungen darstellt. Er konnte 175 Lehnsvnehmer vor allem aus welfischen, bischöflich-hildesheimischen und -halberstädtischen Familien ermitteln, auch aus Bürgerfamilien Braunschweigs und Goslars.

Es versteht sich von selbst, dass dem Band eine Stammtafel des Edelherrengeschlechts beigegeben ist; sie ersetzt die Genealogie in den Europäischen Stammtafeln (NF XVII. bearb. von Schwennicke, 1998, Tafel 146 und 147). Besonders willkommen sind die Karten am Ende des Buches, die Ohainski auf der Grundlage von Ps. Entwürfen ausgearbeitet hat. Sie zeigen den Aktionsradius der Edelherren und bieten insbesondere für das Gebiet des späteren lüneburgischen Amtes Meinersen und für die Landschaft Papenteich wertvolle Orientierungshilfen (Karten 8–10).

P. hat seinen Gegenstand nach allen Regeln der Kunst ausgeleuchtet und damit der hiesigen Landesgeschichte einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Das Buch wird trotz der verspäteten Veröffentlichung seine Wirkung tun. Es lenkt im übrigen den Blick auf andere Geschlechter der Region, denen man ähnlich tiefeschürfende Untersuchungen wünschen würde, allen voran die Edelherren von Warberg. Solche Untersuchungen müssen nicht in der gleichen umfassenden Weise vorgenommen werden wie bei den Herren von Meinersen, schon mit der Bearbeitung einzelner Aspekte wäre viel gewonnen. So sei zum Abschluss noch angemerkt, dass die Herren von Warberg Lehnsvaufzeichnungen aus der

Zeit um 1300 hinterlassen haben, die im Original erhalten sind und die eines Editors immer noch harren (Staatsarchiv Wolfenbüttel, VII A Hs 64).

Ulrich Schwarz

Nathalie Kruppa und Jürgen Wilke (Bearb.), *Die Hildesheimer Bischöfe von 1221 bis 1398* (Germania Sacra, NF 46: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz, Das Bistum Hildesheim 4). Berlin-New York: Walter de Gruyter 2006, XIII u. 666 S., 1 Karte, 128 €

In der seit 1929 veröffentlichten Reihe „Germania Sacra – Historisch-statistische Beschreibung der Kirche des Alten Reiches“ ist ein neuer Band erschienen, der auch die braunschweigische Landesgeschichte betrifft. Auf den von Hans Goetting bearbeiteten ersten Band zu den Hildesheimer Bischöfen von 815 bis 1221 (1227), der 1984 publiziert worden ist, folgt nach 22 Jahren der zweite Band mit der Reihe der Hildesheimer Bischöfe von 1221 bis 1398, d.h. von Konrad II. von Erbach (?) (1221–1246/47) bis zu Gerhard von (Schalks-)Berge (1365–1398); die Bischofsreihe umfasst in 178 Jahren zehn, beziehungsweise mit zwei „Gegenbischöfen“ zwölf Personen. Im Geleitwort von H. Flachenecker und Th. Scharf-Wrede wird mit Bezug auf die Planung dieses Bandes im Jahre 1998 festgestellt, dass „eine, neuen Fragestellungen offene Forschung zur mittelalterlichen Kirchengeschichte – weit entfernt von etwaigen konfessionellen Vorgaben – in Niedersachsen einen nicht unerheblichen Nachholbedarf“ (S. VII) besaß. Dieses Buch ist zwar eine Fortsetzung des von Goetting bearbeiteten ersten Bandes, der zu einem allgemein anerkannten Standardwerk geworden ist, doch wird „auch der in mancherlei Hinsicht ‚andere‘ Ansatz des vorliegenden Buches, des ersten (Teil-)Bandes der spätmittelalterlichen Hildesheimer Bischöfe“ (S. VII) betont; der zweite Teilband wird bis 1502 reichen.

Der Band ist formal und inhaltlich eingebunden in die Vorgaben der *Germania Sacra*, hier also Darstellung von Territorialgeschichte in der chronologischen Reihung von Bischofsbiographien. Die Bearbeiterin N. Kruppa hebt einleitend hervor, dass für den behandelten Zeitraum von fast zwei Jahrhunderten die Herausbildung des Hochstifts Hildesheim fundamental gewesen ist. Die Bischöfe waren „regional bedeutende Territorialherren, die sich in permanenten Kämpfen mit ihren größten Konkurrenten, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg, befanden“ (S. X). Ein besonderes Interesse findet auch „die persönliche Entfaltung der Bischöfe und ihre Frömmigkeit“ (S. X).

Auf das umfangreiche Verzeichnis der Quellen und der Literatur (s. S. 1–34) folgen in zeitlicher Reihung zwölf Bischofsbiographien: Konrad II. von Erbach (?) (1221–1246/47 resigniert, † 1248/49), Heinrich I. von Rusteberg (1246–1257) mit Hermann von Gleichen (1246–1250), Johannes I. von Brakel (1257–1260), Otto I. von Braunschweig-Lüneburg (1260–1279), Siegfried II. von Querfurt (1279–1310), Heinrich II. von Wohldenberg (1310–1318), Otto II. von Wohldenberg (1319–1331), Heinrich III. von Braunschweig (1331–1363) mit Erich von Schaumburg (1331–1350/51), Johannes II. Schadland, OP (1363–1365) und Gerhard von (Schalks-)Berge (1365–1398). Die beiden „Gegenbischöfe“ Hermann von Gleichen und Erich von Schaumburg finden also jeweils im Kapitel ihres siegreichen Kontrahenten Berücksichtigung (s. S. 137–145 und S. 389–458). Unter dem Gesichtspunkt der braunschweigischen Landesgeschichte ist es erwähnenswert, dass Bischof Otto I. von Braunschweig-Lüneburg (1260–1279) ein Sohn Herzog Ottos des Kindes von Braunschweig-Lüneburg († 1252) war und dass Heinrich III. von Braunschweig (1331–1363) der Sohn Herzog Albrechts II. des Fetten von Braunschweig († 1318) war.

Die einzelnen Viten der Bischöfe sind, mit kleinen Variationen, nach dem folgenden Bearbeitungsschema rekonstruiert worden: Herkunft und Familie, Bildung und Laufbahn, Wahl und Weihe, Verhältnis zum päpstlichen Stuhl, Verhältnis zu König und Reich, Verhältnis zum Metropolit, Tätigkeit als Ordinarius, Tätigkeit als Landesherr, Innenpolitik und Finanzen, Außenpolitik, Tod und Bestattung, Nachrichten in Literatur und Verehrung. Die Darstellung des Doppelpontifikats von Bischof Heinrich III. von Braunschweig und Bischof Erich von Schaumburg (1331–1350/51, s. S. 397–410) wird allerdings teilweise aus diesem Schema herausgelöst, damit „diese Phase der Ereignisse (...) zusammenhängend dargestellt“ (S. 398) werden kann.

Der Anlage des Werkes entsprechend gibt es keine Zusammenfassung. Ein Register der Personen und Orte ist beigelegt (s. S. 605–666), ferner eine Karte der „Klöster und Stifte im Bistum Hildesheim bis 1398“.

Der Hinweis im Register unter „Osnabrück“ auf „Bf s. Konrad“ (S. 652) ist wenig hilfreich, denn man findet ihn dort unter den 94 Einträgen zu „Konrad“ nur mit Mühe unter „v. Veltberg“ (S. 643). – Der Vorgängerband von H. Goetting ist nicht „1980“ (S. IX im Vorwort), sondern erst 1984 erschienen. – Im Titel von K. Eubel, *Hierarchia catholica*, muss es statt „pontificium“ (S. 19) richtig „pontificum“ heißen.

Das überzeugende Ergebnis einer imponierenden Arbeitsleistung verdient Beachtung und wird sicherlich die ihm gebührende Anerkennung als Standardwerk finden.

Goswin Spreckelmeyer

Friedhelm B i e r m a n n, *Der Weserraum im hohen und späten Mittelalter. Adelsherrschaft zwischen welfischer Hausmacht und geistlichen Territorien* (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 49). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2007, 800 S., 49 €

Mit dem Ziel, „zwischen Minden und Münden, Teutoburger Wald und Leinegraben sowie im von Werra, Fulda und Diemel gebildeten Gebietsdreieck die landesherrschaftliche Territorienbildung mit ihrem Zenit im Spätmittelalter zu analysieren“, die „in der Folgezeit in einen erneuten Konzentrationsprozeß“ mündete, „der wie allerorten im Reich auch an der Weser den Aufbruch aus dem mittelalterlichen in den föderalistisch strukturierten modernen Staat einleitete“ (S. 9), machte sich der Verfasser an ein doch schwieriges Unternehmen und kam zu dem Schluss, dass einerseits der „Territorialstaat, dessen Grundlagen sich aus den am Ende des 12. Jahrhunderts entwickelten Frühformen im wesentlichen zwischen 1250 und 1350 ausbildeten“, „eine neue Ordnung“ stiftete, „die bis ins 19. Jahrhundert hinein Bestand hatte“ und andererseits „nach [dem] Abebben“ „einer „wahre[n] Territorialisierungswelle“ „um 1400, der ein rigoroser Verdrängungs- und Konzentrationsprozeß vorausgegangen war“, „die weitere Territorienbildung nahezu ausschließlich in den Händen von Fürstenhäusern“ lag (S. 703, 704).

In der Einführung (S. 11–38) geht der Verfasser zurück bis in die Karolingerzeit, um Grundlinien der weiteren Entwicklung aufzuzeigen; im zweiten Teil zur „Machtverteilung in der Weserregion bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts“ (S. 39–85) stellt er Reichsfürsten, Grafen und Edelherren als „Nutznießer einer zerfallenden Zentralgewalt“ vor und beschreibt „Einflußbereich und Machtgrundlagen der sächsischen Herzöge“ von den Liudolfingern bis zu Heinrich dem Löwen und auch das Ende des Herzogtums Sachsen. Im dritten Teil widmet er sich der Veränderung der „politische[n] Landschaft an der Weser ... um 1180“ (S. 86–439), geordnet nach sich an Flussläufen, Flussabschnitten, Bergzügen und einem Binnenmeer orientierenden vier geografischen Räumen, zunächst den Adelsfamilien und dann den zur Verfügung stehenden und angewandten „Mittel und

Wege zur Bildung der neuen Territorien“, den – bekannten – „herrschaftsbildende[n] Basiselemente[n]“. Im vierten Teil geht es um „Selbstbehauptung und Bestand“ (S. 440–661) des Adels „im Kampf“ gegen geistliche (Erzbischöfe von Mainz und Köln sowie Bischöfe von Hildesheim, Paderborn und Minden, aber auch die Äbte von Corvey und Herford) und weltliche (Askanier und Welfen) Fürsten; dies bestehen nach „Verdrängungswelle“, „Konzentrationsprozeß“, „Dynastensterben“ und „Machtverzicht“ nur wenige Adelsfamilien. In den „Ergebnisse[n]“ (S. 662–704) werden abschließend Linien bis zur Gegenwart gezogen. Im sechsten Teil „Anhänge“ (S. 705–717) sind die untersuchten Adelsfamilien in nach Jahrhunderten geordneten Übersichten aufgelistet wie auch die herausgearbeiteten „Ursachen für Abstieg, Machtverlust und Herrschaftsverzicht im untersuchten Weserraum“. Den Band beschließt nach Abkürzungen (7.), Quellen- (8.) und Literaturverzeichnis (9.) das Orts- und Personenregister (10.), anhand dessen man sich zu den einzelnen Adelsfamilien in der umfangreichen Untersuchung zurechtfinden kann. (Die welfischen Herzöge sind unter dem Stichwort ‚Welfen‘ zusammengefasst.)

Im später braunschweigischen Weserbereich agierten nach der Absetzung Heinrichs des Löwen als Herzog von Sachsen neben anderen Kräften die Grafen von Everstein und die Edelherren von Homburg; letztere „schluckten“ Mitte des 14. Jahrhunderts schon die Edelherren von Hohenbüchen, bevor ihre Herrschaftsbereiche Anfang des 15. Jahrhundert welfisch wurden. Die 1235 rehabilitierten und seitdem wiedererstarkten Welfen wiederum standen als Herzöge von Braunschweig im Ringen mit Adeligen um Herrschaftsübernahmen zugleich in Konkurrenz mit anderen weltlichen und geistlichen Fürsten und hatten sich mit diesen zu arrangieren oder gegen sie durchzusetzen. Obwohl mit Adel und Fürsten durchaus eine Rangfolge intendiert ist, werden in den abschließenden Übersichten welfische Fürstentümer mit Grafschaften und Herrschaften gleichrangig behandelt. Zu ergänzen wäre bei der unter territorialer Städtepolitik (3.2.2.2) angeführten Welle neuer Mittel- und Kleinstädte (S. 228 f., s. auch S. 106) noch die 1255 von den Edelherren von Homburg gegründete Stadt Stadtoldendorf; die Gründungs- und Privilegierungsurkunde liegt seit 2002 gedruckt vor.

In den geografischen Räumen wird Nebeneinander und Konkurrenz von Adelsfamilien – auch innerhalb einzelner Familien – aufgezeigt, weniger ein Miteinander. Die Darstellung zeigt, dass die Bindung des Adels an die Fürsten vorrangig blieb. Ein Blickwinkel „von oben“ herrscht so vor. Der Versuch, in die Knäuel spätmittelalterlicher Herrschaftsinteressen ordnende und weit vorausschauende zielgerichtete Strukturen zur Herrschaftsbildung – ich vermeide bewusst den Begriff ‚Territorialisierung‘ – zu bringen, hat immer wieder die dagegen laufenden Brüche aufgrund persönlicher und biologischer Komponenten aufzufangen und zu berücksichtigen. Friedrich Biermanns breit angelegte Untersuchung geht, wenn es mit den Protagonisten zusammenhängt oder für diese als wesentlich angesehen wird, auch über den oben umrissenen Weserraum hinaus, so dass auch im Braunschweigischen diese Arbeit zur Kenntnis zu nehmen ist.

Gudrun Pischke

Ute Maria E t z o l d, Die Buchbinder und ihr Handwerk im Herzogtum Braunschweig von den Gildegründungen unter Herzog August bis zum Ersten Weltkrieg 1651 bis 1914 (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 43). Braunschweig: Appelhans Verlag 2007, 432 S., 18 Abb., 29,80 €

Zu den mittlerweile in ihrer traditionellen Form vom Aussterben bedrohten Berufsständen gehört der des Buchbinders. Längst überschreitet die Zahl der Arbeitnehmer in der maschinellen Fertigung die in den handwerklichen Betrieben um ein vielfaches, während

die alte Handwerkskunst in der Regel nur noch im Bereich des Kunsthandwerks, der Restaurierung, in Bibliotheken und Archiven gepflegt wird.

Vor diesem Hintergrund kommt der vorliegenden hannoverschen Dissertation besondere Bedeutung zu. Die Autorin, ursprünglich selbst gelernte Buchbinderin, befasst sich mit der Lebens- und Arbeitswelt dieses Berufsstandes in einem überschaubaren Territorium und über einen Zeitraum von gut 250 Jahren. Den Beginn gibt dabei das Jahr 1651 vor, in dem der bibliophile Herzog August d.J. von Braunschweig-Lüneburg den Buchbindern erstmals eine Landesgildeordnung gewährte; den Endpunkt bilden die gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg. Anhand der Biographien von etwa 700 Buchbindern gliedert die Autorin ihr Material nach den beruflichen Stationen als Lehrling, Geselle und schließlich Meister. Mit vielen Beispielen lässt sie die Lehrjahre, die Losschreibung, die Erfahrungen auf der Gesellenwanderung, schließlich die Meisterwerdung lebendig werden, und dies auf Basis eines außerordentlich reichhaltigen Quellenmaterials. Hierin liegt auch eine besondere Stärke der Arbeit, der jahrelanger Sammlerfleiß vorausging, bevor der Plan zu einer Präsentation der Ergebnisse im Rahmen einer Dissertation reifte.

Ihr Quellenmaterial hat die Autorin bei Forschungsaufenthalten in 48 Orten des In- und Auslandes zusammengetragen. Fündig wurde sie in nicht weniger als 114 Staats-, Stadt-, Innungs-, Unternehmens- und anderen Archiven, in Bibliotheken, Museen und sonstigen Sammlungen, die meisten in Deutschland, aber auch in der Schweiz, Dänemark, Frankreich, Ungarn und Österreich. Die akribische Auflistung der benutzten Archivalien wird weiterführende Forschungen sehr erleichtern. Eine der Hauptquellen waren die Geselleneinschreibebücher, in die sich die Gesellen, wenn sie auf der damals vorgeschriebenen Wanderschaft waren, mit ihren Lebensdaten, ihrer Herkunft und ihren Aufenthaltsorten eintrugen. Aber auch zwei der ansonsten selten erhaltenen Wanderbücher werden ausgewertet und bezeugen die erstaunlich weiten Tagesstrecken, die die Gesellen zurücklegten. Bewundernswert ist auch die Gründlichkeit, mit der Kirchenbücher durchgesehen wurden, um soziale Herkunft und Heiratskreise feststellen zu können. Dabei ertrinkt die Autorin aber nicht in der Fülle des Materials, sondern versteht es, ihre Funde gut strukturiert zu präsentieren.

Besonders spannend ist der Abschnitt über die Anfertigung der Meisterstücke, die teilweise heute noch erhalten sind und von der Autorin in der Herzog August-Bibliothek Wolfenbüttel, im Städtischen Museum Braunschweig, sogar in Antiquariaten identifiziert werden konnten. Ihre Beobachtungen zum Arbeitsstil einzelner Meister können für die Bestimmung weiterer unbekannter Einbände genutzt werden. Bei einigen Funden war es ihr möglich, die damaligen Urteile der Prüfungskommission dem tatsächlichen Arbeitsergebnis gegenüberzustellen. Im Falle des Buchbinders Conrad beispielsweise, dessen 1778 vorgelegter Kupferstichband von der Prüfungskommission hart kritisiert wurde, nimmt die Expertin das Werk rund 130 Jahre später noch einmal unter die Lupe und kommt trotz kleiner Mängel zu einem milderem Urteil. Da Fehler mit einer Geldstrafe an die Gildekasse ausgeglichen werden mussten, wurde damals wohl kaum ein Meisterstück als fehlerfrei befunden.

Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf den verwandtschaftlichen Zusammenhängen und Heiratskreisen. Die Autorin kann etliche Familien nachweisen, deren Angehörige über Generationen das Buchbinderhandwerk ausübten, beispielsweise die Wolfenbütteler Familie Eichhorn, bei der fast alle männlichen Mitglieder über sechs Generationen Buchbinder waren, insgesamt fünfzehn Personen. Vielen Gesellen wurde die berufliche Niederlassung erst durch die Heirat mit einer Meisterstochter oder -witwe ermöglicht. Die Heirat war oft eine Vorbedingung für die Erlangung des Bürgerrechts und damit

in zweiter Linie für den selbständigen Handwerksbetrieb. Zu Recht wird die große Bedeutung der Meistersfrauen gewürdigt, die ihren Ehemännern nicht nur bei der Führung des großen Haushalts mit Lehrlingen und Gesellen zur Seite standen, sondern in vielen Fällen nach dem Tod des Meisters die Betriebe mit Hilfe von Gesellen weiterführten, um sie für ihre Söhne zu erhalten. Es sollte aber noch bis 1925 dauern, bis in Braunschweig ganz offiziell der erste weibliche Buchbinderlehrling ausgebildet wurde.

Einen eigenen Abschnitt widmet die Autorin den Hofbuchbindern, von denen der wohl berühmteste Johann Jacob Selenka war (1801–1871). Im Revolutionsjahr 1848 nahm er als Delegierter des braunschweigischen Handwerks an den Handwerkskongressen in Hamburg und Frankfurt/Main teil und arbeitete maßgeblich am Entwurf einer deutschen Handwerker- und Gewerbeordnung mit. Seine kunstvolle Einbandgestaltung ist an vielen seiner Werke, die die Autorin in Museen, Bibliotheken und Archiven aufzufinden machen konnte, noch heute zu bewundern. Weitere Abschnitte behandeln die besondere Situation der Universitätsbuchbinder in Helmstedt sowie der Verlags-, Bibliotheksbuchbinder und Restauratoren.

Zusätzlich zu einem Personen-, Orts- und Sachregister wird das Buch durch einen umfangreichen biographischen Anhang beschlossen, in dem die Autorin in chronologischer Folge und geordnet nach 23 Orten im Herzogtum die ermittelten Buchbinder bzw. -witwen nebst Betriebsdauer und, wo es möglich war, auch mit Lebensdaten aufführt. Im Grunde hat sie hier schon den ersten Schritt zu einem biographischen Lexikon getan. Die Übersicht verdeutlicht, dass das Buchbinderhandwerk in erster Linie ein städtisches Handwerk war, so dass man erwartungsgemäß die größte Zahl in Braunschweig findet, gefolgt von Wolfenbüttel und der Universitätsstadt Helmstedt.

Die vorliegende Arbeit stellt somit einen wichtigen Beitrag für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Braunschweiger Landes dar. Sie würdigt einen Berufsstand, der in besonderem Maße mit der Bildungsgeschichte dieser Region verbunden war.

Silke Wagener-Fimpel

Wolfgang Meibeyer, Die Stadt Braunschweig im 18. Jahrhundert. Stadtbild und Grundbesitz in Braunschweig nach der Vermessung von Andreas Carl Haacke 1762 bis 1765. Braunschweig: Appelhans Verlag 2007, 160 S., Karten-Anhang, 28,50 €

Die Bürgerstiftung Braunschweig besteht seit fünf Jahren. Für ihr erstes Buchprojekt konnte sie den ehemaligen Lehrstuhlinhaber für Siedlungsgeografie, Prof. Wolfgang Meibeyer, gewinnen. Dieser hat in der vorliegenden Studie zwei bedeutende Quellen für die Braunschweiger Stadtgeschichte zusammengeführt, zum einen die Ergebnisse der frühesten kartographischen Erfassung von Grundstücken und Bebauung innerhalb der Stadt Braunschweig im 18. Jahrhundert durch den Ingenieur-Leutnant Andreas Carl Haacke, zum anderen die dazugehörigen, lange verloren geglaubten Listen der Grundstück- und Hauseigentümer. Im Zusammenschluss beider Quellen ergibt sich damit ein erstes Kataster der Stadt, eine Art „Braunschweiger Adressbuch von 1762/65“. Über ein Jahrhundert lang blieben Haackes Karten Grundlage für die städtische Verwaltung, ehe 1876 eine Neuaufnahme erfolgte, nicht zuletzt weil die Stadt sich nun beträchtlich über die Okerumflutgräben hinaus erweitert hatte.

In einer in sieben Kapitel gegliederten Einleitung geht der Autor zunächst auf frühere Vermessungen und Stadtpläne ein, bevor er das Braunschweig zur Zeit des Herzogs Carl I. schildert. Herzog Carl hatte die Vermessung der Stadt Braunschweig 1762 nicht nur selbst angeordnet, sondern sich auch persönlich um ihre Durchführung gekümmert. Die Grundstücke und deren Eigentümer sollten genau erfasst werden, um u. a. die Er-

hebung der Kostenbeiträge für die Gassenreinigung auf eine solide Grundlage stellen zu können.

In Kapitel 4 geht Meibeyer auf die von Haacke abgelieferten sechs „Risse“ (Distriktkarten) sowie auf die dazugehörigen tabellarischen Verzeichnisse (Repertorien) aller vermessenen Grundstücke ein. Die Stadt Braunschweig war seit 1758 nicht mehr in die mittelalterlichen 14 Bauerschaften gegliedert, sondern nun in sechs Distrikte (A–F). Von jedem Distrikt fertigte Haacke eine Karte der Gebäudegrundrisse an; Hofräume, Grünflächen, öffentliche Verkehrsräume wurden durch bestimmte Farben gekennzeichnet. In den dazugehörigen sechs Repertorien erfasste er registermäßig unter den Straßennamen die Eigentümer der Grundstücke, die Flächengröße sowie als Konkordanz zum Plan die Baublocknummerierung mit den Brandversicherungsnummern.

Abschließend beschäftigt sich Meibeyer mit der Person Haackes und würdigt sein Werk aus heutiger Sicht. Zu Recht betrachtet er die detaillierten Grundrisspläne als eine wichtige Basis für all diejenigen, die sich mit der historischen Sozialtopographie Braunschweigs beschäftigen möchten. Aber auch für den allgemein an der Geschichte der Stadt interessierten Leser ist das vorliegende Buch ein Gewinn. Die detailliert gezeichneten Karten erlauben einen vorzüglichen Blick auf die Bebauung der Stadt mit Innenhöfen, Grünflächen, Wasserläufen usw. Und das dazugehörige Register, welches gleichfalls als Faksimile abgedruckt ist, verschafft interessante Informationen über Braunschweiger Familien und ihre Wohnorte. Auch wenn lediglich die Familiennamen verzeichnet sind, erkennt man doch manchen sogleich wieder, wie den Hof Medicus und Professor am Anatomisch-Chirurgischen Institut Urban Friedrich Benedikt Brückmann, der Haackes Verzeichnis zufolge in der Langen Straße ein recht großes Grundstück besaß. Da die alte deutsche Handschrift aus Haackes Faksimiles sicherlich nicht jedermanns Sache ist, kann man sich doch dank Meibeyers alphabetisch zusammengestelltem Register der Familiennamen im Anhang gut zurechtfinden. Eine interessante Randnotiz ist sicherlich auch der Hofjude Alexander David wert, der in Haackes Verzeichnis gleich viermal als Grundstücks- bzw. Hausbesitzer auftaucht. Dieser hatte sich 1707 – unter dem Schutz des Herzogs stehend – als Kammeragent in Braunschweig niedergelassen und gilt als Begründer der zweiten jüdischen Gemeinde der Stadt. Er ist eigentlich der einzige, der in Haackes Register auch mit Vornamen genannt wird. Offensichtlich hatte er eine besondere Stellung in der Stadt inne, sodass hier die Nennung des Vornamens angebracht schien. Etwas verwirrend ist David in Meibeyers Register unter A (Alexander) und nicht unter D geführt, was sicherlich dem Prinzip der strikten Übertragung aus Haackes Eigentümerverzeichnis geschuldet ist, wo ansonsten nur Familiennamen aufgelistet sind.

Erika Eschebach

Ewa A n k l a m , Adelslegitimation und Fürstendienst. Gebhard Werner Graf von der Schulenburg-Wolfzburg (1722–1788). Ein Briefwechsel mit Friedrich II. von Preußen (Wolfburger Beiträge zur Geschichte und Kunstgeschichte 3). Wolfzburg: Konkol 2007, 80 S., Abb., 9,90 €

Es begann wie in einem Kriminalstück: mit der Suche nach einem Schatz. Als 1944 der Einmarsch der alliierten Streitkräfte bevorstand, verbarg Ursula, Gräfin von der Schulenburg-Wolfzburg, das Tafelsilber, Porzellan und nicht zuletzt wertvolle Manuskripte aus dem Familienbesitz in einem Versteck auf Schloss Neumühle in der Altmark. Erst im Herbst 2001 konnte dieser Schatz, darunter 250 Briefe aus dem Umkreis des preußischen Ministers Gebhard Werner von der Schulenburg aus den Jahren 1772 bis 1787, von dem Sohn der Gräfin, Dr. Günzel von der Schulenburg, gehoben werden. Durch Wasserein-

wirkung hatten die Dokumente schon erheblich gelitten, zu denen 50 Schreiben des Preußenkönig Friedrich II., verfasst von der Hand eines Sekretärs und mit eigenhändigen Korrekturen des Herrschers, gehörten. Die in Braunschweig tätige Historikerin Ewa Anklam gibt 27 besonders aussagekräftige Briefe in deutscher Sprache heraus und charakterisiert in einführenden Textteilen die Umstände ihrer Entstehung. Der von einer ständischen, patronalen Dienstauffassung erfüllte Graf G.W. von der Schulenburg verstand es, ein familiäres Netzwerk aufzubauen, das enge Kontakte zum regierenden Haus Braunschweig und zu Adelsfamilien des Fürstentums einschloss. Erbfolgen, Protektion und eine Heiratspolitik, die auch England einbezog, wurden für die Sicherung und Erweiterung des Familienbesitzes genutzt. Der König bevorzugte bei der Auswahl seiner engeren Mitarbeiter Angehörige bekannter Adelsgeschlechter, deren Loyalität und Pflichtbewusstsein er schätzte, so auch den 1776 zum Minister ernannten Schulenburg. Wenn Ewa Anklam das Wissen zu erfassen sucht, das zu jener Zeit „zum Fürstsein gehört“ (S. 28), so greift sie damit ein in ihrer Dissertationsschrift behandeltes Thema auf, die ebenfalls 2007 im Druck erschien: „Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg“. Schulenburg befasste sich besonders mit der Einrichtung einer Kreditanstalt für den durch den Siebenjährigen Krieg verarmten kurmärkischen Adel, was beim König auf lebhafteste Zustimmung stieß. Seine europäischen Beziehungen nutzend, sondierte der Graf vor Ausbruch des bayerischen Erbfolgestreits von 1778/79 das diplomatische Umfeld. Über den in der Korrespondenz erwähnten Besuch des russischen Großfürsten Paul in Berlin und Potsdam 1776 kann sich der Leser zusätzlich in dem Aufsatz von Hanno Strauß im „Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands“, Bd. 44 (1996, S. 65–90), informieren. Wer bisher Friedrich II. lediglich als indifferenten „Religionsspötter“ kennen gelernt hat, wird über seine mehrfach wiederkehrende Abschiedsformel in den Briefen an Schulenburg erstaunt sein: „Daraufhin bitte ich Gott, dass er Euch in Gesundheit erhalte und in Seine heilige Obhut nehme.“

Michael Schippan

Rostislav Jur'evič Danilevskij, G. È. Lessing i Rossija. Iz istorii rusko-evropejskoj kul'turnoj obščnosti [G.E. Lessing und Russland. Aus der Geschichte der russisch-europäischen Gemeinschaft]. Sankt-Peterburg: Dmitrij Bulanin 2006, 230 S., 28 €

Der in St. Petersburg am Sektor „Das Achtzehnte Jahrhundert“ des „Puschkinhauses“ (Institut für russische Literatur) tätige Literaturwissenschaftler Rostislav Danilevskij beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit den deutsch-russischen Literaturbeziehungen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. 1998 erschien seine Monographie über die Aufnahme der Werke Friedrich Schillers im Zarenreich. Hatte er 1967 eine erste Studie über Gotthold Ephraim Lessing und die russische Literatur vorgelegt, so fasst er jetzt nach jahrzehntelangen Studien, die ihn wiederholt in die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel führten, seine Forschungen zu diesem Thema in einer Monographie zusammen. Danilevskij zeigt, wie Werke Lessings, als erstes die Fabeln, ins Russische übersetzt wurden. Ebenso wie die Schrift König Friedrichs II. von Preußen über die deutsche Literatur (1780) wurde auch die Antwort des Abtes J.F.W. Jerusalem, in der sich die Leser erstmals über die Leistungen Lessings und anderer Schriftsteller des aufgeklärten Braunschweiger Kulturkreises informieren konnten, 1783 von dem Artillerieoffizier Andrej Meier ins Russische übersetzt. Nachdem im Mai 1772 Lessings Drama „Emilia Galotti“ in Braunschweig uraufgeführt worden war, wurde die 1784 erschienene russische Übertragung zur Grundlage für eine nahezu zweijährige Aufführungspraxis in Moskau. Die Übersetzung dieses bis 1793 in Russland aufgeführten Dramas aus der Feder des

wohl berühmtesten russischen Schriftstellers jener Zeit, Nikolaj Karamzin (1766–1826), wurde im Vergleich zum Original als „gefühlvoller“ angesehen. Ende der 1770er Jahre wurden auch die von Lessing herausgegebenen „Wolfenbütteler Fragmente“ in einer russischen Zeitschrift bekannt gemacht, obwohl der Boden für eine breite Rezeption der Aufklärungstheologie noch nicht bereitet war. Eine Übersetzung des „Nathan“ erschien allerdings erst 1868.

Lessing, in dessen Schaffen das Russland-Thema nur am Rande vorkam, wurde 1773 von Herzog Karl beauftragt, eine Anfrage des Philologen und Historikers Christoph Schmidt-Phiseldeck (1740–1801) zu beantworten, der einen Überblick über die „Rosica“-Bestände der Wolfenbütteler Bibliothek gewinnen wollte. Sein Nachfolger Ernst Theodor Langer hatte selbst als Erzieher der Söhne eines Grafen Černyšev im Zarenreich gewirkt. Dem Adelsrevolutionär Alexander Herzen war Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780) bekannt. In der Sowjetperiode wurde der in Wolfenbüttel wirkende Schriftsteller als Verkörperung der „demokratischen Strömung im deutschen Denken“ (S. 123) angesehen. Literaturwissenschaftler wie Vladimir Gric, Franz Schiller und Georgij Friedländer, die Lessings Eintreten für die gesellschaftliche Anerkennung der Juden hervorhoben, sahen sich selbst in der Stalin-Zeit Repressalien ausgesetzt. Rostislav Danilevskij bietet ein eindrucksvolles Panorama der direkten und mittelbaren Einwirkung Lessings auf das russische Geistesleben. Eine Übersetzung seines Buches ins Deutsche erscheint wünschenswert.

Michael Schippan

Cord-Friedrich Berghahn, Herbert Blume, Gabriele Henkel, Eberhard Rohse (Hrsg.), *Literarische Harzreisen. Bilder und Realität einer Region zwischen Romantik und Moderne* (Braunschweiger Beiträge zur deutschen Sprache und Literaturgeschichte 10). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2008, 382 Seiten, 56 s-w Abb., 29 €

Eine eingehende Geschichte der Darstellung des Harzes und seiner Landschaften in der Literatur fehlt bisher ebenso wie eine Geschichte der Harzer Literaten. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Die vielgestaltigen Szenerien, die territoriale Zersplitterung und die weiten Zusammenhänge der Hochliteratur, die Eindrücke aus dem Harz aufgenommen hat, lassen es ungleich schwerer werden, das umfangreiche und sehr anspruchsvolle Material zu verarbeiten als etwa im Falle der Lüneburger Heide oder des Teufelsmoores. Es besitzt also seine Berechtigung, wenn die neuere Literaturwissenschaft (nicht nur der Region) sich diesem großen Thema in einem Symposium näherte, das im Jahre 2006 – veranstaltet vom Institut für Germanistik der TU Braunschweig und der Wilhelm-Raabe-Forschungsstelle der Stadt Braunschweig, unterstützt vom Museum Schloss Wernigerode – in Wernigerode stattfand. Der daraus entstandene Sammelband kann hier angezeigt werden. Wenn es auch bei einer Sammlung ganz unterschiedlicher Beiträge unvermeidlich ist, dass Überflüssiges mitgeteilt und Wichtiges nicht berührt wird, so vermittelt schon das erste Durchblättern dieses Bandes den Eindruck: Die Herausgeber haben mit Sorgfalt und Bedacht ausgewählt und Linien betont, die ein Gesamtbild entstehen lassen. Das verdient hohe Anerkennung.

Die Autoren und ihre Beiträge: Rolf Parr: Von der völkischen Literaturgeschichtsschreibung zur kulturwissenschaftlichen Diskursanalyse. Forschungsansätze zum Verhältnis von Literatur und Region – Julia Bertschik: Im Bergwerk der Literatur. Zur Universalität eines Topos regionalen Wissens – Eleoma Joshua: Literary Harz Journeys. The Perception of the Harz in the Early Nineteenth Century – Wolfgang Behschnitt: Die Harzwanderung als Familienroman. Wilhelm Blumenhagens Wanderung durch den Harz (1838) – Cord-Friedrich Berghahn: Wilde und gezähmte Natur. Ludwig Tiecks

Harzmotive – Renate Stauf: „Der Brocken ist eine Deutscher“. Zeitkritik und Satire in Heines Harzreise – Erich Unglaub: Hans Christian Andersen als Harzreisender – Eberhard Rohse: Harztouristen als literarische Figuren in Werken Theodor Fontanes und Wilhelm Raabes: Cécile – Frau Salome – Unruhige Gäste – Michael Ewert: Der Harz als Geschichts- und Erinnerungsraum. Historische Raumerfahrung in Theodor Fontanes Cécile – Sören R. Fauth: Der Harz als symbolische und metaphysische Landschaft. Wilhelm Raabes Zum wilden Mann und Die Innerste – Herbert Blume: Der Harz als beschädigtes Idyll. Hagelstange, Kempowski, Rosenlöcher – Gabriele Henkel: Erinnerung und Begrenzung. Der Harz als Thema im zeichnerischen Werk Wilhelm Raabes – Justus Lange: Vom fürstlichen Auftrag zum bürgerlichen Wandschmuck. Der Harz als Motiv in der Malerei von Pascha Weitsch bis Carl Heel. Dazu kommen verdienstvolle Personen- und Ortsregister sowie ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren.

Aus landeshistorischer Perspektive muss auf den Beitrag von Parr verwiesen werden, der versucht, Arbeiten zur regionalen Literaturgeschichte zu typisieren: erstens motivgeschichtliche Ansätze, zweitens „geo-ethnologische Konstruktionen“ und drittens neuere sozialgeschichtliche Ansätze (S. 14); später heißt es statt „sozialgeschichtliche“ „literatursoziologische“ Ansätze (S. 22). Er möchte literarwissenschaftliche mit sozialen Fragestellungen verbinden und verfolgt die Erzeugung von Regionalität (hier des Harzes) in einer Interdiskursanalyse. Relativ konstante Elemente, die das Reden und Schreiben über den Harz auszeichnen, seien, so Parr, „das Sagen- und Hexenwesen“. Er konstatiert einen diskursiven Zirkel: Das „Alltagswissen“ über Hexen und Sagengestalten finde Aufnahme und produktive Weiterverarbeitung in der Kunstliteratur; durch eine literaturgeschichtliche „Aufladung“ erfolge eine „Re-Applikation“ einzelner literarischer Elemente zurück in den Alltag oder in Spezialdiskurse.

Dazu lässt sich anfügen, dass dem dänischen Dichter Hans Christian Andersen seinen Reisebeschreibungen zufolge Naturszenarien nur dann wirklich romantisch erscheinen wollten, wenn sich an die Natur die eine oder andere Sage knüpfte (S. 164).

Ein Thema, das eine ganze Reihe der Beiträge durchzieht, klingt damit an: die Erweiterung des individuellen Seelenraums durch ein unmittelbares Naturerlebnis in der wilden Harzlandschaft. Diese Erwartungshaltung leitet sich jedoch wieder aus der Literatur ab: aus Goethes Harzreise im Winter. Eine zentrale Position in der Goetherezeption wie auch in der literarischen Szene der Romantik und Spätromantik nahm Ludwig Tieck ein, dessen Produkte die positivistische Literaturwissenschaft als Wortgeklingel und Motivgeschiebe ohne eigenes Erleben verriss, weil er sich (Berghahn, S. 95) die Situation imaginierte und psychologische Zustände simulierte. Gerade an seinen bekannten Harzerzählungen (Der blonde Ekbert, Der Runenberg) lässt sich zeigen, wie die Literatur in der Moderne an Autonomie gewinnt.

In ähnlicher Weise reagierte Heinrich Heine auf das goethische Vorbild und die daraus resultierende Erwartungshaltung: „Natur wird in der Harzreise durchwegs nur noch als literarisches Zitat greifbar, als eine zur Idylle verklärte, empfindsame Natur oder als Chiffre romantischer Innerlichkeit“ (Stauf, S. 119f.). Hans Christian Andersen, der den Harz 1831 bereiste – auf „poetischer Pilgerreise zu Ludwig Tieck“ (Unglaub, S. 158) – bezog sich auf Heine wie auf Tieck gleichermaßen; er wollte in seinen Reisebeschreibungen nicht Wirklichkeit wiedergeben, sondern Schattenbilder (Skyggebilder) der Erinnerung aus seinem Herzen hervorzaubern, wobei der Reproduktion von Sagen katalytische Funktion zukam. Der hannoversche Literat Wilhelm Blumenhagen unterwarf sich in seiner „Wanderung durch den Harz“ (1838) den Vorgaben, vor den inneren Augen der Leserschaft „romantische und malerische“ Szenarien entstehen zu lassen, die er durch eine fiktive Handlung miteinander verband.

Eine noch stärkere Vermittlung des vorgeblich ursprünglichen dichterischen Erlebens zeigt die Schilderung von Harztouristen, die Bildungserlebnisse reproduzieren wollten, durch Autoren des Bürgerlichen Realismus. Fontane bringt, hierin Andersen verwandt, „das geschichtliche Gedächtnis der Schauplätze und Orte erzählend zur Sprache“ (Ewert, S. 255), dieses aber nicht als Selbstzweck, sondern als ein „regional gespiegelter Gesellschaftsbild der Bismarck-Ära“ (Rohse, S. 231). Wilhelm Raabe als besonders gutem Ortskenner und eifrigem Harztouristen ging es in seinen Romanen um eine Vergegenwärtigung der *Conditio humana* bzw. ihre psychologische Bewältigung durch Schopenhauersche Willensphilosophie.

Die Reste und Überreste einer Bildungsaneignung des Harzes durch den Massentourismus besichtigen und ordnen Autoren aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: „Ein durch den Menschen gestörter, beschmutzter, beschädigter Harz“ rückt in der Vordergrund der Darstellung (Blume, S. 296).

Bemerkenswert ist nun, dass das nicht reproduzierbare goethische Natur- und Selbstfindungserlebnis, das immer stärker verdünnt wird und verblasst, durch eine Landschaft bewirkt werden sollte, die seit dem Mittelalter von der Montanindustrie geprägt war. Dieser Aspekt wird aber in die Unterwelt verbannt, in das Bergwerk als literarischen Ort (Bertschik), an welchem Imagination, poetische Tradition und harte Berufswirklichkeit widerstreiten, so dass oberirdisch (mit der bekannten Tieckschen Wortprägung) „Wald- einsamkeit“ herrschen konnte.

Die hier versuchten Andeutungen im Blick auf einzelne Ergebnisse des Bandes leiten zu der Erkenntnis, dass Parrs Modell der Erzeugung von Regionalität in der Literatur ergänzt werden müsste: Alltagswissen und literarische Tradition werden durch einen je individuellen Impetus aktiviert, der auf allgemeine Erwartungen reflektiert und individual- wie kollektivpsychologisch erklärt werden kann. Dass die Beschränkung auf das „Sagen- und Hexenwesen“ als Texten und Landschaft gemeinsamem literarischem Element nicht hinreicht, kann im Übrigen die parallele Beschäftigung mit der bildenden Kunst nachweisen; jedenfalls beziehen sich Henkel und Lange in ihren Beiträgen nicht auf Hexen- und Teufelsszenen, sondern auf identifizierbare Topografien, die auf Wirkungen zielten.

Was Rez. noch interessiert hätte: Eleoma Joshua analysiert Harzreiseberichte von 1775 bis Heinrich Heine, auch Friedrich Stolbergs Gedichte, um die Konzepte von mythologischer Offenbarung, Wildnis und deutscher Freiheit zu umreißen, die als kulturell geprägte Vorstellungen und tradierte Motive für Heine zum Material seiner Gestaltungen werden. Damit verlässt sie kaum den Rahmen der deutschen Traditionszusammenhänge, die den Harz *pars pro toto* für den deutschen Wald nehmen. Gerne hätte Rez. mehr über die Ausgestaltung des britischen Harzbildes erfahren, wie es sich z.B. in einer Binnen- erzählung von Marryats Schauerroman *The Phantom Ship – The White Wolf of the Hartz Mountains* – (1839) spiegelt: Darin erscheint der Harz als unbewohnte dämonische Landschaft, kulturell und geografisch Transsylvanien direkt benachbart.

Brage Bei der Wieden

Detlef C r e y d t, Luftkrieg im Weserbergland. Eine Chronologie der Ereignisse. Holzminden: Verlag Jörg Mitzkat, 2. Aufl. 2007, 542 Seiten, Abb., 24,80 €

Der seit 1993 mit vier vorzüglichen Monographien über Rüstung und Zwangsarbeit im südwestniedersächsischen Raum 1939–1945 als Herausgeber und Mitverfasser profiliert hervorgetretene C. behandelt in seinem neuesten mit ca. 150 Abbildungen hervorragend ausgestatteten Buch ein hinsichtlich der hochkomplizierten Quellenlage besonders

schwieriges Thema. Der verheerende Luftkrieg über Deutschland war ganz im Gegensatz zu seinen ungeheuerlichen Dimensionen jahrzehntelang aus mancherlei Gründen ein Stiefkind der Forschung und erst ein spannend aufgemachtes Sensationsbuch¹ weckte 2002 auch ein breiteres allgemeines Interesse daran. Die Luftkriegsereignisse im Landkreis Holzminden waren bisher nur lokal oder sehr allgemein und damit unscharf ganz lückenhaft behandelt worden, wodurch kein Gesamtbild entstand. C. erhellt jetzt auf hohem darstellerischem Niveau und staunenswert dichter Materialbasis bis in die Einzelheiten detailliert ein wenig bekanntes wichtiges Kapitel der Geschichte des Zweiten Weltkrieges in der damals mit Recht so genannten „Heimatfront“ im abgelegenen Westteil des Landes Braunschweig (ab 1941 der Provinz Hannover zugeschlagen). Der Rezensent – wiederholt mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges im Freistaat Braunschweig befasst – ist erstaunt über den unerwarteten von C. nachgewiesenen hohen Grad der Drangsalierung der Bevölkerung aus der Luft sowie über die Intensität des dortigen Luftkriegsszenariums im von den Brennpunkten der Luftangriffe abgelegenen Wesergebiet.

C. bietet weit mehr, als sein Buchtitel erkennen lässt, da er sehr genau auch die militärtechnische Seite des Luftkriegswesens seit etwa 1933 darstellt. Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert. Vier andere Mitautoren behandeln im Einführungsteil (auf 43 Seiten) die allgemeinen Entwicklungsphasen des Luftkriegs, die wichtigsten Typen der deutschen und alliierten Bomber- und Jagdflugzeuge, die deutsche Flakartillerie und schließlich die Radar- und Funktechnik. D.C. ist ab Seite 59 der Alleinverfasser der Monographie. In einem Anhang beschreibt er tabellarisch u. a. die Grundorganisation der deutschen und alliierten Luftstreitkräfte, die speziell im Weserbergland eingesetzten Flugzeugtypen, die Arten der dort eingesetzten Abwurfmunition sowie die Luftschutzeinrichtungen und -bauten. Der chronologische Hauptteil schildert auf 343 (!) Druckseiten mit genauen Daten Monat für Monat die einzelnen Luftkriegsereignisse im Oberweserraum zwischen den Eckpunkten Hameln, Elze, Alfeld, Northeim, Karlshafen, Driburg und dem Extertal mit dem Schwerpunkt auf dem Kreis Holzminden. Die Fülle der derart erstmals ans Licht gebrachten und genau belegten Ereignisse sowie die verarbeitete überreiche Quellengrundlage (ausgebreitete vielfach ausländische Literatur und Archivalien, 210 Zeitzeugeninterviews usw.) ist beeindruckend. Selbstverständlich war diese großstadt- und industriearme Region kein Schwerpunktziel der alliierten Luftangriffe. Doch wurde das Gebiet bei Hin- und Rückflügen zu und von den Hauptbombenzielen Kassel, Hannover, Braunschweig, Mitteldeutschland, Berlin usw. fortdauernd sozusagen indirekt in Mitleidenschaft gezogen (u. a. Luftkämpfe mit abgedrängten Feindflugzeugen, Notabwürfe derselben usw., Überfliegungen). Aber es gab auch allein im Oktober 1944 28 gezielte Luftangriffe und im folgenden November 21 Flugzeugabstürze. Insgesamt erfolgten in der untersuchten Region über 200 Bombardierungen und Bombenabwürfe sowie mindestens 120 Tieffliegerbeschießungen. Dadurch starben ca. 950 Personen, ca. 150 Häuser wurden völlig und über 850 teilzerstört. Mehr als 80 Bomber sowie zwei Dutzend Jagdbomber und Jäger der Alliierten wurden abgeschossen, wobei 380 Angloamerikaner starben. Auf deutscher Seite stürzten über 130 Jagdflugzeuge ab (u. a. durch Abschuss, Notlandung usw.), was 80 deutschen Fliegern das Leben kostete. In einem sehr instruktiven tabellarischen Anhang listet C. detailliert sehr übersichtlich die deutschen und alliierten Flugzeugabstürze mit Datum, Flugzeugtyp, Fliegerhorst bzw. Luftwaffeneinheit, Angriffsziel, Absturzort sowie den namentlich genannten Toten und Überlebenden der Besatzungen auf. Eine spezielle Tabelle der Bombardierungen und Beschießungen nennt Datum, Ort, Flugzeuganzahl, Abwurfmunition, Schäden (Häu-

1 Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*. München 2002.

ser, Forst- und Flurschäden, Eisenbahn, Brücken, Vieh usw.) sowie die Zahl der Toten und Verletzten bei den einzelnen Angriffen. Seite um Seite immer spannend werden die einzelnen meist dramatischen Vorkommnisse ausführlich im chronologischen Hauptteil geschildert: Überfliegungen, Luftkämpfe, Abstürze, Abschüsse, Fallschirmabsprünge, Notlandungen, Bombardierungen und Beschuss, das Verhalten sowie die Angst und Not der betroffenen Bevölkerung usw. Mehr als 300 zu Boden gegangene angloamerikanische Flugzeugbesatzungsmitglieder gerieten in deutsche Gefangenschaft, wobei sie einige Male von der Bevölkerung bedroht wurden. Aber nur in einem einzigen Ausnahmefall wurde 1944 ein Amerikaner aufs schwerste misshandelt und mit Lynchmord bedroht durch zwei Funktionäre der NSDAP; der eine war der betrunkene NS-Kreisleiter Laue in Holzminden. Der sich ab 1943 rasant verstärkende Luftterror gipfelte im Westteil des Landes Braunschweig in den Angriffen auf die Verschiebebahnhöfe Kreisen am 22. Februar 1945 (mit mindestens 63 Toten) und mit ca. 170 Flugzeugen auf Holzminden am 3. April 1945 (mit 158 Toten). Ausführliche, wörtlich abgedruckte Zeitzeugenberichte von deutscher und alliierter Seite dokumentieren beklemmend diese und zahllose sonstige luftkriegsbezogenen Ereignisse und Aktivitäten (u.a. Segelfluggplatz auf dem Ith, speziell geschützte Objekte wie Weser- und Leinebrücken, Viadukt in Greene usw.). Erwähnenswert sind auch die in der letzten Kriegszeit erfolgten Luftangriffe auf Menschengruppen und Einzelpersonen, Fahrzeuge, Lokomotiven, Züge und Strecken der Eisenbahn, Weserschiffe, Brücken usw. Ein erstaunliches Ergebnis von C.s Forschungen ist, dass ganz im Gegensatz zur verbreiteten herkömmlichen Vorstellung von einer zuletzt angesichts totaler alliierter Luftherrschaft gelähmten deutschen Luftabwehr die Flak und vor allem die Jagdflugzeuge noch recht intensiv im Oberwesergebiet aktiv und gelegentlich auch erfolgreich waren. Durch Orts- und Personenregister wird der Band erschlossen. Das Kapitel 2.3 (mit der bilanzierenden Statistik S. 421 ff.) sollte genauer „Bilanz und Nachwirkungen des Krieges“ benannt werden.

Zur Komplettierung der verheerenden Kriegsgeschehnisse im Kreis Holzminden sei ergänzend zu einer auf Seite 10 von C. zitierten ² Behauptung des Rezensenten folgendes erwähnt. Da nach neuesten Forschungen jeder achte männliche Deutsche im Zweiten Weltkrieg ums Leben kam, kann man jetzt schätzungsweise davon ausgehen, dass von der einheimischen holzmindenschen Kreisbevölkerung des Jahres 1939 ca. 3 400 Männer zumeist als Soldaten ihr Leben verloren haben.

C. hat das Verständnis des für Nachgeborene schwer vorstellbaren Kriegsgeschehens auf einem wissenschaftlich wenig erforschten Feld wesentlich gefördert. Die räumlich begrenzte Landesgeschichtsforschung erhebt sich auf ein höheres Betrachtungsniveau durch den historischen Vergleich. Es wird schwer sein, viele vergleichbar intensive Regionaluntersuchungen für das Luftkriegsszenarium auf dem „flachen Land“ in der Bundesrepublik zu finden.

Dieter Lent

Eckhard Schimpf, Heilig – Die Flucht des Braunschweiger Naziführers auf der Vatikan-Route nach Südamerika. Braunschweig: Appelhaus Verlag 2005, 135 S., Abb., 12,80 €

2 Mein Aufsatz „Zur Geschichte und Bevölkerungsbilanz Niedersachsens im Zweiten Weltkrieg“ ist verstümmelt und bibliographisch unenträtselbar auf S. 513 (10) fehlerhaft zitiert; er ist erschienen im Sammelband „Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte“, hg. von D. Brosius und M. Last, Hildesheim 1984, S. 524–544.

Er war NSDAP-Kreisleiter, Gauinspekteur und Stellvertreter von Gauleiter Lauterbach: Berthold Heilig, gerade dreißigjährig einer der mächtigsten Nationalsozialisten in der Stadt Braunschweig. Der fanatische Parteiaktivist erklärte noch in den letzten Kriegstagen die Stadt zur Festung und führte von der Kreisbefehlsstelle in der Bunkeranlage am Nussberg aus ein mörderisches Schreckensregiment, dem in buchstäblich letzter Minute noch mehrere Menschen zum Opfer fielen. 1948 in Braunschweig vor Gericht gestellt und wegen Mordes zum Tod verurteilt, gelang Heilig jedoch durch die Mithilfe von Gesinnungsgenossen die Flucht aus dem Wolfenbütteler Gefängnis; er tauchte unter und setzte sich dann nach Argentinien ab. War sein unheilvolles Wirken insbesondere gegen Kriegsende durch die Prozessunterlagen und einige Aktenbestände des Staatsarchivs Wolfenbüttel auch bekannt, so lag das weitere Schicksal dieses Kriegsverbrechers bislang weitgehend im Dunkeln. Der Journalist und Autor Eckhard Schimpf, bereits mit einigen Braunschweig-Büchern (u. a. „Klinterklater“) und einer Kindheitsschilderung im Krieg („Nachts, als die Weihnachtsbäume kamen“) hervorgetreten, begab sich nun auf eine intensive Spurensuche und konnte mit dem hier anzuzeigenden Buch Heiligs Nachkriegsbiografie umfassend erhellen. Briefe, Akten, Tagebücher sowie Berichte von Zeitzeugen und Angehörigen bildeten hierzu die Grundlage. So beschreibt der Autor dessen abenteuerliche Flucht von Kloster zu Kloster über die Alpen bis nach Rom, wo er bei vatikanischen Kirchenkreisen für eine Weile Unterschlupf fand. Das „Kameradenwerk“ (um das deutsche Flieger-As Hans-Ulrich Rudel) und die Fluchthilfeorganisation für NS-Täter „Odessa“ (bestehend aus ehemaligen SS-Angehörigen) stellten Heilig 1951 die Geldmittel für die Überfahrt nach Buenos Aires zur Verfügung. Er ließ Frau und Töchter nachkommen, aber die Ehe zerbrach schon nach wenigen Monaten und die Angehörigen kehrten nach Deutschland zurück. Auf unterschiedlichste Weise versuchte Heilig sich in Argentinien eine neue Existenz aufzubauen, jedoch war allen Projekten kein dauerhafter Erfolg beschieden. In ständiger Angst vor Entdeckung, manisch-depressiv und alkoholkrank, stürzte er sich 1978 aus einem Hotelhochhaus in Ayacucho. Reue oder Scham für seine Taten hat er wohl nie empfunden. Noch während der Wolfenbütteler Haft bekannte er trotzig: „Nein, ich brauche mein Haupt nicht zu senken. Meinen Stolz werdet ihr nicht brechen. Was wisst Ihr von Schuld? Ich trage sie und stehe damit jenseits der verlogenen Rechts- und Moralordnung.“ (S. 76)

Umrahmt wird diese Lebensgeschichte von Kindheitserinnerungen des Autors und Schilderungen einzelner Etappen seiner Recherchearbeit. Zwei vorangestellte Kapitel („Der letzte Tag“ und „Auf Heiligs Konto“) beschreiben die Kriegsereignisse in der „Festung Braunschweig“ unmittelbar vor der Einnahme durch die Amerikaner und die Mordbefehle des Kreisleiters noch im Untergang. Dieser Abschnitt, im Umschlagtext als „Dokument des Schreckens mit vielen bisher unbekannten Details“ extra hervorgehoben, basiert in großen Teilen jedoch auf der fundierten Dokumentation „Braunschweig zwischen Krieg und Frieden“ von Karl-Joachim Krause, 1994 erschienen. Ein diesbezüglicher Hinweis gerade auch im Text (das Buch taucht lediglich zweimal in den Anmerkungen auf) wäre hier allerdings ein Muss gewesen. Alles in allem ist die Fluchtgeschichte des Berthold Heilig eine gut lesbare und spannende Lektüre, die die kriminellen Machenschaften von Teilen der Kirche und Nazi-Netzwerken in den Jahren nach Kriegsende auf beklemmende Weise deutlich werden lässt.

Joachim Schmid

Norman-Mathias Pingel, *Von Bodenständigkeit und Politik – Carl Lauenstein. Ein biografisches Porträt.* Hrsg. v. Stiftung NORD/LB-Öffentliche. Braunschweig: Johann Heinrich Meyer Verlag [2005], 168 S., viele Abb., 14,80 €

Mit der vorliegenden Biografie eröffnet die Stiftung NORD/LB-Öffentliche eine neue Publikationsreihe zur Braunschweigischen Landesgeschichte. Sie soll, so ist dem Geleitwort ihres Vorstandsvorsitzenden Gerhard Glogowski zu entnehmen, „Lebensläufe im Braunschweigischen ... dokumentieren, die im Sinne einer konstruktiven Identitätsfindung die Traditionen des alten Braunschweiger Landes deutlich machen.“ Carl Lauensteins Lebenslauf wird von Norman Mathias Pingel auf der Grundlage von Quellen, Zeitzeugenberichten und persönlichen Erzählungen nachgezeichnet. Den Namen des Autors erfährt der Leser allerdings erst aus dem Titelblatt oder muss ihn an versteckter Stelle auf der Einbandrückseite suchen – auf dem vorderen Bucheinband und im Rückentitel wird er leider nicht erwähnt.

Carl Lauenstein wurde 1919 in Bodenstedt geboren, wo er heute noch lebt. Bis 1974 lag das Dorf im Landkreis Braunschweig, heute ist es Teil der Gemeinde Vechelde im Kreis Peine. Nach der Grundschule besuchte er das Gymnasium Martino-Katharineum in Braunschweig („Kindheit und Jugend“, S. 11–17). Sein Vater, größter Landwirt am Ort, lebte ihm politisches Engagement vor, u. a. als Ortsvorsteher von Bodenstedt. In der NS-Zeit erfuhr die Familie ständig Nachteile und Schikanen durch die örtlichen Nationalsozialisten. Für den Sohn waren diese Erlebnisse prägend („Schatten der Politik“, S. 18–38). Am Zweiten Weltkrieg nahm Carl Lauenstein von Beginn an als Soldat teil („Krieg und Gefangenschaft“, S. 39–55). Im November 1944 erhielt er Heiratsurlaub zur Hochzeit mit Anneliese Struckmann in Bodenstedt, bei Kriegsende geriet er für drei Jahre in sowjetische Kriegsgefangenschaft.

1948 fand Carl Lauenstein zu Hause ein unzerstörtes Dorf vor, in dem zahlreiche Flüchtlinge und Vertriebene einquartiert waren, um deren Integration er sich sehr bemühte. Nun begann sein Wirken als Politiker. „Die politische Betätigung im Überblick“ (S. 56–70) fasst die Stationen zusammen: Mitglied im Gemeinderat von Bodenstedt seit Dezember 1948 bis 1974, 1952 bis 1974 im Kreistag Braunschweig, nach der Gebietsreform dann 1974 bis 1991 im Landkreis Peine und im Gemeinderat von Vechelde, dort von 1981 bis 1986 auch Bürgermeister. Von 1964 bis 1972 war er Landrat des Landkreises Braunschweig. Lauenstein trat zunächst der Deutschen Partei bei und zog 1959 als ihr Abgeordneter in den Niedersächsischen Landtag ein. Nach der Spaltung der DP wechselte er zusammen mit anderen Abgeordneten 1961 zur CDU. 1960 wandte er sich eindringlich aber vergeblich gegen den Abriss des Braunschweiger Residenzschlosses. Von 1967 bis 1986 gehörte er mit Unterbrechungen dem Landtagsausschuss für innere Verwaltung (Innenausschuss) an, arbeitete ebenfalls seit 1967 in führender Position in der CDU bis hinauf zur Landesebene und war Fraktionsvorsitzender seiner Partei im Kreistag in Braunschweig.

Die folgenden Kapitel vertiefen einige seiner Aufgabengebiete. Einen besonderen Schwerpunkt bildet dabei Lauensteins „Engagement im Landkreis Braunschweig“ (S. 71–99, – zugleich eine kurz gefasste Nachkriegsgeschichte des Landkreises). Dessen Ende begann 1972 mit der Eingliederung der bisherigen braunschweigischen Exklave Thedinghausen in den Landkreis Verden. Schon seit der Mitte der Sechziger Jahre wurde über eine umfassende Gemeinde- und Kreisreform diskutiert („Die Zeit der Reformen“, S. 100–117), für die der Landkreis Braunschweig 1969 einen eigenen, später aber nicht umgesetzten Entwurf einbrachte. 1974 schließlich erfolgte die Auflösung des Landkreises Braunschweig, der westliche Teil um Vechelde – und damit auch Lauensteins Heimat Bodenstedt – gehört seither zum Landkreis Peine.

Aus Carl Lauensteins Zeit als Landtagsabgeordneter in Hannover und Mitglied im Innenausschuss greift der Verf. insbesondere die unruhigen Jahre 1968 bis 1972 heraus („Die Frage der Inneren Sicherheit“, S. 118–122), seinen engagierten Einsatz für das Zustandekommen der „Städtepartnerschaften mit Frankreich und Finnland“ (S. 123–134) stellt er eingehend dar: Die Verbindungen mit Cachan bei Paris und Valkeakoski bestehen noch heute (inzwischen mit dem Landkreis Wolfenbüttel bzw. der Gemeinde Vechelde). „Kommunale Basisarbeit in Bodenstedt und Vechelde“ (S. 135–144) schlägt den Bogen zurück zu Lauensteins politischen Anfängen im Jahr 1948 und den Problemen der frühen Nachkriegszeit im ländlichen Gemeinderat, die so ganz anders waren als diejenigen, mit denen er dann ab 1981 als Bürgermeister der Gemeinde Vechelde konfrontiert wurde. „Rund um die Landwirtschaft“ (S. 145–155) lenkt den Blick darauf, dass Lauenstein neben seiner politischen Tätigkeit immer Landwirt blieb – vor allem ist hier seine sehr beachtliche Schafzucht zu nennen.

Carl Lauenstein gab seine Ämter und Funktionen sukzessive auf („Rückzug aus der Politik“, S. 156–161), 1986 verließ er den Niedersächsischen Landtag, 1991 den Kreistag in Peine und den Gemeinderat in Vechelde. In den 43 Jahren seiner politischen Tätigkeit erfuhr er viele Ehrungen und genoss die Anerkennung auch derjenigen, die nicht seine parteipolitische Richtung vertraten. Er orientierte sich in seinem politischen Handeln an der Sache, blieb als Mensch bodenständig und sozial engagiert.

Der Text wird ergänzt durch zahlreiche, z.T. farbige Fotos (deren Abdruck allerdings überwiegend leider arg klein geraten ist) und einige z.T. ganzseitige Faksimiles von Dokumenten sowie Karten des Landkreises Braunschweig aus der Zeit vor und nach der Gebietsreform. Ein wenig unglücklich wirkt hier die Position der Karte von 1965 (S. 73–74): In zwei Teilen auf der Vorder- und Rückseite desselben Blattes präsentiert, verliert sie an Übersichtlichkeit, ist zudem kontrastarm und dunkel, die Ortsnamen sind nur schwer lesbar. Hier hätte sich vermutlich (z.B. im Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel) eine besser geeignete Druckvorlage ermitteln lassen. Am Ende der einzelnen Kapitel befinden sich ausführliche Anmerkungen. Den Abschluss des Bandes bilden das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 162–165), das Abbildungsverzeichnis (S. 168) sowie ein hilfreiches Personenregister (S. 166–167).

Mit dieser Studie wird eine Persönlichkeit vorgestellt, die das Braunschweiger Land mehr als vier Jahrzehnte lang in vielen herausragenden Funktionen und Ämtern mitgestaltet und sich immer als Braunschweiger verstanden hat, auch nach der Auflösung des Landkreises. Carl Lauensteins Biografie ist dabei eingebettet in ausführliche Darstellungen der historischen Zusammenhänge: Dies kann auch Lesern, die sich vielleicht bisher noch nicht sehr intensiv mit der jüngeren Braunschweigischen Landesgeschichte beschäftigt haben, das Verständnis für die Voraussetzungen und die Hintergründe von Lauensteins Handeln erleichtern.

Ulrike Strauß

Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins

Oktober 2007 bis November 2008

von

Johannes Angel

1. Allgemeines

Die Mitgliederversammlung am 17. April 2008 im Roten Saal des Kulturinstituts Braunschweig (Schloss) wurde von 80 Mitgliedern und Gästen besucht. Der Vorsitzende stellte die Beschlussfähigkeit fest und gedachte der seit der letzten Jahreshauptversammlung verstorbenen Mitglieder. Er teilte mit, dass das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 19. April 2007 mit dem Kassenbericht von 2006 zur Einsichtnahme ausliegt.

Dann informierten der Vorsitzende über die seit der letzten Mitgliederversammlung erschienenen Veröffentlichungen und Frau Dr. Boldt-Stülzebach über die Vorträge des Winterhalbjahres 2007/2008, die ausnahmsweise erst im Mai abgeschlossen wurden, über die Studienfahrten/Führungen des Sommerhalbjahres 2007 und über die geplanten Exkursionen des Sommerhalbjahres 2008.

Der Schatzmeister Herr Köckeritz legte den Abschluss per 31. Dezember 2007 vor und erläuterte die Einnahmen und Ausgaben. Der Kassenbestand betrug am Jahresende

11.451,55 €, wobei die Bezahlung des Jahrbuches 2007 noch ausstand. Herr Dr. Siemers berichtete dann über die Rechnungsprüfung durch ihn und Herrn Medefind am 10. und 16. April 2008. Das Rechnungswesen sei mit der erforderlichen Sorgfalt geführt worden. Auf Antrag von Herrn Dr. Siemers wurde dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Die Vorstandsmitglieder enthalten sich der Stimme.

Beim Tagesordnungspunkt „Neuwahl des 1. und 2. Vorsitzenden, Neuwahl von Beisitzern“ teilte Herr Dr. Jarck mit, dass er von seinem Amt als 1. Vorsitzender aus gesundheitlichen Gründen zurücktritt. Er übernahm anschließend als Versammlungsleiter die Wahl eines neuen 1. Vorsitzenden und fragte die Mitgliederversammlung nach Namensvorschlägen. Da diese nicht erfolgten, schlug er Herrn Dr. Brage Bei der Wieden, den neuen Leiter des Staatsarchiv Wolfenbüttel, für die Wahl zum 1. Vorsitzenden vor. Dessen Wahl erfolgte einstimmig. Herr Dr. Bei der Wieden nahm die Wahl an und erteilte zunächst Herrn Prof. Dr. Gerhard Schildt das Wort für eine Würdigung von Herrn Dr. Jarck. Herr Professor Schildt berichtete, dass Herr Dr. Jarck den Verein 14 Jahre geleitet hat, verbunden mit einer unendlichen Arbeitsmenge. Mehrere herausragende Veröffentlichungen sind aufgrund seiner Initiative erarbeitet und erfolgreich abgeschlossen worden. Hierzu zählen das Auswan-

dererprojekt „Brücken in eine neue Welt“, die Braunschweigische Landesgeschichte, die „Zwangsarbeit und Kriegswirtschaft im Lande Braunschweig 1939–1945“, das Braunschweigische Biographische Lexikon 19. und 20. Jahrhundert und das Braunschweigische Biographische Lexikon 8. Jahrhundert bis 1800. Mit Engagement, Dynamik und menschlicher Wärme habe er alle auftretenden Schwierigkeiten überwunden und sich für den Verein große Verdienste erworben. Er beantragte abschließend, Herrn Dr. Jarck zum Ehrenmitglied des Vereins zu ernennen. Die Mitgliederversammlung stimmte einstimmig zu.

Als erste Amtshandlung teilte Herr Dr. Bei der Wieden mit, dass auch der langjährige 2. Vorsitzende, Herr Dr. Walter Hagena, aus persönlichen stichhaltigen Gründen zurücktritt. Herr Dr. Bei der Wieden fragte die Mitgliederversammlung nach Namensvorschlägen für die Wahl eines neuen 2. Vorsitzenden. Da diese nicht erfolgten, schlug er im Einvernehmen mit dem Vereinsvorstand Herrn Ulrich Hageböling, Leiter der Regierungsvertretung in Braunschweig, für die Wahl zum neuen 2. Vorsitzenden vor. Herr Hageböling, der aus dringenden dienstlichen Gründen nicht anwesend war, sei zur Kandidatur bereit. Er sei, wie Herr Dr. Hagena, Jurist, was für den Verein sehr positiv zu bewerten ist. Die Wahl von Herrn Ulrich Hageböling zum 2. Vorsitzenden erfolgte einstimmig.

Herr Dr. Bei der Wieden teilte dann mit, dass aus dem Beirat Herr Dr. Eberle und Herr Professor Rötting ausgeschieden sind. Von den 11 möglichen Beiratsposten seien deshalb zur Zeit nur 8 besetzt. Er fragte die Mitgliederversammlung nach Namensvorschlägen für die Wahl neuer Beisitzer. Da diese nicht erfolgten, schlug Herr Dr. Bei der Wieden zur Wahl als neue Beisitzer vor: 1. Dr. Walter Hagena, bisheriger langjähriger 2. Vorsitzender, 2. Dr. Henning Steinführer, Leiter des Stadtarchivs Braunschweig und 3. Prof. Dr. Jochen Luckhardt, Leiter des Herzog Anton Ulrich-Museums. Deren Wahl erfolgte einstimmig.

Herr Dr. Bei der Wieden teilte abschließend mit, dass unser Kassenprüfer Heinrich Medefind aus gesundheitlichen Gründen zurück getreten ist. Er fragte die Mitgliederversammlung nach Namensvorschlägen für die Wahl eines neuen Kassenprüfers. Da diese nicht erfolgten, schlug er vor, Herrn Dr. Peter Albrecht neben Herrn Dr. Victor-Ludwig Siemers für dieses Amt zu wählen. Dessen Wahl erfolgte bei einer Stimmenthaltung einstimmig.

Herr Dr. Bei der Wieden bedankte sich für die Wahl der neuen Vorstandsmitglieder und versprach, mit Elan an seine neue Aufgabe heranzugehen.

Unter dem Tagesordnungspunkt Verschiedenes berichtete der neue Vorsitzende über die seit 2003 laufende wissenschaftliche Erfassung der im Staatsarchiv Wolfenbüttel verwahrten mittelalterlichen Siegel des Klosters Walkenried, über die in Kürze in den „Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte“ erscheinende Publikation von Anton Pompe „Der Opfergang des Herzogs Leopold von Braunschweig – Wahrheit oder Legende? (Oderhochwasser 1785)“ und über den ebenfalls in Kürze in den „Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte“ und in den Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen erscheinenden, von Josef Dolle erarbeiteten 2. Band des Walkenrieder Urkundenbuches (1301–1500).

Herr Dr. Bei der Wieden teilte dann mit, dass unsere Mitglieder einen Fragebogen „Mitgliederbefragung 2008“ erhalten. Mit diesem Fragebogen möchte der Vorstand die Wünsche der Mitglieder hinsichtlich des Vereinsangebots besser kennen lernen.

Abschließend teilte Herr Dr. Bei der Wieden mit, dass sich der Vorstand mit dem in der letzten Mitgliederversammlung unterbreiteten Vorschlag, einen Ehegattenbeitrag einzuführen, beschäftigt und beschlossen habe, diesem Vorschlag nicht zu folgen, um die Anmeldungen zu den Studienfahrten nicht zu verkomplizieren.

Zu dieser Mitteilung entwickelte sich eine lebhafte Diskussion. Herr Dr. Bei der Wieden entgegnete abschließend, dass sich der Vorstand erneut mit dem Thema beschäftigen werde.

Der Gesamtvorstand trat am 02. April, am 30. Juni und am 01. September 2008 zu Sitzungen zusammen.

Die Mitgliederzahl betrug im April 2008: 549 Personen und Institutionen.

2. Veröffentlichungen

- Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte Band 88, 2007
Es umfasst 256 Seiten (im Vorjahr 240 Seiten) und enthält eine Würdigung unseres Ehrenmitgliedes Dr. Richard Moderhack zu dessen 100. Geburtstag, acht Aufsätze, zwei kleinere Beiträge, die Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2006, Rezensionen und Anzeigen und die Chronik des Vereins von Oktober 2006 bis Oktober 2007.
- Anton Pompe, Der Opfergang des Herzogs Leopold von Braunschweig – Wahrheit oder Legende? (Oderhochwasser 1785).
Die Veröffentlichung erschien als Band 44 der Reihe „Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte“

3. Vorträge

a) im Städtischen Museum Braunschweig

Donnerstag, 25. Oktober 2007

Dietrich Kuessner, Braunschweig: Probleme und Defizite in der Darstellung der Geschichte der Braunschweiger Landeskirche von der Reformation bis zur Gegenwart

Donnerstag, 15. November 2007

Prof. Dr. Hans K. Schulze, Marburg: Theophanu – Eine junge Frau zwischen Orient und Okzident (mit Lichtbildern)

Donnerstag, 06. Dezember 2007

Dr. Dieter Lent, Wolfenbüttel: Von Kältewintern und Hitzesommern: Wetterbeobachtung und Witterungsgeschichte im Lande Braunschweig seit dem Frühmittelalter im Überblick (mit Lichtbildern)

Donnerstag, 10. Januar 2008

Berndt Strobach, Wolfenbüttel: Die Aktivitäten des Halberstädter Hofjuden Berend Lehmann im Fürstentum Blankenburg des Herzogs Rudolf von Braunschweig-Lüneburg (mit Lichtbildern)

b) im Roten Saal des Kulturinstituts, Braunschweiger Schloss

Donnerstag, 14. Februar 2008

Dr. Ute Maria Etzold, Wolfenbüttel: „Schwarzbrot und Freyheit“, Braunschweiger Buchbinder in den Geselleneinschreibebüchern des deutschen Sprachgebiets (mit Lichtbildern)

Donnerstag, 03. April 2008

Doppelvortrag (mit Lichtbildern)

Dr. Hans-Henning Grote, Wolfenbüttel: Die mittelalterliche Kirche St. Nicolai aus baugeschichtlicher Sicht.

Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer, Braunschweig: Wer steht hinter dem Bau der Nicolai-Kirche? Der Ort und seine mittelalterliche Grundherrschaft.

Donnerstag, 17. April 2008 (mit Jahreshauptversammlung)

Prof. Dr. Gerhard Schildt, Braunschweig: Warum hat Europa und nicht China die Welt entdeckt.

Donnerstag, 22. Mai 2008

Dr. Günter Jung, Braunschweig: Aus der Werkstatt des Denkmalpflegers.

4. Studienfahrten/Führungen

Sonnabend, 24. Mai 2008

Führung „Klosterlandschaft in und um Riddagshausen“.

Leitung: Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer

Die beeindruckende Exkursion umfasste die Teichgebiete, die mittelalterlichen Wüstungen, die Klosteranlage innerhalb der Ummauerung, die Dorflage von Riddagshausen/Neuhof und abschließend den Nussberg als Wirtschaftsgebiet des Klosters.

Sonnabend, 07. Juni 2008

Tagesfahrt „Renaissance im Weserraum mit den Stationen Bevern, Hämelschenburg und Fürstenberg“.

Leitung: Thomas Krueger

Das Renaissance-Schloss Bevern wurde 1603 bis 1612 von Statius von Münchhausen errichtet. Die Führung umfasste dessen gesamte wechselvolle Geschichte mit der Blütezeit von 1603 bis 1612 bis in die Gegenwart. Das anschließend besuchte Wasserschloss Hämelschenburg, 1588 errichtet, gilt als das Hauptwerk der Weser-

renaissance. Den Abschluss bildete das Renaissanceschloss Fürstenberg, seit 1747 Sitz der gleichnamigen Porzellanmanufaktur.

Donnerstag, 19. Juni 2008

Tagesfahrt nach Kassel mit Besuch der Ausstellungen „Weißes Gold für König Lustik – Jérôme Bonaparte und die Königliche Porzellanmanufaktur Fürstenberg“ im Schloss Wilhelmshöhe und „König Lustik!? Jérôme Bonaparte und der Modellstaat Westfalen“ im Fridericianum

Leitung: Birgit Hoffmann und Dr. Christian Lippelt.

Sonnabend, 28. Juni 2008

Halbtagesfahrt nach Hornburg

Leitung: Dr. Sibylle Heise, Dr. Karoline Arnold-Reimer und Winfried Reimer

Nach einer Besichtigung der Burganlage, seit 1910 in Privatbesitz, folgten ein Besuch der von 1612 bis 1616 erbauten Pfarrkirche und ein Rundgang durch die ehemalig bischöflich-halberstädtische und später preußische Stadt.

Sonnabend, 19. Juli 2008

Führung durch das Niedersächsische Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel [zur Geschichte von Franzosenzeit und Klassizismus]

Leitung: Dr. Brage Bei der Wieden

Sonntag, 14. September 2008

Halbtagesfahrt nach Königslutter zum „Tag der Braunschweigischen Landschaft“

Leitung: Dr. Christian Lippelt

Nach einem Besuch der Stadtkirche und einem geführten Rundgang durch die Ausstellung „Burg, Kirche, Markt – Stadtarchäologie in Königslutter“ folgte eine Führung durch den Kaiserdom. Nach einer Vorstellung des Mahnmals „Wege der Besinnung“ für die Opfer der NS-Psychiatrie wurde abschließend das Museum Mechanischer Musikinstrumente durch dessen Leiterin vorgestellt.

Sonnabend, 27. September 2008

Tagesfahrt „Derneburg und Wisbergholzen – Landschaftspark und Architektur im Klassizismus“.

Leitung: Dr.-Ing. Simon Paulus, Dr.-Ing. Ulrich Knufinke

Nach einem Besuch des Schlosses Wisbergholzen mit seinem Schlosspark erfolgten der Besuch der ausgedehnten Parkanlage in Derneburg mit Teetempel und Mausoleum und der Parkanlagen des Schlosses Söder.

Sonnabend, 18. Oktober 2008

Tagesfahrt „Osterwieck – Stadt der Reformation“

Leitung: Dr. Klaus Thiele, Lieselotte Thiele, Michael Räuscher.

In einem ausgedehnten Stadtrundgang wurde der Neuaufbau nach der starken Schädigung der mittelalterlichen Stadt durch ein Ilse-Hochwasser im Jahre 1495 nach-

vollzogen. Am Nachmittag erfolgte der Besuch der St. Stephani-Kirche mit seiner eindrucksvollen romanischen Turmfront und der von 1542 bis 1547 neu errichteten Langhaushalle.

Sonnabend, 25. Oktober 2008

Führung durch das Landeskirchliche Archiv Wolfenbüttel.

Leitung: Birgit Hoffmann

Donnerstag, 6. November 2008

Tagesfahrt nach Magdeburg mit einem Besuch der Ausstellung „Spektakel der Macht“ im Kulturhistorischen Museum und einem thematisch orientierten Stadtrundgang zu Orten herrschaftlicher Repräsentation.

Leitung: Dr. Roxane Berwinkel, Dr. Christian Lippelt, Prof. Dr. Matthias Puhle

Verstorbene Mitglieder

deren Namen seit dem Erscheinen des letzten Jahrbuchs 2007
der Redaktion bekannt wurden

Herr Peter Former, Braunschweig

Herr Helmut Mayer, Wolfenbüttel

Herr Erhard Schrader, Groß Denkte

Herr Heinrich Schrader, Braunschweig

Herr Dr. Jürgen Sommer, Braunschweig

Ergebnisse der Mitgliederbefragung 2008

von

Brage Bei der Wieden und Heike Kurde

Der Braunschweigische Geschichtsverein führte im Frühjahr 2008 eine Mitgliederbefragung durch. An dieser beteiligten sich 113 von 549 Mitgliedern (20,6 %). Da die Beantwortung nicht nur einen Aufwand bedeutete, sondern in der Regel auch, da der ausgefüllte Fragebogen der Geschäftsstelle des Geschichtsverein zugeleitet werden musste, mit Kosten verbunden war, kann das Ergebnis nicht als repräsentativ im statistischen Sinne gewertet werden. Umso stärker ist, da jeder, der wollte, seine Meinung äußern konnte, der legitimatorische Charakter der Ergebnisse zu betonen.

Die Auswertung:

Geschlecht

79 (70 %) männlich, 34 (30 %) weiblich (N=113)

Jahrgang

Zwischen 1916 und 1972, im Durchschnitt: 1940,7 (N=109). Nach Kohorten: 1916–1929: 18 (16,5 %); 1930–1939: 44 (40,4 %); 1940–1949: 24 (22,0 %); 1950–1959: 11 (10,1 %); 1960–1969: 9 (8,3 %); 1970–1972: 3 (2,8 %)

Postleitzahlen

Bereich 2: 3, Bereich 30: 3, Bereich 31: 3, Bereich 35:3, Bereich 37:4, Bereich 38: 89, davon: Bereich 381: 56 (53,8 %), Bereich 382: 2, Bereich 383: 22 (21,2 %), Bereich 384: 1, Bereich 385: 2, Bereich 386: 4 (eine Leitzahl nicht hinreichend spezifiziert) (N=104)

Erwerbstätigkeit

Kein/e Student/in, 37 (34,3 %) erwerbstätig, 71 (65,7 %) nicht erwerbstätig (N=108)

Internet

Ich nutze das Internet 67, nutze das Internet nicht 31 (N=98) [keine Angabe: 15]. Die Nicht-Nutzung des Internets korreliert erkennbar mit Alter (Durchschnittsjahrgang 1934) und Geschlecht (35,5 % weiblich).

Vorträge

Die Zahl der Vorträge ist angemessen 96 (91,4 %), weniger Vorträge würden auch ausreichen 7, es könnten mehr Vorträge sein 2 (N=105)

Ich besuche die Vorträge regelmäßig 20 (18,2 %), gelegentlich 82 (75,5 %), habe noch nie einen Vortrag besucht 8 (7,3 %) (N=110)

Unter den Mitgliedern, die noch nie einen Vortrag besucht haben, kommt ungefähr die Hälfte nicht aus dem Raum Braunschweig-Wolfenbüttel. Andererseits haben jedoch die meisten der ferner von Braunschweig lebenden Mitglieder schon einen Vortrag des Geschichtsvereins gehört.

Studienfahrten und Führungen

Die Zahl der Studienfahrten/Führungen ist angemessen 92, weniger würden auch ausreichen 5, es könnten mehr Studienfahrten/Führungen sein 3 (N=100)

Ich nehme regelmäßig an Studienfahrten/Führungen teil 20, gelegentlich 63, habe noch nie an einer Studienfahrt/Führung teilgenommen 27 (N=100)

Die Regelform einer Studienfahrt sollte die Tagesfahrt mit dem Bus darstellen 65 (60,7 %), andere Formen wären auch interessant 42 (39,3) (N=107)

Die Gruppe, die andere Formen für interessant hält, ist im Schnitt zwei Jahre jünger als die Grundgesamtheit.

Die Ziele sollten sich in der Regel auf das Arbeitsgebiet des Vereins beziehen, ja 83, nein 17 (N=100)

Exkursionen sollten am Wochenende stattfinden 27 (26,0 %), einzelne Angebote können auch auf einen Werktag gelegt werden 77 (74,0 %) (N=104)

Mich interessieren historische und kulturelle Themen allgemein 99 (91,2 %), ich habe vor allem Interesse an neuen Erkenntnissen 29 (26,9 %), beide Felder angekreuzt 20 (18,5 %) (N=108)

Ich könnte auch selbst einmal eine Studienfahrt/Führung anbieten 13.

Braunschweigisches Jahrbuch

Ich lese das Jahrbuch regelmäßig 51 (49,0 %), die Beiträge, die mich interessieren 60 (57,7 %), lese kaum einmal im Jahrbuch 3 (2,9 %), habe noch nie im Jahrbuch gelesen 0 (N=104)

Die Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte ist ein unverzichtbarer Bestandteil des Jahrbuchs 82 (87,2 %), ist durch die Online-Version der Niedersächsischen Bibliographie entbehrlich geworden 12 (12,8 %) (N=94)

Buchpublikationen (Quellen und Forschungen)

In der Regel interessieren mich die Quellen und Forschungen 61 (58,7 %), ab und zu interessiert mich ein einzelner Band 41 (39,4 %), die Quellen und Forschungen interessieren mich nicht 3 (2,9 %) (N=104)

Arbeitsgruppen

Ich hätte Lust, mich an einer Arbeitsgruppe zu beteiligen 9, könnte mir grundsätzlich eine Mitarbeit vorstellen 29, hätte kein Interesse 41 (N=79) [keine Angabe: 34] Diejenigen, die Lust hätten, sich an einer Arbeitsgruppe zu beteiligen, sind im Durchschnitt deutlich jünger als die Grundgesamtheit; die meisten von ihnen wären auch bereit, selbst Führungen anzubieten.

107 Mitglieder (99,1 %) meinen, dass die Arbeit des Geschichtsvereins zu einem *Bewusstsein für regionale Geschichte* beiträgt, ein Mitglied ist anderer Meinung (N=108)

Wollte man versuchen, das durchschnittliche Mitglied als Typus vorzustellen, würde es sich um einen 68-jährigen Mann aus Braunschweig handeln, der das Internet nutzt und mit der Zahl der Vorträge und Studienfahrten zufrieden ist. Die Studienfahrten sollten sich seiner Meinung nach auf das Arbeitsgebiet des Vereins beziehen und könnten auch werktags stattfinden; sie sollten zur allgemeinen historischen und kulturellen Bildung beitragen. Im Jahrbuch liest er, was sein Interesse weckt, die Quellen und Forschungen nimmt er aufmerksam zu Kenntnis.

Der Fragebogen bot ferner die Möglichkeit, Wünsche zu äußern und Kommentare abzugeben. Da die Fragebogen anonym ausgewertet worden sind, konnte keine direkte Reaktion auf diese, z. T. sehr konstruktiven Wünsche und Kommentare erfolgen. Zwei Punkte wurden mehrfach angesprochen: akustische Probleme bei Vortragsveranstaltungen („zwei Mikrophone wären wünschenswert“) und die Nachwuchsrekrutierung („es wäre schön, wenn auch jüngere Mitglieder geworben werden könnten“). Außerdem wurde deutlich, dass viele Mitglieder es schätzen, wenn die Termine für die Studienfahrten schon auf lange Zeit im Voraus festgelegt werden.

